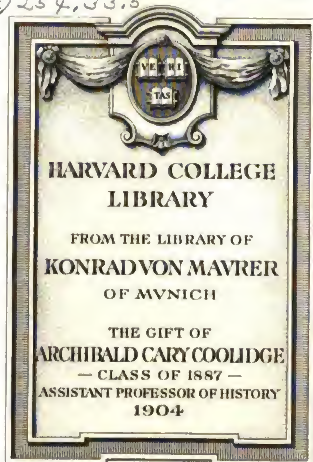
Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner

Heinrich von Wlislocki


VE RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Darstellungen

aus dem Gebiete

der nichtchristlichen Religionsgeschichte.

IV.

Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner.

Münster i. W. 1891.

Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen
Religionsgeschichte. (IV. Band.)

Volksglaube

und

religiöser Brauch der Zigeuner.

Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Münster i. W., 1891.

Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Meinem

Freunde und Fachgenossen

Dr. Friedrich S. Krauss

in Wien

gewidmet.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß so manche Probleme der Ethnologie bisher bei Seite geschoben wurden, weil sie selbst Näherstehenden unauffällig oder ganz gleichgiltig waren. Kein Wunder also, daß man sich nur mit oberflächlicher Kenntnis selbst solcher Punkte zu begnügen pflegte, welche — wie Ad. Bastian sich ausdrückt — „zu wesentlichen Kern- und Lebensfragen sich gestalten, sobald das Studium in die durch die Masse der Einzelheiten vorgelegten Aufgaben ernstlich einzudringen beginnt". Besonders bei Rücksichtsnahme auf religiöse Gebräuche geriet man bei so manchen Naturvölkern, selbst solcher, die sich in unserer nächsten Nähe befinden, von Anfang her in Widerspruch mit den übrigen „Cardinalpunkten ethnologischer Forschung", indem man die Offenbarung einer „Volksseele" überall — auch da, wo eine solche Offenbarung nicht einmal vorhanden war — wahrnahm oder wahrzunehmen meinte, aber nur in dieser Richtung nicht bemerken konnte oder wollte. In solchen Fällen war man freilich gar schnell bei der Hand, daß dies oder jenes Naturvolk jedes religiösen Brauches bar zu erachten, jeder Religiösität entratend zu betrachten sei, indem man dabei, und zwar in den allermeisten Fällen, die für Völker, auf hoher Culturstufe stehend, giltigen Äquivalente auf eine von überfeinerter Culturströmung noch nicht oder nur zum Teil überfluteten Religionssphäre anwandte.

So hat man auch die Zigeuner gewöhnlich und insbesondere die Wanderzigeuner, als jedes religiösen Brauches bare Horden

dargestellt, indem man dabei nur die auf das Christentum bezüglichen, verschwommenen Begriffe derselben in Betracht zog, ohne dabei die in den verschiedensten Richtungen hinwuchernden Schößlinge alten religiösen Brauches zu beobachten. Oder man häufte in „wissenschaftlichen" Werken, Romanen, Erzählungen und Zeitungsartikeln die unglaublichsten Phantastereien und wüstesten Traumgebilde zusammen, suchte den Beweis zu führen, daß die Zigeuner einen „Sonnendienst" hätten, verbunden mit Menschenopfern, oder daß sie das Feuer anbeteten und dergleichen.

Freilich, ein außer dem Zigeunervolke Geborener und Erzogener wird höchstens das Äußerliche, die Formen der fremden religiösen Gebräuche kennen lernen, in das Wesen derselben aber vollkommen einzudringen, sich wohl für immer versagen müssen. Diese allgemeine Schwierigkeit wird den Zigeunern gegenüber noch dadurch vermehrt, daß diese durch jahrhundertelange Verfolgungen der verschiedensten Art scheu und ängstlich gemacht, sorgsam und vorsichtig vermeiden, gegen Fremde ihre religiösen Gebräuche und Anschauungen zu offenbaren. Und wohl niemanden wird es einfallen, so lange mit einem Stamme herumzuwandern, bis daß er das Vertrauen der Wandergenossen in reichstem Maße für sich gewonnen, bis daß er endlich Aufnahme in einen Stamm gefunden und — naturalisierter „Zigeuner" geworden. Dann fällt der Schleier vom Bilde zu Saïs und die Zigeuner nicht nur „seines" Stammes, sondern der ganzen Welt, erkennen durch geheime Zeichen in ihm einen „Bruder" (pçral), von dem sie nichts zu fürchten haben, vor dem sie sich so zeigen, wie sie in der Tat sind, nicht aber wie sie die Umstände zwingen, sich Fremden gegenüber zu zeigen.

Ich habe dies „Glück" — si licet verbum — in vollem Maße genossen und nach Kräften ausgebeutet. Den Mut, mich an die Ausarbeitung vorliegenden Werkes zu machen, gab mir meine seit beinahe anderthalb Jahrzehnt hindurch fast ununterbrochene Verbindung und unausgesetzte Beschäftigung mit dem Zigeunervolke. Ein Buch über den Volksglauben und religiösen Brauch der Zigeuner ist bislang in keiner Sprache erschienen. Leland's neuestes Werk: „Gypsy Sorcery, Magic, and Fortune-Telling", das ich übrigens nicht kenne, soll — einer Kritik des „Journal of the Gypsy Lore Society in Edinburgh", herausgegeben vom ver-

dienstvollen englischen Zigeunerforscher David Mac Ritchie Esq. — gemäß sich zum Teil auf meine früheren Arbeiten stützen. (Journal Vol. II. S. 368.)

Die vorliegende Arbeit fußt zum allergrößten Teil auf eigenen, zu sehr geringem Teil auf Beobachtungen anderer. Trotzdem ich auf meinen Wanderfahrten ein riesiges Material zusammengebracht habe, so war ich dessenungeachtet eifrig bemüht, die vorhandenen Schriftquellen mit Bezug auf den Volksglauben und religiösen Brauch der Zigeuner so vollständig, als mir dies nur möglich war, heranzuziehen und die gewonnenen, spärlichen Daten an den entsprechenden Stellen meines vorliegenden Werkes anzuführen.

Ich habe mich absichtlich in keine Erläuterungen und ausführliche Erörterungen eingelassen, um den unseren „Darstellungen" gesetzten Umfang nicht zu überschreiten. Ich wollte eben vom Stoff, vom rohen Material so viel als nur möglich geben. Künftige Forscher können dann leicht die Schlußfolgerungen ziehen. Von dem reichhaltigen und viefältigen Materiale war ich bestrebt, hier das einschlägige Beste — und wo nur tunlich, stets Neues, bislang Unbekanntes — zu geben. Das Reich zigeunerischen Volksglaubens und religiösen Brauches ist, namentlich in den Donauländern, — wo allein die Zigeuner noch „unverfälscht" anzutreffen sind —, so groß, daß hier bloß die wichtigsten Züge zur Sprache kommen konnten. Deutlich aber geht auch aus diesen hervor, wie einesteils der Volksglaube auch bei den Zigeunern an uralte Vorstellungen anknüpft, zugleich aber im tiefsten und innersten Grunde mit „allgemein und weit verbreiteten Gedankenströmungen der Menschheit übereinstimmt".

Gar Vieles habe ich aus Anstandsrücksichten, und oft gar Wichtiges, auslassen müssen; was ich nicht umgehen konnte, habe ich womöglich selbst für die zartbesaitetsten Ohren zurecht „gestimmt". Das Volk kennt eben keine Handschuhe, am allerwenigsten die Zigeuner. Sie geben sich so, wie sie sind, in ihrer ganzen ungeschminkten Natürlichkeit. Ihre Märchen und Sagen entbehren dieser Natürlichkeit auch nicht. Manche Sage und manches Märchen mußte ich aus Raummangel bei Seite lassen, obwohl dieselben so manchen Volksglauben in heller Beleuchtung hätten erscheinen lassen. „Diese Märchen und Sagen", sagt Le-

land mit Bezug auf meine erste in Berlin (1886) erschienene Sammlung, „sind höchst interessant und wertvoll, weil sie nicht auf der zweiten, sondern auf der ersten Stufe des Glaubens stehen, d. h. sie sind nicht zu Kindererzählungen gesunken, weil alle Erwachsenen und Bejahrten in ihnen noch eine Art ihrer eigentlichen wahren Religion finden. Solch echte, frische, noch nicht verwässerte Beispiele einer Rasse sind unter die Spolia opima der Archäologie zu rechnen.“ Ich habe hier in erster Reihe die Zigeuner der Donauländer in Betracht gezogen, weil hier, wie gesagt, noch uralter Glauben unverfälscht oder weniger von fremdem Einfluß durchsetzt, zu finden ist.

Zum Schlusse will ich diejenigen Schriften mitteilen, welchen ich einige wenige Belege für das vorliegende Buch entnommen habe, und zwar in den meisten Fällen nur da, wo es sich um eine Bestätigung meiner eigenen Aufzeichnungen, oder um den Volksglauben russischer, englischer und italienischer Zigeuner handelte, die übrigens alle bis auf wenige Bruchstücke ihren alten Volksglauben haben fahren lassen. Folgende Werke habe ich bei der Ausarbeitung dieses Buches berücksichtigt:

Andree Richard: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

Ballagi Aladár: A czigányok vallásáról, in der ungarischen Zeitschrift: „Pr. egyházi és iskolai lap“. 1877. No. 37 u. 38.

Bataillard Paul: Les derniers travaux relatifs aus Bohémiens dans l'Europe orientale. Paris 1872. — Extraits de la Revue critique 1870—1871).

Borrow George: The Zincali. An Account of the Gypsies of Spain; their Manners, Customs, Religion, and Language. London.

Colocci Adriano: Gli Zingari. Turin 1888.

Constanstinescu Barbu: Probe de limba şi literatura tiganilor din România. Bukarest 1878.

Grellmann H M. G.: Historischer Versuch über die Zigeuner, betreffend die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes seit seiner Erscheinung in Europa, und dessen Ursprung. 2. Aufl. Göttingen 1787.

Herrmann Anton: Seine in zahlreichen ungarischen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und seine deutsche Zeitschrift: „Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn“. Budapest. I. u. II. Bd.

Joseph Erzherzog von Österreich: Czigány nyelvtan. Budapest 1888. Am Schlusse des Werkes S. 222—377 befinden sich wichtige Daten vom Prof. Emil v. Thewrewk zusammengestellt.

Journal of the Gypsy Lore Society, herausgegeben von David Mac Ritchie in Edinburgh. Vol. I. II.

Kogalnitschan M.: Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigans. Berlin 1837.

Kopernicki Isidor's in polnischen, deutschen, französischen, englischen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze.

Krauß Fr. S.: Sreca. Glück und Unglück im Volksglauben der Südslaven. Wien 1886.

Leland G. Charles: The Gypsies. With Sketches of the English, Welsh, Russian, and Austrian Romany. Boston.

Liebich Richard: Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Leipzig 1863.

Mac Ritchie David Esq.: Accounts of the Gypsies of India. London 1886.

Mitrowic Wratislaw Rudolf, Graf von: Versuch einer Darstellung der Lebensweise, Herkunft und Sprache der Zigeuner im allgemeinen und der in Österreich lebenden Zigeuner insbesondere Als Manuscript gedruckt. Prag 1868.

Predari Francesco: Origine e vicende dei Zingari con documenti intorno le speciali loro proprietà fisiche e morali, la loro religione, i loro usi e costumi, le loro arti e le attuali loro condizioni politiche e civile in Asia, Africa ed Europa con un saggio di grammatica e di vocabolario etc. Milano 1841.

Schwicker J. H.: Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teschen 1883.

Wlislocki H. v.: Haideblüten. Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner etc. Leipzig 1881.

— — Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. Berlin 1886.

— — Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner. Leipzig 1884.

— — Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner. Budapest 1888.

— — Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner. Hamburg 1887. [In Virchow-Holtzendorff's Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge II. Serie. Neue Folge Heft 12.]

— — Vom wandernden Zigeunervolk. Hamburg 1890.

— — Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner. Wien 1890.

Schließlich spreche ich meinem Freunde Professor Dr. Anton Herrmann in Budapest, der mich, wie immer, so auch

jetzt, mit Rat und Tat unterstützt hat, meinen innigsten Dank aus.

Möge diese Arbeit als ein bescheidener Beitrag zur nichtchristlichen Religions-Geschichte betrachtet werden und jene nachsichtige Aufnahme finden, die ein solcher, in jeder Beziehung erster Versuch auf dem Gebiete zigeunerischer Volkskunde für sich in Anspruch zu nehmen gezwungen ist.

Wildbad Jegenye (Siebenbürgen) am 1. November 1891.

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Der Lautwert der zigeunerischen Buchstaben.

C entspricht dem Deutschen tsch, z. B. cuci sprich: Tschutschi; catra gleich tschatra, buci = butschi.

Ç = ch, z. B. çar = char, çucav = chutschav.

J = dsch, härter als c = tsch, z. B. jampa = dschampa, jilton = dschilton.

N = dem spanischen ñ, im deutschen nj zu sprechen, z. B. ñikana gleich njikana.

Sh = sch, z. B. shero = schero, shukaripen = schukaripen, shuvlo gleich schuvlo.

Y = j, z. B. yabjin = jabdschin, yakhori = jak-hori, yepash = jepasch.

Die Aussprache der übrigen Buchstaben entspricht ganz den deutschen.

Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner.

I.

Dämonen.

Die Zigeuner der ganzen Welt, wo immer sie anzutreffen sind, verehren ein höchstes Wesen unter dem Namen del, devla (Gott), das sowohl Gutes als Böses tun könne und oben im Himmel, d. h. über den Sternen, in einem „prächtigen Hause" (shukar ker) wohne, wohin niemand gelangen kann. Dieser „große Gott" (baro devla) hat die Welt (lime) erschaffen. Anfangs war nur Wasser; da erschuf Gott aus Sand die Erde und von einem großen Baume fielen die ersten Menschen auf die Erde herab. Diese Welt erstreckt sich nur bis zum Monde; darüber hinaus ist nichts. Ursprünglich war Himmel (cero) und Erde (pçuv) eins, eine zusammenhängende Masse, und -- wie die Sage erzählt — ein Ehepaar, das fünf Söhne hatte: den Sonnenkönig den Mondkönig, den Feuerkönig, den Windkönig und den Nebelkönig; dann aber entzweite sich das Ehepaar und trennte sich voneinander. Bis dahin lebten die Menschen ewig; kein Kummer, kein Leid, keine Kälte, kein Hunger und keine Krankheit quälte sie. Dann aber kam der Tod, Jammer und Pein über die Menschen; viele böse und wenig gute „Geister" (tuço) erfüllten die Erde . . .

Dies wäre in knappem Auszug die Kosmogonie der Zigeuner, die sich Christen, vielleicht Muhammedaner nennen — je nach Umständen —, aber ihr christlicher oder mohammedanischer Glaube ist wie ein Feiertagsschmuck, ihr Glaube an „gute und böse Geister" (lace te miseçe tuça) ist ihr Hemd, ihr Alltagsgewand. All' ihr Tun und Lassen wird von dem Glauben beherrscht, daß es Dämonen giebt, welche ausschließlich auf lebende Menschen und Tiere einwirken,

bei denen sie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntnissen verleihen, ihnen selbst das Verborgenste kundgeben kurz, deren innerer Blick das durchschauen läßt, was für den äußeren undurchdringlich ist, oder mit einem Wort, die nach ihrem Volksglauben den Menschen „glücklich machen" (baçtales keren); — aber daß es auch solche Dämonen giebt — und diese sind eben zum „Unglück der Menschen" (bibaçt manushengre) in überwiegender Zahl vorhanden — die den Menschen in jeder Beziehung verfolgen, ihm Kummer und Schmerz bereiten, kurz, nach zigeunerischem Begriff ihn „unglücklich" (bibaçt keren) machen.

Alle diese Dämone stellen sich fast alle Zigeuner übereinstimmend unter einer bestimmten Form oder Gestalt vor, sie haben ein materielles Dasein im Volksglauben, und der Focus ihres religiösen Brauches ist stets die Versöhnung, Günstigstimmung dieser Dämonen.

Die folgenden Zeilen werden uns eben einen Beweis dafür liefern, daß der Volksglaube dieses Volkes so viel Wichtiges und Bedeutendes enthält, sowohl für die vergleichende Volkskunde, als auch für die Geschichte des Volksglaubens überhaupt; denn auch dieser hat seine Geschichte und diese ist eben innerhalb der allgemeinen Geschichte der Menschheit vielleicht eines der allerfesselndsten Kapitel.

Wir beginnen gleich mit den Dämonen, ohne deren Kenntnis vieles im Volksglauben unverständlich bliebe.

* * *

Vor allem glauben alle Zigeunerstämme an sogenannte „Schicksalsfrauen", die sie Urme nennen.

Die Urmen der Zigeuner sind „ausgereifte Baumseelen", die vorzugsweise außerhalb der Bäume auftreten. Die Urmen der Zigeuner, „die Ljesije und Rusalken der Russen, die Vilen der Südslaven, die Lesni panny oder Divé ženy der Czechen, ferner die Holz- und Moosleute in Mitteldeutschland, Franken und Baiern, die wilden Leute in der Eifel, in Hessen, Salzburg, Tirol, die Waldfrauen und Waldmänner in Böhmen, die Tiroler Fanggen, Fänken, Nörgel (die siebenbürgisch-sächsischen Nane, Truden), die romanischen Orken, Enguane, Dialen, die dänischen Ellekoner, die schwedischen Skogsnufar — bilden eine einzige Sippe mythischer Gestalten". Ob nun die Urmen Ureigentum der Zigeuner Mittel-

europas sind, ob sie vielleicht mythischen Gestalten anderer, namentlich südslavischer Völkerschaften nachgebildet worden sind, das können wir vorderhand nicht entscheiden; immerhin aber füllen sie eine Lücke im Völkerglauben aus.

Den Namen Urme philologisch zu erklären wage ich nicht. Das Wort Urme leitet mein hochgeehrter Lehrer Dr. Hugo von Meltzl, Professor an der Universität Klausenburg, aus dem Rumänischen (s. seine Zeitschrift: Acta Comparationis Litterarum Universarum 1882), andere aus dem Slavischen, ja sogar aus dem Indischen ab. Besondere Namen haben die Urmen nicht, weder bei den siebenbürgischen und ungarischen Zeltzigeunern, noch bei den russischen, polnischen oder serbischen Zigeunern. Sie heißen die „guten“ (lace) oder „bösen“ (miseçe), je nachdem sie einen „guten“ oder „schlechten“ Einfluß auf den Lebenslauf des Menschen ausüben. Sie sind die Schicksalsgöttinnen der Zigeuner. Sie lieben die Geselligkeit und wenn ein Kind auf die Welt kommt, so erscheinen stets drei Urmengeschwister, von denen jede das zukünftige Schicksal des Kindes bestimmt. Die erste ist der eigentliche Schutzgeist und wird daher lace Urme = gute Urme genannt; die zweite heißt shilale Urme = kalte Urme, d. h. ihre Wünsche und Prophezeiungen bilden gewöhnlich ein Mittelglied zwischen den Aussagen der ältesten und jüngsten Schwester, der misceçe Urme, die all' das „Leid und Übel“ heraufbeschwört, das den Menschen im Leben trifft.

Die Urmen leben in unzugänglichen Gebirgsschluchten beisammen und stehen unter der Oberhoheit ihrer Königin, der Matuya (vgl. die Mautia der Albanesen). Hoch oben im Gebirge, in einsamen Schluchten, haben sie ihre Paläste, die aus Gold und Silber erbaut, gewöhnlich neunundneunzig Urmen beherbergen. Je drei Geschwister bilden eine Familie für sich.

Was das Aussehen der Urmen anbelangt, so heißt es im Volksglauben der Zigeuner, daß sie von ungewöhnlicher Schönheit seien, so lange sie Jungfrauen sind. Ihre Haare kämmen sie nie und trotzdem flattern dieselben „wie goldener Flachs im Winde“ (sar somñakune lenoke andro barval). Ein weißes Gewand umhüllt ihren „hohen Körper“ (baro trupos); deshalb nennt man sie auch „weiße Frauen“ (parne romñi oder parne gadsiori). Im Volksglauben der südungarischen Wanderzigeuner haben sie auch Flügel und können sich durch die Lüfte schwingen. Am

Tage sitzen sie oben im Gebirge, unter Bäumen, singen, tanzen und spielen; abends aber ziehen sie sich in ihre unterirdischen Paläste zurück, oder besuchen Kinder, um deren Schicksal zu bestimmen. Sie bleiben nur so lange jung bis sie mit „einem Manne zu tun gehabt haben“ (kerdye manushelia); dann gebären sie drei Urmen auf einmal und werden alt. Als Kinder säugt sie ihre Mutter nur einmal, dann können sie schon gleich laufen und verlassen ihre Gebärerin. Sie leben dann in Baumhöhlen, unter „großen Pflanzen“, und wenn sie schon erwachsen sind, dürfen sie in die Paläste ihrer Königin, der Matuya, einziehen. Die Mutter aber wird für „ehrlos“ (melales) erklärt, und darf die Feenplätze nimmer betreten; gleich, nachdem sie die Drillinge auf die Welt gebracht, wird sie ein altes Weib und lebt dann in einsamen Hütten, wohin nur ihre „Lieblinge“, Menschen die sie liebt, gelangen können. Sie ist der Schutzgeist der Menschen.

Die eine der drei Urmenschwestern ist die „böse, schlechte“ (miseç), die beiden andern sind, wie gesagt, die guten (lace). Erstere sucht das „Schicksal“ (baçt) des Menschen zum Schlechten zu wenden. Geschlechtlichen Umgang pflegen die Urmen mit Männern, die sie sich aus dem Volke erkiesen. Jedoch stirbt der Mann sofort nach dem Akt der Befruchtung. Die „bösen“ Urmen verfolgen oft einen Jüngling und treiben ihn in den Tod. So lautet eine Ballade der ungarischen Zeltzigeuner, die ich in der Verdeutschung Anton Herrmann's hier mitteilen will:

Dures pal pçuv, shukare them.
Shukar ñilaye pal themlen,
Shukar jives' nilayakri
Yeka raklyi Urmeñakri
Tel shukar ruk tel beshelas,
Koi duy gule narodosa
Pal e umbre may sovena.
Pal e pañi shukar graya
Gule cara may çavena . . . .
Te e raklyi Urmeñakri
Tel shukar ruk tel' beshelas,
Pal kamaben yoy rovelas
Bute apsa pral o shero,
Cecatoro Aurusheskro.
Anrush ushco most dikhelas,
Hoi e raklyi the rovelas,
Ushcelas te la peucelas:
„Pen mange, ko tut dukhelas?“

In einem schönen Land gar weit
Am Waldessaum, zur Sommerzeit,
An einem Sommertag so lind,
Ein Mädchen schön, ein Urmenkind,
Saß unter einer schönen Eich'.
Und in des Schattens kühler Hut
Zwei gute Freunde schliefen gut,
Und ihre Pferde gingen nach
Der süßen Weid' am nahen Bach.
Das Mädchen nun, das Urmenkind,
Saß an der schönen Eiche dort
Und weint' vor Lieb in einem fort
Auf Anrusch's Haupt viel Tränen gar,
Der aber schläft und nimmt's nicht wahr;
Doch endlich wacht er auf und da
Die Maid er heftig weinen sah,
So stand er auf und sprach zu ihr:
„O sage mir, was fehlet dir?“

Pro les dikh'las somnakuñi
Shukar raklyi Urmeñakri:
„Tut me kamav, Anrush, bares,
Jianar uva, man na kames;
Tro narodos na poserel!"
Uva shukar Anrush penel:
„Dikh yov hoy radisalyola,
Hoi mange hin yek' pirana!
Uschi, Rukuy, narodesya!
Ada romña mire avla!" . . . .
Pro e raklyi dikh'las Rukuy,
Somores yoy dikhel pro duy;
Yov na jianel, so the penel,
Uva may somores penel:
„Tire ada sohse avla;
Mange kamav mire romña!
Tute hin mar yeka romña
Te tu kames ca odala!"
Misec Anrush yek' çanreha
Narodes most muderéla.
Coro gulo Rukuj, merel
Uva adales meg penél:
„Kamaviben tu mudardyas,
Te narodes tu mudardyas,
Mudardyas tu vash romñake,
Cordyas tu rat vash lubñake!
Me dav tute most m're grayes
Andre lime may shukares!
Upre beshel tri pirani,
Ja tu dures te may dures,
Hoi tu kames te may dures,
Sar tut barval ligerelas — —"

Andro o drom yek o coka,
Biporeskro most beshelas;
Anrush adales pçucelas:
„Coka tu sal biporeskres,
Pen ca, dukhal tut' adales?"
Te o coka may penelas:
„Sar tro mallen the merelas,
Sar m're por man mindig dukhal,
Kana avren cokes dikhav!"

Andre duk most Anrush koshel
Te pro raklya yov most dikhel
Te yov dikhel most hiaba,

Es sah ihn an und sagte lind
Das goldgelockte Urmenkind:
„Dich, Anrush, liebe ich gar heiß,
Du aber magst mich nicht, ich weiß
Dein Kamerad erlaubt es nicht."
Der schöne Anrusch aber spricht:
„Du wirst es seh'n, er wird sich freu'n,
Daß ich nun hab ein Liebchen fein. —
Freund Rukuj steh' nur auf und schau:
Dies Mädchen da, wird meine Frau!"
Und Rukuj sieht das Mädchen an,
Blickt traurig auf die Beiden dann;
Er weiß nicht, was er sagen soll,
Doch endlich spricht er trauervoll:
Dein wird das Mädchen nimmermehr;
Zu meinem Weib ich sie begehr',
Du hast zu Hause schon ein Weib,
Bei der mit deiner Liebe bleib!"
Den Freund mit einem Schwerte jah
Der böse Anrusch nun erstach.
Der arme Rukuj starb, jedoch
Erst sprach er diese Worte noch:
„Du hast die Freundschaft hingemacht,
Hast den Gefährten umgebracht;
Das böse Weib zum Mord dich trieb,
Vergossest Blut der Dirn' zu Lieb'.
Ich gebe dir mein gutes Pferd,
Kein schön'res giebt es auf der Erd';
Du setze nun darauf die Maid,
Und eile, wie du kannst, so weit,
Und immer weiter nur geschwind,
Als trüge euch der schnelle Wind!" —
Am Wege eine Krähe saß;
Nur einen Flügel hatte die;
Der böse Anrusch fragte sie:
„Dir fehlt ein Flügel, wie ich seh',
Sag mir, du Kräh, tut dir das weh'."
„„Wie dich es schmerzt"" — die Krähe meint,
„„Daß dir gestorben ist der Freund,
So tut mir stets der Flügel weh,
Wenn ich die andern Krähen seh'.""
Da stöhnet Anrusch auf vor Schmerz,
Sieht nach dem Mädchen hinterwärts,
Doch mag er spähen noch so sehr,

Na hin yoy upre pro graya.
Raklyi miseç Urmeñakri,
Romñi miseç manusheske,
Na janelas' Anrusheske.
Miseç Anrush pal' avelas
Te koi narodes merelas,
Les çanreha mudarelas . . . .

Sie sitzet auf dem Pferd nicht mehr,
Die böse Maid, das Urmenkind,
Die schlechte Frau, dem Bösewicht,
Gefolgt ist sie dem Anrusch nicht.
Zurück der böse Anrusch kehrt,
Und wo ihm starb der Freund so wert,
Ersticht auch er sich mit dem Schwert.

Früher oder später muß sich auch die „böse Urme" einem Manne ergeben und bringt dann ebenfalls Drillinge zur Welt, die aber schon mehr menschlicher Natur sind, als die Töchter der „guten Urmen". Sie vermischen sich mit Menschen, stiften überall Unheil an und im dritten, vierten Gliede ihrer Nachkommenschaft geht auch der letzte Rest ihrer überirdischen Kraft verloren. Während die „guten Urmen" nur einmal in ihrem Leben geschlechtlichen Umgang pflegen und dann wirkliche Urmen und nicht „Halb-Urmen" (depase Urme) zur Welt bringen, vermischen sich die „bösen Urmen" unzähligemal mit Menschen und gebären bis zu ihrem Tode fast jährlich drei „Halb-Urmen", die heiraten, gleich den Menschen leben und ihren Ehegatten als zänkische Weiber viel Leid bereiten. „Halb-Urme ist meine Frau" (depase Urme hin m're romñi), klagt der ansässige Zigeuner Serbiens, wenn er ein unverträgliches Weib hat. Im Jahre 1863 wurde eine Zigeunerin zu Vukovar wegen Raubmord zum Galgen verurteilt. Ihre Stammgenossen behaupteten beim Verhör steif und fest, daß sie die Tochter einer „bösen Urme" sei und deshalb den Raubmord begangen habe. Am Galgen soll sie noch einen Tag lang gelebt haben. —

Will ein Mann eine Urme sich aneignen, so muß er sie auf ihren Spielplätzen belauschen. Hoch oben im Gebirge, auf beinahe unzugänglichen Hochwiesen, kommen die Urmen der ganzen Gegend allnächtlich auf einige Stunden zusammen, um dort ihre Spiele und Tänze aufzuführen. Sobald die Urmen auf dem Schauplatze erschienen sind, umgiebt ein Feuerwall diesen Platz und niemand kann durch ihn dringen, ohne zu verbrennen. Wer also die Urmen bei ihren Spielen und Tänzen belauschen will, der muß ihren Spielplatz kennen. Dann geht er vor Sonnenuntergang hin an den Ort, wo er sich auf geeignetem Platze ein tiefes Loch in den Erdboden gräbt, in welches er sich verkriecht. Erscheinen nun in der Nacht die Urmen auf dem Spielplatze und tanzt dann die eine oder die andere über das Loch hinweg, so

soll der Mann sie rasch am Beine packen und ihren linken Fuß küssen. Sofort verschwindet der Feuerwall und mit ihm alle Urmen; nur die eine bleibt wie gebannt am Platze liegen und kann sich nicht eher wegbegeben, bis nicht der betreffende Mann den Akt an ihr vollzogen hat. Will oder kann er dies nicht tun, so reißt sich die gebannte Urme die drei goldenen Haare, die sich auf ihrem Hinterhaupte unter andern gewöhnlichen Haaren versteckt befinden, heraus und dann stirbt sie. In diesen Haaren befindet sich ihr Leben. Nach ihrem Tode verschwindet ihre Leiche sofort in die Erde und an der Stelle wächst eine Espe (rovalyo ruk = weinender Baum) hervor, deren Blätter zitternd die Verstorbene beweinen (isdrále mulana rovlyaren).

In Vörösmart (Südungarn) zeigte man noch vor einigen Jahren vor dem Hause eines reichen Pferdehändlers, der seiner Abstammung nach ein Zigeuner gewesen ist, einen alten Espenbaum, von dem man sich Folgendes erzählte: Vor vielen, vielen Jahren fing sich dieser Zigeuner eine Urme ab und nachdem in den „Franzosenkriegen“ ihm die Genitalien verletzt wurden, konnte er mit der Urme „nichts anfangen“. Er hob sie also vom Boden auf und trug sie vor seine Hütte, wo er ihr die drei goldenen Haare ausriß. Die Urme starb sofort und verschwand in die Erde. Ein Espenbaum aber wuchs an der Stelle. Der Zigeuner wurde durch die goldenen Haare steinreich und baute sich ein schönes Haus vor den Espenbaum . . .

Selbst wenn die Urmen alt geworden sind, also einmal Drillinge zur Welt gebracht haben, können — ob sie nun gute oder böse Urmen sind — sie nur dann sterben, wenn ihre drei goldenen Haare jemand ausreißt. Gar oft geschieht es, daß „gute Urmen“, um ihre Lieblinge „glücklich und reich“ (baçtales te barvales) zu machen, sich von diesen freiwillig ihre goldenen Haare ausreißen lassen. Aus dem Menstruationsblute der „guten Urmen“ erwachsen — einer türkisch-zigeunerischen Sage gemäß — Rosensträuche, aus dem der „bösen Urmen“ aber Disteln. —

Auf das Leben, auf „Glück und Unglück“ der Menschen (baçt oder bibaçt) — von dem wir in folgendem Abschnitte sprechen werden — üben die Urmen einen bedeutenden Einfluß aus. Die „alten“ Urmen stehen besonders Gebärerinnen bei.

Beim Eintritt der Geburtswehen wird vor dem Zelte der Gebärerin ein Feuer angefacht, um die bösen Geister fernzuhalten. Die Weiber, welche dies Feuer anfachen, speien je dreimal in die Flammen und rufen dabei jedesmal aus: „Komm' gute Urme und hilf!" (Ava, lace Urme te sastyar!). Dann murmeln sie den Spruch her:

Oh yakh, oh yakh pçabuva,	Feuer, Feuer brenn' geschwind,
pçabuva,	brenn' geschwind,
Te cavestar tu trada,	Und beschütz' dies kleine Kind,
tu trada!	kleine Kind,
Lace Urmen ávena,	Gute Urmen lock' herbei,
Caves baçtales dena,	Daß dies Kind gesegnet sei,
Kathe hin yov baçtales!	Hier auf Erden, hier auf Erden
Andre lime baçtales!	Soll es glücklich, glücklich werden!
Motura te rana,	Besenruten, Besenruten,
Te atunci but' rana;	Und noch einmal Besenruten;
Motura te rana,	Besenruten, Besenruten
Te atunci but' rana,	Und noch einmal Besenruten
Me dav andre yakhora!	Leg' ich in die Feuersgluten!
Ava Urme tu caces,	Gute Urme komm' schnell heran,
The dayakri sastyares!	Daß der Mutter man helfen kann!

Gar oft wird ein unheilbarer Kranke, wenn er *ohne sein Wissen* der Liebling einer Urme ist, plötzlich gesund; dann heißt es: „die süße Urme hat ihn geheilt" (gule Urme les sastardyas). Lieblinge darf eine Urme nicht über sieben haben; steht sie einem achten Menschen unüberlegt bei, so verliert sie ihre „Kraft" (sor) und muß dann — ob jung oder alt — als kränkliches Weib hinsiechen, bis sich ihrer der Vogel *Tscharana* erbarmt, sie zerfleischt und die goldenen Haare verlierend, sie ersterben kann. Dadurch wird der Vogel Tscharana noch einmal so groß, als er vordem gewesen. Dieser Riesenvogel des zigeunerischen Volksglaubens lebt 999 Jahre und muß jede Nacht an der Brust ein und desselben Weibes saugen, das stets so lange wie der Vogel lebt — sonst muß er sterben. Sein Leben birgt als Ei eine schwarze Henne in sich, die auf seiner Burg in einem eisernen Schrank eingesperrt sitzt. Nicht nur ein Ei birgt diese Henne in sich, sondern mehrere; nur wer das richtige von diesen zerstört, bringt den Riesenvogel um das Leben. Stirbt dieser nun auf irgend eine Art, dann öffnet sich der eiserne Schrank, die Henne fliegt aus und legt nächtlich ein winzig kleines Ei unbemerkt in den Schoß eines Weibes, das sieben Tage lang die heftigsten

Schmerzen empfindet, dann aber unbemerkt einen Tscharana-Vogel zur Welt bringt, der sich als kleines Vöglein hinausschleicht, vom „goldenen Wasser“ (somnakuñi pañi) d. h. vom Urin einer Urme trinkt und dann sofort zum gefürchteten Riesenvogel heranwächst. Die Urmen erbauen ihm dann eine Riesenburg. Die Tscharanavögel sind überhaupt die Diener der Urmenkönigin, der Matuya. Schwarze Hennen werden von den Zigeunern aus obigem Grunde gescheut. Von einem Weibe, das während der Schwangerschaft eine übermäßige Leibesdicke hat, heißt es: „Sie hat das Ei des Tscharana!“ (hin lake yandro Tsharaneskro!) In einem Fluchliede der südungarischen Zigeuner heißt es:

Oh Tsharana, romñake	O Tscharana, diesem Weib
Tçule porr caces tu de,	Gieb du einen dicken Leib,
Tçuleder, sar tçulo bar,	Dick, so wie der dickste Berg,
Cignes kerel andre car!	Doch gebär's nur einen Zwerg!
Save Urma na th'aven,	Alle Urmen sollen fliehn! —
Leskre caves na traden!	Nicht heraus ihr Kindchen ziehn!
Cigneske hin porolyi,	Und der Zwerg hab' einen Bauch,
Sár e bare durulyi;	Groß und dick wie ein Weinschlauch
Tirandavarsele yandra	Eier, tausend und noch zehn,
Andre porolyi th' avena!	Sollen in den Bauch eingehn!

Es heißt nämlich im Volksglauben der Zigeuner, daß nur Weiber, die unbewußt einen Tscharana-Vogel zur Welt gebracht haben, später nur Kindern, die nie wachsen, also Zwergen, das Leben schenken können.

Das Fleisch einer solchen Urme, die acht Lieblinge gehabt hat, frißt aber der Tscharana-Vogel nicht, sondern er hackt es ihr nur von den Knochen ab, worauf diese in die Erde verschwinden; das Fleisch aber führt der Riesenvogel der Urmenkönigin, der Matuya zu. Wenn nun jemand irgend eine Urme beleidigt, so wirft die Matuya ein Stück von diesem Fleisch auf die Erde herab und zwar in die Gegend, wo sich der betreffende Beleidiger befindet. Wer von diesem Fleische ißt — ob Tier oder Mensch —, der wird rasend. Dies wiederholt nun die Matuya so lange, bis endlich der Beleidiger, auf direktem oder indirektem Wege, rasend wird. Die Wasserscheu nennen einige Zigeunerstämme auch die „Urmenkrankheit“ (nascipen Urmakri).

Als Wald- und Baumgeister leben die Urmen auch mit den Tieren in inniger Freundschaft und verstehen ihre Sprache. Wer eine schlafende Urme küßt, der versteht auch die Sprache aller

Tiere der Welt. Vor einigen Jahren wurde ein junger südungarischer Zeltzigeuner in Apatin zum Militär eingereiht. Als er nach Jahr und Tag beurlaubt zu seinem Stamme zurückkehrte, hatte er irgendwo und irgendwie die Kunst erlernt, die Stimme einiger Vögel nachzuahmen. Einmal producierte er sich in dieser Kunst vor seinen Stammgenossen, die gleich bei den ersten Tönen erschreckt davon liefen. Kein Bitten, kein Weinen half mehr. Es hieß, „er hat eine Urme geküßt" (cumidyas yeka Urma); er wurde vom Häuptling des Stammes für beschimpft (melales) erklärt und ausgestoßen. Die Leute meinten, er habe eine Sünde begangen und wenn dies die Urmenkönigin zufällig erfahre, so werfe sie Urmenfleisch in ihr Lager, so daß der ganze Stamm gar leicht in Raserei verfallen könne.

Sowie jede „gute Urme" nur sieben Menschen — ob männlichen, ob weiblichen Geschlechtes zu Lieblingen haben darf, so erfreuen sich auch von den Tieren — ob Wild-, ob Haustiere — nur sieben Stück ihres Schutzes und ihrer Hilfe. Und wie nicht jeder Mensch von irgend einer Urme begünstigt wird, so genießt auch nicht jedes Tier des Schutzes einer solchen. Tötet jemand ein Tier, das der Liebling einer Urme ist, so kann es ihm schlecht ergehen, wenn er von dessen Fleische genießt und nicht vorher in den linken Fuß des Tieres ein Kreuz schneidet. Krankheitsdämonen würden sonst die Urmen mit dem Fleisch in seinen Leib spielen. Solche, unter Urmenschutz stehende Tiere sollten, zigeunerischem Volksglauben gemäß, stets eines natürlichen Todes sterben; dann kann man ihr Fleisch ohne Gefahr verzehren. Deshalb ziehen manche Zigeunerstämme den Genuß des Fleisches von abgestandenen Tieren, dem von gewaltätig getöteten vor.

Fehlt einem Haustiere etwas, „steht es mit ihm nicht gut" (na leha laces), so werden die Urmen angerufen; z. B. wenn eine Kuh beim Melken harnt, so kocht man ihren Harn mit Eierschalen auf, mischt demselben ein Ei von einer schwarzen Henne bei und begießt damit das Futter der Kuh, indem man die Worte spricht:

Ko andre hin: avriava,	Wer drinnen ist, der komm' heraus,
Trin Urma cingarden les,	Drei gute Urmen rufen ihn,
Trin Urma traden les	Drei gute Urmen treiben ihn
Andre yandengre ker,	In ein Eierschalenhaus;
Beshel yov andre ker;	Dort er wohn', dort er haus';
Hin leske may yakha,	Wärme sich an der Feuersglut,
Hin leske may paña!	Kühle sich in der Wasserglut!

Hierauf wird die Schale vom Ei der schwarzen Henne zur Hälfte in ein fließendes Wasser, zur Hälfte ins Feuer geworfen. —

So wie die „bösen Urmen“ Schaden bereiten, so schädigen sie auch die Tiere, und gewöhnlich diejenigen, die nicht unter dem Schutze irgend einer „guten Urme“ stehen. Sie haben aber auch ein Lieblingstier, und dies sind die sogenannten Çagrin. Diese dämonischen Wesen sollen die Gestalt eines Stachelschweines haben, von gelblicher Farbe und ungefähr einen halben Meter lang und eine Spanne breit sein. Der Çagrin quält die Tiere nur im Schlaf und stellt besonders den Tieren nach, die Junge zur Welt gebracht haben. Er setzt sich den Tieren auf den Rücken und läßt seinen Urin auf ihren Körper fließen, wodurch eiternde Geschwüre entstehen. Um den Çagrin von den Tieren fern zu halten, ist es gut, wenn man in ihrer Nähe ein Wieselfell irgendwohin anbindet oder annägelt. Hat aber das Tier schon eiternde Beulen am Leibe, so bedeckt man diese am Tage mit einem roten Lappen, auf den man dann mit Kreide oder Kohlen das Zeichen der Urmen — ein Doppelkreuz — versieht und ihn dann nachts in ein Baumloch steckt; während man dies Baumloch mit einem Pfropfen verstopft, spricht man die Worte:

Ac tu kathe,	Bleibe du hier,
Cin avla táv peda,	Bis der Lappen ein Tier,
Cin peda yek ruk,	Bis das Tier ein Baum,
Cin ruk yek manush,	Bis der Baum ein Mensch
Ko mudarel tut.	Wird, der dich totschlägt.

Wir sehen aus alldem, was wir hier in knappster Form über die Urmen angeführt haben, daß dieselben ihrem innersten Wesen nach Baum- und Krankheitsgeister seien und daß der ursprüngliche Urmenglaube der Zigeuner durch fremden Einfluß vielfach durchsetzt worden ist.

* * *

Eine andere Art von Schicksalsfeen, die ihrem Wesen nach vielleicht noch mehr als die Urmen — als wirkliche Waldgeister erscheinen, sind die sogenannten Keshalyi der Zigeuner. Nur den Zigeunerstämmen der Donauländer, Siebenbürgens und Südrußlands sind sie noch bekannt.

Der Name Keshalyi stammt vom Worte kesh = Seide her und bedeutet = die Seidene; ihr Haar soll nämlich so weich wie

„die feinste Seide“ sein. Als eigentliche Waldgeister sitzen sie, gewöhnlich zu dreien, auf einsamen Felsenriffen hoch oben im Gebirge und lassen gar oft ihr meilenlanges Haar hinab in die Schluchten und Täler wehen, wodurch der Nebel entsteht, der zigeunerisch neben „nebulo“ auch „bal Keshalyakri“ (Haare der Keshalyi) heißt. Schütteln sie ihr Haupt, so entsteht dadurch der Hagel, der von den Zigeunern neben „paho“ auch jiuva Keshalyakri (Läuse der Keshalyi) genannt wird. Sie sind die Töchter des Nebelkönigs, der sie aus Gram über den Tod seiner Gattin, welche der Sonnenkönig verbrannt haben soll, aus seinem Palaste vertrieben hat. Den ganzen Winter über schlafen sie in unzugänglichen Felsenhöhlen und kommen erst mit Lenzbeginn wieder zum Vorschein. Hören die Zigeuner den Kuckuck zum erstenmal schreien, so sagen sie: „Bald stehen die Keshalyi auf!“ (Palekode Keshalya uprushcen!). Es heißt nämlich, der Kuckuck sei der Bote der Keshalyi, bei denen er den Winter zubringt und die ihn im Frühjahr aussenden, um zu erfahren, ob es schon Lenz sei. Wenn es recht warm ist, kehrt der Kuckuck von der Reise müde und krank mit der Botschaft zu den Keshalyi zurück. Die Zigeuner glauben, daß der Kuckuck nur im Frühling gesund sei, den übrigen Teil des Jahres aber bei den Keshalyi krank und gebrechlich zubringe; er heißt daher auch „kranker Vogel“ (ciriklo nasvalo).

Nach heutigem Volksglauben sind die Keshalyi nur als Jungfrauen den Menschen günstig gesinnt und üben einen Einfluß auf sein Schicksal aus. Wer sie beleidigt, an dem nehmen sie schwere Rache und bestrafen seine ganze Sippschaft und den Wohnort derselben. So heißt es, daß einmal aus dem rumänischen Dorfe Nyireste drei Zigeuner in den Wald hinausfuhren, um Holz zu fällen. Als sie mit ihrer Arbeit beinahe fertig waren, ging der älteste der drei Männer bei Seite. Da bemerkte er hoch oben auf einem Felsen eine Keshalyi, deren Haare weithin im Winde flatterten. Der Mann schlich sich heran und wollte einige Haare erhaschen, aber die Keschalyi bemerkte ihn und nur mit knapper Not konnte er mit dem Leben davon kommen. Als er zu seinen Gefährten zurückkam, erzählte er ihnen nichts von dem Vorfall, sondern sah nach seiner Arbeit. Da ging der Zweite der drei Männer aus, um die Pferde einzufangen, die sie während des Holzfällens ausgespannt und in den Wald auf die Weide getrieben hatten. Er fand die Pferde hinter einem Felsen grasen

und wollte sie eben zu den Wagen treiben, als er hoch oben auf dem Felsen eine Keshalyi bemerkte, die unbeweglich dasaß und in die Ferne blickte. Da nahm unser Mann einen Stein in die Hand und warf ihn hinauf zur Keshalyi. Diese ergriff sogleich ein Felsstück und warf nach dem Manne; doch traf sie ihn nicht, wohl aber wurden die Pferde vom Felsstück zerschmettert. Als er nun ohne Pferde zu seinen Gefährten zurückkehrte, erzählte er ihnen, daß eine Keshalyi alle Pferde mit einem Felsstück zerschmettert habe. Er sagte ihnen aber nichts davon, daß er zuerst auf die Keshalyi geworfen habe. Die Männer ließen nun die Wagen samt dem gefällten Holze im Walde zurück und machten sich auf den Heimweg, um andere Pferde aus dem Dorfe zu holen. Als sie an einem Felsen vorüber kamen, sahen sie auf demselben drei Keshalyi sitzen, die sich kämmten. Da rief der dritte der Männer: „Da sind ja die Dirnen! Welche von ihnen hat wohl unsere Pferde erschlagen? Doch das bleibt sich jetzt gleich, welche immer es getan hat! Ich will diese elenden Weiber schon züchtigen! Hierauf ergriff er seine Axt und schleuderte sie hinauf zu den Keshalyi. Er traf keine derselben, aber ehe er sich versah, lag er unter einem Felsblock begraben. Seine Gefährten rannten nun heimwärts, aber als sie sich ihrem Dorfe näherten, da sahen sie dasselbe in Flammen stehen. Die Leute, denen sie begegneten, erzählten, drei Keshalyi seien soeben ins Dorf gekommen und hätten alle Gebäude in Brand gesteckt.“ —

Gleich den „guten Urmen“ darf jede Keshalyi nur einen Mann lieben, mit dem sie nur ein Kind erzeugt, das bald nach der Geburt stirbt. Dann flieht die trostlose Mutter noch höher hinauf ins Gebirge; Gram durchfurcht ihr bislang „schneeweißes“ Gesicht; ihr bislang „nebelgraues“ Gewand wird schwarz. Bald stirbt auch der Mann ihrer Liebe (gewöhnlich im Herbste), und da reißt sich die Keshalyi in ihrem Grame gar viele Haare vom Kopfe, die dann als Sommerfäden, die im Herbste über das Feld schillernden Fäden der Feldspinne, auch Altenweibersommer genannt — (zig. briga Keshalyakri = Gram der Keshalyi) über die Gefilde schweben. Kinderlose Weiber der Zigeuner, die sich Kinder wünschen, sammeln solche Fäden und verzehren sie mit ihrem Gatten zusammen, und zwar bei zunehmendem Monde, wobei der Spruch gemurmelt wird:

Keshalyiya lisperpen,
Cin pañi hin andre len!
Mangavas pal bolyipen,
Kana lolo sheloro
Mende tumen lisperpen
Vash rakleske, ko avla
Mende, oh Keshalyiya!

Ihr Keshalyi spinnet, spinnt,
Bis noch Wasser in den Bächen rinnt
Euch zur Kindstauf' wir einladen,
Wenn den roten Glückesfaden
Ihr gesponnen, ihr gesponnen
Für das Kind, das wir gewonnen
Haben von euch, ihr Keshalyi!

Dieser „rote Glücksfaden" ist identisch mit dem Schicksalsfaden (Glücksseil u. s. w.), den z. B. im deutschen Volksglauben die „drei Mareien" dem Menschen bei seiner Geburt spinnen und den wir eben im Volksglauben vieler Völker vorfinden (s. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel etc. S. 139 ff.; vgl. meinen Aufsatz in der „Germania" Bd. XXII. S. 130 ff.).

Wenn eine Keshalyi einem Kinde „Glück" für das ganze Leben verleihen will, so spinnt sie den „roten Glücksfaden", den sie dann als rotes Striemchen am Halse des Bevorzugten erscheinen läßt. Doch nur als Jungfrau — wie schon erwähnt — kann sie solches tun. Ein solches rotes Striemchen brachte auch der Stammvater eines der vier Zeltzigeunerstämme Siebenbürgens, des Leïla-Stammes, bei seiner Geburt mit auf die Welt, woher er den Beinamen „Lolo" (der Rote) erhielt. Diese Stammessage, die mir im Jahre 1886 der gegenwärtige Wojwode des Stammes, namens Paul Csutak, zubenannt „der Großfuß" erzählt hat, erhellt in dieser Richtung bedeutend den Volksglauben der Zigeuner, und muß deshalb auch hier mitgeteilt werden. Diese Sage lautet in genauer Übersetzung also:

„Vor vielen hundert Jahren lebte am Rande eines Waldes eine wunderschöne Maid. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs gewesen. Als ihr Vater starb, da verstieß sie ihr Bruder und dessen böse Frau, die es nicht haben wollte, daß im Lande ein schöneres Weib als sie lebe. Die schöne Maid also floh an die Grenze des Landes, wo sie am Rande eines großen Waldes, in einer kleinen Höhle wohnte. Kümmerlich ernährte sie sich von den Früchten des Waldes und war oft nahe daran, vor Hunger zu sterben. Hoch oben im Gebirge, da wohnten auch drei Keshalyi, die oft ins Tal hinabblickten und dem Treiben der Maid zusahen. Da sprach einmal die eine Keshalyi zu ihren Schwestern: „Die arme Maid hat ein gar schlechtes Leben; sie ist sehr hungrig! Ich werde einige meiner Haare zu ihr hinab ins Tal

fallen lassen; sie wird diese Haare verzehren und dann einen Sohn zur Welt bringen; der wird für sie sorgen!“ Während die Keshalyi einige Haare hinabfallen ließ, welche von der Maid sogleich verzehrt wurden, sprach die zweite Keshalyi: „Ich werde bewirken, daß ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließe und ein goldener Baum ebenda wachse, der alle Früchte der Welt tragen soll!“ — „Und ich“, sprach die dritte Keshalyi, „werde schon sorgen, daß es dem Kinde, wenn es zum Manne erwachsen, nicht immer gut ergehe!“

Wie freute sich die arme Maid, als sie am nächsten Morgen ein goldenes Bächlein von ihrer Höhle fließen und einen goldenen Baum daselbst stehen sah. Nun hatte sie Speise in Fülle und das Wasser des goldenen Bächleins schmeckte wie der allerbeste Wein. Da gebar eines Tages die Maid ein Knäblein, das ein rotes Striemchen am Halse hatte. Nun wußte die Maid, wer ihr das Kind bescheert habe. Als sie es im Wasser des goldenen Bächleins badete, da wuchs es auf einmal zu einem schönen Jüngling heran. Doch nicht lange sollte die Freude der Beiden dauern! Der Bruder der Maid hatte erfahren, daß seine Schwester Leïla in einer Höhle wohne, wo ein goldenes Bächlein fließe und ein goldener Baum stehe. Er schickte seine Soldaten hin und diese berauschten sich vom Weine des goldenen Bächleins. In ihrem Rausche töteten sie Leïla, deren Sohn nur mit Mühe dem Tode entrann. Er floh in die Welt und als er geheiratet hatte und Kinder besaß, sprach er zu seinen Leuten: „Wir wollen uns Leïla nennen lassen, damit der Name meiner Mutter ewig lebe! Und wir haben es gehalten, denn auch noch heute heißen wir „die Leïla“ . . . .

Hier also treten die Keshalyi entschieden als Schicksalsgöttinnen auf. In der neuesten Entwickelung des zigeunerischen Volksglaubens ist der Keshalyiglauben vielfach durch den Urmenglauben verdrängt worden. Als Schicksalsgöttinnen treten sie nur spärlich auf. Sie sind gleich den „bösen Urmen“ mehr gefürchtete, als beliebte Wesen.

Sobald eine Keshalyi sich einen Mann erkoren hat, so spinnt sie ein langes, goldenes Seil, dessen eines Ende sie über Nacht dem von ihr geliebten Manne zuwirft; dieser erwacht und will das goldene Seil erhaschen, die Keshalyi aber zieht es immermehr zurück. Der Mann folgt nun dem vor ihm hingleitenden

Seile nach und gelangt auf diese Weise hoch hinauf ins Gebirge bis zur Keshalyi, die ihm durch einen einzigen Kuß den Verstand benimmt (çalyol godyi = den Sinn frißt), so daß er von nun an jede Erinnerung an die Welt verliert und stets nur an seine Geliebte denkt, sich stets nur mit ihr beschäftigt.

Auf dies goldene, dahingleitende Seil bezieht sich auch das Kinderliedchen der siebenbürgischen Zeltzigeuner:

Andro baro Sibineske	Auf der Haid' von Hermannstadt,
Shukar cerça hin dadeske;	Schönes Zelt dein Vater hat;
Andral e cerça beshas,	Vor dem Zelte sitzen wir,
Vash Reshnare grastaras;	Reiten, reiten weg von hier,
Pal Reshnare sheloro	Reiten hin nach Reschinar,
Hin shukar somnakuno,	Dort gemacht aus Gold, so klar,
Sheloro hin may shukar;	Ist ein langes, langes Seil;
Oh graiya, tu sityar!	Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'!
Keshalyi les kerelas,	Keshalyi hat es gemacht,
Raciye lisperpelas.	Es gewoben über Nacht.
Pal sheloro Orlaforos	Auf dem Seil nach Orlat hin
Sar e barval grastaras;	Mit den Winden wir dann ziehn;
Te o phanro uripen	Kleider schön aus Seiden
Odoy yon den sik amen.	Schenkt man uns dort Beiden.
Kiya sheloro shukar,	Wollen hin zum gold'nen Seil,
Oh graiya, tu sityar!	Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'!

Ich habe schon erwähnt, daß dem Volksglauben gemäß die Haare der Keshalyi so weich „wie die feinste Seide“ seien. Wenn nun die Keshalyi einen Mann an sich gelockt hat, so muß sie — gleichsam zum Abschied von ihrem bisherigen Wirkungskreis — aus einem Teil ihrer Haare ein Kleidchen weben, das „Glückshemd“ und irgend einem Kindlein anziehen, das nun sein ganzes Leben hindurch glücklich sein wird. Dieses „Glückshemd“, worauf auch obiges Kinderliedchen Bezug nimmt, ist aber so fein gewoben, daß es menschlichen Augen unsichtbar ist. —

Über den Tod der Keshalyi berichten die Zigeuner der Donauländer und Siebenbürgens, daß jede Keshalyi, sobald sie Mutter geworden ist, täglich um ein Haferkorn an Körperhöhe abnimmt, so daß sie nach Jahr und Tag spurlos von der Erde verschwindet. Nachdem sie stets zu Dreien von gleichem Alter zusammenleben, von denen eine jede zu derselben Stunde ein Kind geboren hat, so verschwinden demgemäß je drei zu gleicher Zeit von der Erde, denn es heißt: „alle Keshalyi sind wie aus einer

Form gegossen", d. h. je drei sind von gleicher Körperlänge und Fülle. Die südrussischen Zigeuner hingegen meinen, daß jede Keshalyi 99 Jahre lang lebe und dann den Loçolico-Leuten (von denen wir später sprechen werden) von ihrer Königin, der Ana, überliefert werde, die sie dann auffressen. Diese Ana hat wohl die meisten ureigentümlichsten Züge bis auf den heutigen Tag bewahrt, mit denen sie in uralter Zeit vom zigeunerischen Volksglauben bekleidet worden ist. Sie wohnt einsam und verlassen in ihrem „schwarzen Palast", der hoch oben im Gebirge liegt (nach russisch-zigeunerischem Volksglauben am Ufer des schwarzen Meeres). Sie hat mit den ihr untergebenen Keshalyi gar wenig zu schaffen; nur müssen täglich je drei bei ihr erscheinen, von denen jede einige Tropfen Blut aus ihrer linken Hand abzapfen und der Königin zu trinken geben muß, sonst stirbt sie und die Loçolico-Leute würden dann alle Keshalyi auffressen, wie sie dies schon einmal haben tun wollen. Es heißt nämlich, daß vor vielen, vielen Jahren, als die Ana noch eine blühende Keshalyi-Jungfrau war, der Loçolico-König sich in sie verliebt habe. Ana wollte von ihm nichts wissen und schloß sich in ihren uneinnehmbaren schwarzen Felsenpalast ein. Da stürmten die Loçolico-Leute auf die übrigen Keshalyi los, frassen einige auf und wollten auch die übrig gebliebenen auffressen. Nun ging die Ana aus Mitleid für ihre Untergebenen eine Ehe mit dem scheußlichen Loçolico-König ein. Aus dieser Ehe stammen die neun Krankheitsdämonen, von denen wir weiter unten sprechen werden. Als der neunte Krankheitsdämon auf die Welt kam, da erschrak auch der Loçolico-König und schloß mit der Ana einen Vertrag ab, demgemäß er sie verlassen wolle, wenn sie jede 99jährige Keshalyi seinen Leuten überlasse. Ana ging in diesen Vertrag ein und der Loçolico-König verließ sie für immer. Seit dieser Zeit lebt sie allein in ihrem Palaste; ihre Kinder, die Krankheitsdämonen, sind in die Welt gezogen, haben sich unter einander vermischt und viele neue Krankheitsdämonen erzeugt.

Was uns also der Volksglaube über die Keshalyi mitteilt, das kann uns zur Ansicht leiten, daß diese Wesen ursprünglich als Wald- und Krankheitsgeister vom Volke aufgefaßt wurden. Ich will hier nur noch ein Kinderspottliedchen über den Namen Anna mitteilen, das vielleicht künftige Forscher auf richtige Fährte führen könnte. Es heißt nämlich:

Anna, kaçna,	Anna, Henne,
Beshes upro kapia!	Sitzest auf dem Kotzen!
Anna, tire kana	Anna, deine Ohren
Sar hin karika!	Sind gleich Rädern!
Anna, jampa,	Anna, Kröte,
Miro muter tu piya!	Mein Wasser du trinke!

Obiges Lied bezieht sich nämlich auf den Volksglauben der Zigeuner, demzufolge die Keshalyi-Königin Anna heißt und ihren Namen vom Worte „ana“ (bring'!) erhalten haben soll. Jedem, den sie im Gebirge auf ihren seltenen Wanderungen antrifft, ruft sie zu: „Ana!“ (bring'!), und wer ihr auf diesen Zuruf nicht gleich einen Frosch, einen Käfer oder sonst ein Insekt bringt, der wird von ihr mit einem mächtigen Felsblock erschlagen; wer aber ihren Ruf versteht und ihren Wunsch erfüllt, dem giebt sie ein Fläschchen, gefüllt mit einem gewissen Wasser, das dem Besitzer beständige Gesundheit und eine Riesenkraft verleiht. Oft erscheint sie in Krötengestalt und unterscheidet sich dann von andern Kröten nur dadurch, daß sie einen Bauch von lauterem Golde hat. Wo immer sie als Kröte erscheint, an der Stelle befinden sich Schätze vergraben. Daher heißt es von einem, der plötzlich reich geworden: „Er hat die Kröte mit dem goldenen Bauch gefunden!“ (Jampa sumñakuno pereha arakyas!). Wer auf die Ana, wenn sie in Krötengestalt herumwandert, tritt, der wird von ihr später vernichtet. Töten kann man sie nicht, denn sofort verwandelt sie sich in die Keshalyi-Königin zurück. Wenn sie als Kröte herumschleicht, so fließt aus ihrem Leibe ein Schleim (lyil), den die Krankheitsdämonen auflecken, um zu neuer Kraft und Stärke zu gelangen. —

„Es waren einmal — erzählen die serbischen Zigeuner — zwei Freunde, die wanderten im Gebirge und sahen eine Kröte. Der Eine wollte sie mit dem Fuße zertreten, der andere aber ließ es nicht zu. Nun kamen die beiden Freunde gegen Abend vor ein großes, schwarzes Haus und baten um Almosen. Man hieß sie einzutreten und gab ihnen Speise und Trank. Da erschien auf einmal die Keshalyi-Königin, die Ana, und sprach zu dem Einen: „Blick einmal über deinen Kopf!“ Da sah der Mann gerade über seinem Kopfe einen großen Felsblock an einem Spinnefaden hängen. Vor Angst war er nicht imstande, zu fliehen. Nun sprach die Ana: „Hättest du heute mit deinem Fuße auf mich getreten,

so wärst du durch diesen Felsblock gestorben! So aber gehe weg von hier!" Dem andern Mann aber schenkte sie ein Fläschchen voll Lebenswasser. Dadurch wurde dieser so stark, wie kein Mann im ganzen Lande. Jeder Mensch fürchtete sich vor ihm und gab ihm, was er verlangte. Dadurch gelangte er zu unermeßlichem Reichtum." (Vgl. das Märchen aus der Grafschaft Ruppin in der Ztschrft „Am Urquell" II. Bd. S. 110).

* * *

Die aus der Ehe der Keshalyi-Königin Ana mit dem Loçolico-König entstammten neun Krankheitsdämonen heißen:

1) Melalo (= der Schmutzige); er ist der Gefürchtetste von allen und bringt über den Menschen nicht nur Krankheit, Elend und Kummer, sondern er treibt ihn auch zur Raserei, zu Mord und Raub. Er hat die Gestalt eines kleinen, zweiköpfigen Vögleins von grauer Farbe. Mit seinen scharfen Krallen durchwühlt er „Leib und Herz" (trupos te vodyi) des Menschen. Seinen Namen hat er von der schmutziggrauen Farbe seines Gefieders.

2) Lilyi (= Schleimige) heißt die Schwester und Gattin des ersteren. Aus ihrer Ehe entstammen viele kleinere Dämonen, die keine besonderen Namen haben. Wohin die Lilyi eines ihrer Kinder aussendet, da brechen „rotzige Krankheiten" (lilye nasvalipena) aus, wie Schleimfieber, Ruhr, Katarrh u. s. w. Sie hat die Gestalt eines „schleimigen Fischleins" (lilye maci).

3) Das dritte Kind der Keshalyi-Königin Ana ist der Tçulo (= der Dicke, Fette). Er wird besonders von schwangeren Frauen gefürchtet, in deren Leib er eindringt und ihnen furchtbare Schmerzen verursacht. Er hat die Gestalt einer kleinen Kugel, die dicht mit Stacheln besetzt ist; rollt er sich nun im Leibe herum, so verursacht er die furchtbarsten Unterleibsschmerzen. Seine Frau heißt

4) Tçaridyi (= etwa: die Heiße, Glühende). Sie stellt auch besonders schwangeren Weibern nach, bei denen sie hitzige Fieber, besonders das Kindbettsfieber erzeugt. Sie hat die Gestalt eines kleinen Wurmes, dessen Leib dicht mit Haaren besetzt ist. Im Leibe des Menschen läßt sie einige ihrer Haare zurück, wodurch eben die „Hitze" entsteht. Aus ihrer Ehe mit ihrem Bruder Tçulo stammen unzählige kleine Dämonen, die alle die Eigenschaften ihrer Eltern besitzen. Kein Zigeunerstamm, keine Familie

ist sicher, in ihrem Kreise nicht eines oder mehrere Mitglieder dieser Dämonenschaar zu beherbergen, von denen jedes von verschiedener Kraft ist.

5) Shilalyi (= die Kalte) ist das fünfte Kind der Ana und erzeugt im Menschen das „kalte Fieber“. Sie hat die Gestalt einer kleinen weißen Maus, die unzählige Füße besitzt. Ihr Gatte ist ihr jüngerer Bruder, der

6) Bitoso (= der Fastende). Er ist der Unschuldigste aller seiner Geschwister; denn er erzeugt im Leibe des Menschen nur Kopf- und Magenschmerzen, Husten und Appetitlosigkeit. Er hat die Gestalt eines vielköpfigen Wurmes. Dieselbe Form besitzen auch seine Kinder, die ebenfalls weniger gefährliche Krankheiten erzeugen.

7) Lolmisho (= lolo und mishos, die rote Maus) hat, wie schon sein Name aussagt, die Gestalt einer roten Maus. Im Schlafe läuft er über den Leib des Menschen, der dann eine Hautkrankheit bekommt. Seine Frau, das achte Kind der Ana, heißt

8) Minceskre (= die von der weiblichen Scham), weil sie besonders Syphilis und eiternde Beulen erzeugt, wenn sie nachts als haariger Käfer über den Leib des schlafenden Menschen hinwegkriecht. Ihre zahlreichen Kinder erzeugen ebenfalls einzelne Hautkrankheiten, wie Blattern, Frieseln, Masern u. s. w. Das neunte und letzte Kind der Ana, bei dessen Anblick sein Vater, der Loçolico-König selbst erschrak, ist der gräuliche Unhold

9) Poreskoro (= etwa: Geschwänzter). Er hat vier Katzen- und vier Hundeköpfe, ferner einen Vogelleib und einen Schlangenschweif. Er vereinigt in sich beide Geschlechter, er ist also ein Zwitter, der sich selber befruchtet, was auch alle seine zahlreichen Nachkommen sind. Selten erscheint er und seine Kinder, aber wohin sie einmal hinfliegen, dort brechen die Kolera, Pest und alle möglichen epidemischen Krankheiten aus.

So werden die Krankheitsdämonen bei den türkischen und serbischen Zigeunern benannt und beschrieben. Bei den ungarischen und siebenbürgischen Zeltzigeunern werden sie nur unter dem Collectivnamen „Miseç“ (Böser, Dämon) zusammengefaßt, obwohl auch sie von neun Krankheitsdämonen wissen. Nur der Name der Minceskre, die Hautkrankheiten und besonders die Syphilis erzeugt, hat sich unter ihnen bis auf den heutigen Tag erhalten. In Galizien und Rußland glauben die Zigeuner auch an

neun Krankheitsdämonen, jedoch erscheinen diese nicht als Kinder der Keshalyi-Königin Ana, sondern sind vom „obersten Teufel“ mit einer achtfüßigen Ziege erzeugt worden. Aus jedem Fuße der Ziege sprang ein Krankheitsdämon hervor, der neunte aus ihrem Schwanze. —

Was nun die Vertreibung dieser Krankheitsdämonen anbelangt, so werden wir in den folgenden Abschnitten reichlich Gelegenheit haben, darüber zu berichten.

* * *

Aus der Ehe der Königin echter Waldgeister und des Königs der in Dämonen verwandelten Menschen stammen die Krankheitsgeister ab. Denn die Loçolico sind dem heutigen Volksglauben gemäß sündige Menschen, die in scheußliche Wesen verwandelt wurden. Gewöhnlich sind es Männer, die einen Bund mit dem Teufel eingegangen. Nach Ablauf der Frist wurden sie vom Teufel in diese dämonischen Wesen verwandelt. Sie haben deshalb auch eine menschliche Gestalt und sind außerordentlich häßlich. Ihr ganzer Körper ist dicht mit langen Haaren besetzt; ihre Ohren sind sehr lang und hängen auf die Achseln herab; ihre Füße sind dünn, wie ein „Stecken“ (kopalori), ihre Arme aber sind zweimal so lang wie die gewöhnlicher Menschen. Wehe der Frau, die zufällig einen Loçolico - auch nur im Traume — sieht; sie wird ein Scheusal zur Welt bringen. So war ich einmal in meiner Vaterstadt Kronstadt (Siebenbürgen) Zeuge eines merkwürdigen Vorfalls: Fahrende Komödianten hatten vor ihre Schaubude einen Orangutan-Affen angekettet. Das neugierige Publikum beglotzte den Affen von allen Seiten, darunter auch eine ansässige Zigeunerin. Auf einmal schrie sie laut auf: „Wehe, das ist ein Loçolico! (Vajde, ada yek Loçolico!) Sie brach ohnmächtig zusammen und wurde von ihren Angehörigen nach Hause getragen. Am dritten Tage hatte sie sich erhängt! Man konnte ihr das nicht aus dem Kopf schlagen, daß sie nur einen Affen und nicht einen Loçolico gesehen habe. Sie glaubte steif und fest, daß sie nun ein Scheusal gebären werde und — wählte lieber den Tod, als daß sie wegen ihrem zukünftigen Kind von ihren Leuten verhöhnt werde. Solche Vorfälle ereigneten sich im Lande nicht selten, so daß die Regierung allen Polizeibehörden strengstens auftrug, dafür zu sorgen, daß die Komödianten künftighin ihre Affen

nur innerhalb ihrer Schaubuden halten, nicht aber außerhalb derselben „dem gemeinen, ungebildeten Volke“ zur Ansicht anketten.

Die außerordentliche Stärke der Loçolico liegt in ihren Fußsohlen. Wenn es jemandem gelingt, die Haare von dieser Stelle abzusengen, so verliert der Loçolico seine Kraft, wird ohnmächtig wie ein Kind und stirbt endlich nach einigen Tagen. Dann kommen die Teufel und verbrennen seinen Leichnam; mit der zurückgebliebenen Asche bestreuen sie wieder solche Männer, die mit dem „obersten Teufel“ ein Bündnis geschlossen haben; dadurch werden diese in Loçolico's verwandelt.

Die Loçolico's haben keine Frauen bei sich, sondern rauben sich Jungfrauen, die sich dadurch, daß sie ihren Urin auf sie lassen, in Stuten verwandeln und diese dann in coitu abquälen, daß sie krepieren. Auch Keshalyi-Frauen, wenn dieselben 99 Jahre alt geworden sind, fallen ihnen — wie wir gesehen haben — ad coitum anheim. Sie sind im Volksglauben der Zigeuner die personificierte Geilheit. Einen geilen Menschen schimpfen die siebenbürgischen Zeltzigeuner: „Loçolico!“ Kinder erzeugen sie nicht und sie leben zu mehreren beisammen oder auch einzeln hoch oben im Gebirge, von wo sie allnächtlich herab in die Täler und Ebenen kommen, um Weiber zu rauben. Die Jungfrauen der siebenbürgischen Zeltzigeuner tragen daher stets einige Körner Stechapfelsamens bei sich, — im Glauben, daß ihnen dann die Loçolico's nichts anhaben können. Alle Loçolico der ganzen Welt stehen unter einem einzigen König, der allein Flügel hat und windschnell von einem Orte zum andern fliegen kann. Sein Hauptquartier hat er in „Afrika“ (?) [Vgl. Mara Cop, Goldjana, wo von einem in Afrika residierenden Zigeuneroberkönig die Rede ist, den jeder Zigeuner einmal im Leben besuchen muß. Ob dies nicht ein Irrtum ist und sich das Ganze auf die mißverstandene Geschichte vom Loçolico-König bezieht?] Wo er erscheint, müssen ihn seine Untertanen bewirten.

Eine charakteristische Sage erzählen sich die südungarischen Zigeuner von den Loçolico-Leuten. Sie lautet in getreuer Übersetzung also:

„Vor vielen Jahren lebte einmal eine gar hartherzige Gräfin, die keinen Gatten, keine Kinder, keine Verwandte hatte und einsam und verlassen auf ihrem Schlosse hoch oben am Berge mit ihren Dienern, die ebenso hartherzig waren wie sie, lebte. Sie

besaß viele Pferde, welche ein junger Hirte täglich auf die Weide treiben mußte. Da traf es sich einmal, daß das Lieblingspferd der Gräfin verloren ging und der arme Hirte abends ohne dasselbe heimkehren mußte. Als die Gräfin den Verlust erfuhr, befahl sie ihren Dienern, den Hirten gefangen zu nehmen und in die Mühle zu schleppen, damit er zu Brei gemahlen werde. Da bat der arme Hirte seine hartherzige Herrin um die Erlaubnis, noch einmal den Wald durchstreifen zu dürfen, um das Pferd zu suchen. Da sprach die Gräfin: „Gut, ich will es dir erlauben, weil du mir eben von jeher gefallen hast! Was noch mehr, — ich will dir das Leben schenken, wenn du mir bis morgen früh die größte Eiche aus dem Walde herbringst und mit ihren Ästen und allen Wurzeln hier im Hofe aufstellst. Wenn du dies Werk vollbringst, so will ich deine Frau werden!“ Traurig schlich sich nun der arme Hirte hinaus in den Wald, denn selbst, wenn er die Eiche in den Hof hätte stellen können, so hatte er doch nicht im geringsten Lust, die hartherzige, böse Gräfin zu heiraten, die obendrein noch die Häßlichkeit selbst war. Im Walde war es bereits dunkel, als er in der Ferne ein Feuer bemerkte. Da dachte er bei sich: Dort werden wohl auch Hirten sein! vielleicht haben sie das Pferd irgendwo gesehen! — Und er ging auf das Feuer los. Als er es aber erreichte, da blieb ihm das Blut vor Schrecken stocken, denn am Feuer saß ein Loçolico, der ihn also ansprach: „He, du kommst mir gerade recht! Fürchte dich nicht, Bursche; ich will dir kein Leid zufügen, wenn du mir erzählest, was deine Gräfin macht! Denn heute Nacht wollen wir sie uns abholen!“ Nun erzählte ihm der junge Hirte den Auftrag der Gräfin. Da lachte der Loçolico und sprach: „Du sollst die große Eiche gleich haben und wenn wir uns die Gräfin geholt haben, so sollst du ihr ganzes Schloß haben! Sieh, gleich hier steht die größte Eiche im Walde!“ Und der Loçolico packte eine mächtige Eiche an und zog sie samt allen Wurzeln aus der Erde heraus. Darauf klatschte er dreimal in seine Hände, worauf drei magere Stuten, an einen Wagen gespannt, erschienen. Der Loçolico warf die Eiche auf den Wagen hinauf, hüllte sich in seinen schwarzen Mantel und hieß den Hirten auf den Wagen steigen. Nun ging's wie der Wind vorwärts in den Hof der Gräfin hinein und ehe man ein „Gott erhalte“ hätte sagen können, so stand die Eiche so fest im Boden, als wäre sie nie anderswo gestan-

den. Die Leute im Schlosse erwachten und kamen mit der Gräfin hinaus in den Hof und bewunderten die mächtige Eiche. Da rief die Gräfin: „Das ist nicht möglich, daß diese drei mageren Stuten diese große Eiche hergebracht haben können!" Hierauf sprang hinter dem Wagen zum Schrecken aller der Loçolico hervor und sprach: „O ja, diese drei mageren Stuten haben diese Eiche hergebracht! Und willst du auch wissen, wer diese Stuten sind? Nun, ich will es dir sagen: Diese da ist deine Schwester, diese ist deine Großmutter und diese ist deine Mutter, die wir uns gestern geholt! Jetzt kommst du an die Reihe! Dieser Hirte wird von nun an Herr deines Schlosses sein, du aber kommst mit mir!" Und ehe man ein „Lebe wohl" hätte sagen können, war schon der Wagen mit den drei mageren Stuten, dem Loçolico und der hartherzigen Gräfin verschwunden; der Hirte wurde Herr des Schlosses und lebte friedlich und vergnügt bis an sein seliges Ende."

* * *

Mit den Loçolico-Leuten sind in einer Beziehung verwandt die sogenannten Jiuklanushe (Jiuklo = Hund, manush = Mensch, also Hundemenschen). Sie sind nämlich von Zauberern d. h. von Männern, die einen Bund mit dem „obersten Teufel" geschlossen haben, oder von Hexen aus guten, rechtschaffenen Menschen in dämonische Wesen verwandelt worden. Sie bilden also, was den Grund ihrer Verwandlung und ihr früheres Wesen anbelangt, gerade den Gegensatz der Loçolico-Leute. Sie haben eine menschliche Gestalt, aber sind mit Hundefüßen und einem Hundekopf versehen. Von übernatürlicher Größe, Stärke und Gewandtheit, sind sie den Menschen stets zugetan und leisten ihm in der Not gerne Hilfe. Mit den Loçolico-Leuten stehen sie in ewiger Feindschaft. Gar oft kann man nächtlicher Weile das Getöse des Kampfes hören, der sich in den Wäldern zwischen diesen sich gegenseitig feindlich gesinnten Wesen abspielt. Ein südungarischer Zigeuner, aus Kula gebürtig, namens Horvatovic Fercsi, behauptete gerade vor einigen Wochen (März 1891) einem Arzte gegenüber, den er wegen seines Ohrenleidens consultierte, daß er sein Gehör deshalb verloren habe, weil er im vergangenen Winter in den Wald gegangen sei, um Reisig zu klauben. Von der Nacht überrascht, habe er das fürch-

terliche Getöse der Schlacht (cata) mitangehört, die eben die Loçolico-Leute und die Jiuklanushe geschlagen. „Träfe ich nur einen Jiuklanush an! Er gäbe mir ein Haar von seinem Kopfe! Das würde mich heilen!“ (Th' arakavas ca yek jiuklanuses! Yov the davalas mange yek bal leskre shereskro! Ada man the sastyaralas!), so klagte der Zigeuner und dachte dabei an den allgemein verbreiteten Glauben seines Volkes, daß ein Haar vom Kopfe eines Jiuklanush ein unzweifelhaftes Heilmittel für alle Krankheiten sei. Ich selbst war Augenzeuge im Jahre 1886 bei einem Zigeunerstamme in der Gegend von Arad (Südungarn), wie von einer „Zauberfrau“ (s. Abschnitt III) ein an den Beinen gelähmter Zigeuner durch Jiuklanush-Haare geheilt wurde. Freilich hatte sie seine Beine einige Tage lang stets in einen warmen, aus Kräutern bereiteten Brei eingehüllt; dann nahm sie die Jiuklanush-Haare hervor, verbrannte sie zu Pulver, bestreute damit die Beine und — der Zigeuner konnte gehen! Diese sog. Jiuklanush-Haare waren freilich, als ich sie mir näher besah, einfache Wolfshaare.

Die Jiuklanushe leben in größeren Gesellschaften beisammen und zwar ebenfalls im Gebirge, stehen aber unter keinem Könige. Wird ein Jiuklanush von einem Menschen beleidigt, so nimmt er keine Rache, begegnet er aber einem Loçolico, so entspinnt sich ein heftiger Kampf und gar oft unterliegt ersterer, wird von seinem Urfeinde getötet oder schwer verwundet. Geht er mit Tod ab, so verschwindet er — gleich den toten Urmen — sofort in die Erde. Die türkischen Zigeuner glauben, daß eine Sonnenblume an der Stelle aus dem Boden hervorwachse; den übrigen Zigeunern ist meines Wissens dieser Glaube unbekannt. Den verwundeten Loçolico heilen seine Brüder dadurch, daß sie einen Menschen herbeiholen und vom Blute desselben einige Tropfen Blut auf seine Zunge tröpfeln. Dadurch erhält der Kranke neues Leben und seine alte Kraft wieder. Der betreffende Mensch wird reich beschenkt entlassen; denn die Jiuklanushe besitzen ungeheuere Schätze. Sie bewachen auch abwechselnd die drei goldenen Äpfel des Nebelkönigs, von denen der eine den Menschen, der ihn besitzt, reich, der andere ihn glücklich macht und der dritte ihm stete Gesundheit verleiht. Diese Äpfel, wenn auch abgepflückt, wachsen stets nach und befinden sich vor dem grauen Hause des Nebelkönigs, hoch oben im Gebirge.

Ein Jiuklanush kann auch erlöst werden, d. h. er kann seine

frühere menschliche Gestalt wieder erlangen, was bei einem Loçolico nicht der Fall ist. Jedoch geht dies sehr schwer und findet höchst selten statt. Die meisten Märchen, deren Lieblingsgestalten eben die Jiuklanush sind, berichten darüber gewöhnlich nur, daß ein Kuß von einer Jungfrau einen Jiuklanush erlösen könne.

* * *

Wir kommen nun zu den Riesen und Zwergen. „Wo im Glauben eines Volkes“, bemerkt ganz richtig F. S. Krauss a. a. O. S. 129, „auch Zwerge und Riesen vorkommen, kann man ihren Ursprung zum großen Teil auf Waldgeister zurückführen. Es sind wohl nur besondere Gestalten der Waldgeister, eigenartige Ausdrucksformen, die erst durch glückliche Verhältnisse Leben und Gehalt gewinnen, bei manchen Völkern aber fast gar nicht aufkommen können oder höchstens in einigen Sagen ein unsicheres Dasein kümmerlich behaupten, ohne tieferen oder festeren Zusammenhang mit den übrigen volksreligiösen Vorstellungen. Es scheint fast, als ob selbst dort, wo Zwerge und Riesen im Volksglauben heimisch sind, die bewußt schaffende Kunstdichtung an der Ausbildung dieser Wesen gearbeitet und der Volksdichtung Vorschub geleistet habe.“

Von einer Kunstdichtung, die diesbezüglich einen Einfluß auf die Volksdichtung ausgeübt hat, kann beim Zigeunervolke keine Rede sein, wohl aber davon, daß die Gestalten der Riesen und Zwerge, so weit diese eben vorhanden, — von den germanischen Völkern in den Volksglauben der Zigeuner herübergekommen, dort aber nie heimisch geworden sind. Hierfür spricht schon der Umstand, daß Riesen und Zwerge, nur einem siebenbürgischen und zwei ungarländischen Wanderzigeunerstämmen bekannt sind, und zwar gerade denen, welche ihre Wanderungen in deutschen Gegenden alljährlich vornehmen und deren Mitglieder selbst ganz gut deutsch reden. Doch gehen wir noch weiter. Der Riese heißt Mashurdalo (aus mash = Fleisch und murdalo = Töter, also Fleischtöter), der eben eine große Vorliebe für Fleisch, besonders Menschenfleisch hat, doch muß dasselbe von gesunden Individuen herrühren. Er haust in Einöden und Wäldern wo er Tieren und Menschen auflauert. In Folge seiner großen Dummheit und Leichtgläubigkeit wird er von den Menschen gar

häufig überlistet und seiner großen Schätze beraubt. In einem Märchen der südungarischen Zeltzigeuner wird er von einem Hirtenjungen geradezu überlistet, wie es im deutschen Märchen „das tapfere Schneiderlein" mit seinen Riesen getan.

Jeder Mashurdalo hat ein Weib und mehrere Kinder. Sie führen ein ganz solides Familienleben. Aber sie rauben auch bisweilen irdische Weiber. Als ihre Stammutter giebt ein Märchen die Sonnenmutter an. Jeder von ihnen hat eine Henne, deren Eier sein Leben enthalten. Ist er verwundet und will ihm sein Leben entfliehen, so verschluckt er jedesmal ein Ei. Wer ihn ums Leben bringen will, der muß vorerst seine Henne töten. So weit lauten die Berichte der Märchen der erwähnten Zigeuner-Stämme. Demgemäß können wir ganz getrost sagen, daß die Zigeuner im allgemeinen das eigentliche Riesenvolk nicht kennen.

Ebenso verhält es sich mit den Zwergen, den sogenannten Cignomanush (cigno = klein, manush = Mensch). Diese sind geradezu nur einem siebenbürgischen Zeltzigeunerstamme, dem Stamme der Leïla, bekannt. Mit dem Bergbau haben sie gar nichts zu schaffen, obwohl sie in Erdhöhlen wohnen und viele Schätze besitzen; aber Wanderzigeuner und Zigeuner erleiden lieber den Tod, als daß sie in einen Bergwerksschacht hinabsteigen. Es sind daumenlange Männchen und Weibchen, die besonders den Waisen und Betrübten gewogen sind, denen sie oft zu großem Reichtum verhelfen. Zur Winterzeit zieht je ein Pärchen in warme Kuhstallungen ein, wo sie in einem Loch leben und bei Nacht an den Eutern der Kühe saugen; dafür aber geben die Kühe doppelt so viel Milch. So heißt es in einem Märchen:

„Es lebte einmal in einem Dorfe ein armer Bauer, der sich das tägliche Brot für sich und seine Frau kaum verschaffen konnte. Er hatte eine einzige Kuh und auch die kränkelte seit langer Zeit und gab keine Milch. Da stand er denn einmal verzweifelt im Stalle und dachte nach, was er mit dem kranken Tiere beginnen solle. Die Tränen rannen ihm über die Wangen herab, als er die kranke Kuh, die seine einzige Stütze gewesen, betrachtete. „Mein Gott!" seufzte er auf, „wer wird mir in der Not helfen!" — „Ich!" flüsterte eine Stimme und als sich der Bauer umsah, bemerkte er in einem Winkel einen Cignomanush sitzen, der also zu ihm sprach: „Du bist arm und ich will dich zum reichsten Manne im Dorfe machen, wenn du mich hier wohnen

läßt und mir täglich einen Napf voll Milch giebst!“ Hocherfreut versprach es der Mann und der Cignomanush grub sich sogleich in einem Winkel ein tiefes Loch, wo er zu wohnen gedachte. Darauf sprach er zum Bauersmann: „Siehe, deine Kuh ist gesund geworden! Schicke deine Frau her, damit sie die Kuh melke! Deinem Weibe aber sollst du von mir nicht erzählen!“ Der Mann rief nun seine Frau herbei und hieß sie die Kuh melken. Stromweise floß die Milch aus dem Euter und füllte alle Gefäße, die das Ehepaar besaß. So ging es nun Tag für Tag und der Bauer wurde vom Erlös der verkauften Milch ein steinreicher Mann. Da bemerkte die Frau, daß ihr Mann jeden Tag zur Mittagsstunde einen Napf voll Milch in den Stall trug und dann den Napf leer zurückbrachte. Sie fragte ihn, was das zu bedeuten habe, er gab ihr aber stets nur ausweichende Antworten. Da bemerkte sie einmal auch das tiefe Loch, in dem der Cignomanush hauste; da sprach sie zu ihrem Gatten also: „Dies Loch werde ich mit Steinen verstopfen!“ Ihr Mann verbot es ihr zwar strenge, doch als er sich von zu Haus entfernte, da füllte sie das Loch mit Steinen und Erde aus. Als am nächsten Tage der Mann in den Stall trat, da saß der Cignomanush in einer Ecke und sprach also zu ihm: „Ihr seid es nicht wert, reich zu sein; deine Frau verdient es aus dem Grunde nicht, weil sie ihrem Manne nicht gehorcht und du bist es deshalb nicht wert, weil du dein Weib zum Gehorsam nicht zwingen kannst. Ich ziehe von dannen und du wirst bald der arme Mann werden, der du einst gewesen!“ Und so geschah es denn auch! Der Cignomanush verschwand und mit ihm das Glück und der Reichtum des Mannes, der in sein früheres Elend zurückfiel und bis zu seinem Tode mit Not und Armut zu kämpfen hatte“.

Es klingt, als ob wir ein echt deutsches Märchen vor uns hätten. Als verschmitzte, launische Kobolde, als Moosmännchen treten sie in den wenigen Märchen, die mir bekannt sind, nicht auf; überall spielen sie die Rolle des Beglückers; bald verwandeln sie die Kohlen in lauteres Gold, bald lassen sie sich einige Haare aus dem Barte herausreißen, wodurch der Besitzer zu großem Reichtum gelangt, bald schleppen sie selbst Schätze herbei und füllen über Nacht damit die Stiefel desjenigen an, dem sie gewogen sind. Es sind dies lauter Züge, wie sie uns in den deutschen Kindermärchen anheimeln.

* * *

Wenn auch im Volksglauben der Zigeuner keine eigentlichen Zwerge vorkommen, so haben sie doch verschiedene Vorstellungen über unterirdische Wesen, die sich ihrer allgemeinen Färbung nach freilich an den Volksglauben anderer Völkerschaften anschließen, aber doch manche charakteristische Züge bewahren.

Die Zigeuner Europa's glauben, daß es „unter der Erde" (tele pçuv) ganze Städte und Ortschaften gäbe, welche von den Pçuvush-Leuten (von pçuv = Erde, und manush abgekürzt in —ush = Mensch, also Erdmenschen) bewohnt werden, die ein gerade so geregeltes Leben führen, wie die Menschen auf der Erde. Sie sind klein und häßlich von Gestalt, ihr ganzer Körper ist dicht behaart. Sie rauben auch gerne irdische Weiber, obwohl sie auch geborene Pçuvush-Frauen haben. Ihr Leben ist in einem Ei einer schwarzen Henne verborgen. Wenn jemand dies Ei erlangt und ins Wasser wirft, so stirbt der Pçuvush. Bei dieser Gelegenheit entsteht ein Erdbeben, das die Zigeuner in manchen Gegenden Siebenbürgens und Südungarns „Pçuvush-Tod" (meriben Pçuvusheskro) heißen. Sie wandeln oft unsichtbar auf der Oberfläche der Erde, indem sie ihre drei auf dem Haupte befindlichen goldenen Haare unbedeckt lassen; bedecken sie aber auch dieselben mit der Mütze, so werden sie für jedermann sichtbar. Wer ein Haar vom Leibe eines Pçuvush erlangt, kann damit Steine in Gold verwandeln.

Der Eingang zu ihren unterirdischen Städten ist ein großer, schwerer Stein, von Brennesseln (çadcerli) rings umgeben. Diese Pflanze ist den Pçuvush-Leuten gleichsam geheiligt, daher auch ihr Name „Kasta Pçuvushengre = Holz der Pçuvushe". Ferner glauben die Zigeuner, daß die Pçuvushe Feinde der Würmer, überhaupt jedes kriechenden Getiers sind, mit Ausnahme der Schnecke, die sie gerne essen und die daher auch mit dem Namen „Gray Pçuvushengre" = Pferd der Pçuvushe, belegt wird. Ein Kinderlied der südungarischen Zeltzigeuner lautet:

Çadcerli, na pçabuva,	Brennessel, brenn' uns nicht!
Beshel kere nikana,	Niemand in's Haus einbricht,
Andro Pçuvush na aven, —	Zum Pçuvush geht kein Kind, —
Kirmoren sik traden!	Treibt die Würmer weg geschwind!

Jeder Pçuvush trägt, sobald er auf die Oberfläche der Erde steigt, ein rotes und ein weißes Ei bei sich. Kehrt er nun in

seine unterirdische Heimat zurück, so nimmt er das rote Ei hervor und berührt damit den großen Stein, der den unterirdischen Eingang verschließt; sofort schiebt sich der Stein beiseite und der Pçuvush steigt hinab; worauf sich der Eingang wieder verschließt. Nachdem aber der Pçuvush oft meilenweit im Dunkeln wandern muß, um seine „Stadt" (foros) zu erreichen, so nimmt er das weiße Ei hervor, wirft es auf die Erde. Das Ei rollt nun vor ihm her und leuchtet „wie die Sonne".

Im allgemeinen schildert der Volksglauben der Zigeuner die Pçuvushe als gutmütige, friedliche Wesen; doch stellen sie eben den Weibern und neugeborenen Mädchenkindern gerne nach und quälen öfter die Tiere desjenigen, der sie — wenn auch unbewußt — beleidigt hat. Menschen, die ihnen einen Gefallen — wenn auch noch so gering — erweisen, belohnen sie reichlich. So erzählt man von einem reichen, auch noch heute vielleicht lebenden Zigeuner, namens Todor Kobu, in der Gemeinde Sascor (Siebenbürgen), daß er vor Jahren Besenbinder gewesen sei. Bei einer Gelegenheit sei er in den Wald gegangen, um Ruten für Besen zu schneiden. Die abgeschnittenen Ruten legte er zufällig auf einen Stein, der den Eingang zu einer Pçuvush-Stadt verschloß. Nun kam ein Pçuvush und bat ihn, den Ort seiner Thätigkeit anderswohin zu verlegen. Der Zigeuner willfahrte dem Wunsche, legte die Ruten zusammen und trug sie nach Haus. Wie erstaunte er aber, als er daheim die Ruten betrachtete. Sie waren alle aus lauterem Gold. Seit der Zeit ist er ein reicher Mann . . .

Von einem Zigeuner, namens Niku, des siebenbürgischen Zigeunerstammes der Kukuya erzählt man sich, ein Pçuvush-Weib habe ihm einige ihrer Haare in sein Feuer geworfen; dadurch seien alle Kohlen zu Gold geworden.

Aber auch als rachsüchtige Wesen spielen sie eine Rolle im Volksglauben der Zigeuner. Namentlich sind sie den Holzfällern und Besenbindern feindlich gesinnt, die sie am freien Ein- und Ausgang auf und unter die Erde verhindern. Deshalb schnitzeln sich solche Leute — wie wir später (Abschnitt IV) sehen werden — bei ihrer ersten Ausfahrt in den Wald jährlich Figürchen, welche einen Pçuvush darstellen und werfen dasselbe gleichsam als Opfer in den ersten besten Busch.

* * *

Wie es im deutschen Volksglauben tückische Wassermänner und blühendschöne üppige Nixen giebt, so kennen auch die Zigeuner Mitteleuropa's eine Art Wassergeister, die sie Nivashi nennen. Den Namen wage ich nicht zu erklären. Ni heißt bei einigen Stämmen nicht, nichts, vash = Hand, also „handlos". Hände haben die Nivashi wohl, doch heißt es im Volksglauben, daß sie an der linken Hand sechs Finger hätten und daß das Blut aus diesem sechsten Finger Blinde wieder sehend machen könne. So erzählte mir ein Zeltzigeuner des südungarischen Stammes der Reila, daß er zwei Jahre lang auf dem linken Auge blind gewesen sei. Da habe ihn eine „Zauberfrau" (s. Abschnitt III) mit Nivashi-Blut das Auge eingerieben und er habe damit wieder sehen können.

Über das Aussehen der Nivashi glaubt man, daß die Männer von mittlerer Größe und gedunsenen Leibes seien. Sie sollen langes, feuerrotes Haar und einen bis auf den Bauch herabreichenden Bart von gleicher Farbe und Pferdefüße haben. Die Nivashi-Töchter zeichnen sich durch ungewöhnliche Schönheit, schlanken Wuchs, helle Hautfarbe und durch ein bis an die Fersen herabreichendes, dichtes Haupthaar aus, in welches sie sich einzuhüllen pflegen, nachdem sie außer roten Schuhen keine Kleidung an sich haben. Sie leben von den Nivashi's getrennt, tief unten im Wassergrunde in großen Palästen, „wo alles von Gold und Silber glänzt." Hier müssen wir des Volksglaubens betreffs der Vermehrung der Nivashi gedenken. Sie leben — wie gesagt — von den sog. Nivashi-Töchtern abgesondert, haben keine Frauen und pflegen geschlechtlichen Umgang nur mit irdischen Weibern, die dadurch „Zauberfrauen" werden (s. Abschnitt III.). Sie vermehren sich nur dadurch, daß sich die Nivashi-Töchter irdische Männer zu Gatten hinab in ihre Wohnungen holen. Gebärt dann eine Nivashi-Tochter einen Knaben, so hat derselbe keine Knochen im Leibe und kann gleich nach der Geburt herumlaufen und schwimmen. Er wird ein Nivashi. Dann bringt die Nivashi-Tochter noch zwei Mädchenkinder auf die Welt, die haben Knochen im Leibe und werden eben Nivashi-Töchter. Nach dem dritten Gebären muß die Nivashi-Tochter und ihr Gatte sterben. Sturm erhebt sich, die Flut braust und nach heutigem Volksglauben holt der Teufel beide ab, damit sie ihm „dienen". Wird ein Nivashi alt und gebrechlich, so fressen ihn seine Gefähr-

ten auf. Jede Nivashi-Tochter hat einen Nivashi zum Diener, der zwar „Gatte“ heißt, aber alles andere, nur das nicht ist.

Jünglinge werden von den Nivashi-Töchtern mit List oder Gewalt hinab in die Flut geführt. Beim ersten Kuß, den ein irdischer Mann von einer Nivashi-Tochter erhält, verliert er einen Teil seiner Oberlippe, er wird ein „Bimuyakro“ (Lippenloser), wie solche auch „hier auf Erden zu sehen sind.“ Denn irdische Männer können auch Nivashi-Töchter heimführen, die dann irdische Weiber von großer Schönheit und „Treue“ werden. Will sich jemand eine Nivashi-Tochter heimführen, so muß er also vorgehen: In mondhellen Nächten kommen die Nivashi-Töchter aus den Flüssen herauf, um auf den Talwiesen zu tanzen; auf diesen Tanzplatz muß man Stechapfelsamen (pesoseskro) streuen, tritt dann eine Nivashi-Tochter darauf, so kann sie sich nicht von der Stelle rühren. Der irdische Mann zieht ihr nun die roten Schuhe aus und trägt sie heim, wo sie ihm eine „gute Frau“ (gule romñi) wird. Beraubt er sie aber ihrer roten Schuhe nicht und hebt sie samt denselben vom Stechapfelsamen hinweg, so ist er verloren, denn die Nivashi-Töchter zerreißen ihn. Gelingt es ihm aber, die Nivashi-Tochter heimzuführen und sie zu seiner „Frau“ zu machen (romñi the puyel) so kann er ohne Sorgen leben, wenn er auch ein „Bimuyakro“ geworden ist, — denn die früheren Schwestern der Frau, die Nivashi-Töchter, versehen das Ehepaar mit allem, was es sich wünscht.

Die Nivashi selbst sind den Menschen feindlich gesinnt. Beim Passiren einer Brücke springen sie oft hervor, ziehen die Menschen in die Flut hinab und ersäufen sie, damit sie dann ihre Seelen in Töpfe einsperren und sich am „Wimmern“ (roviben) derselben ergötzen. Deshalb speien wohl die Zeltzigeuner Siebenbürgens auch noch heutigen Tags beim Passieren einer Brücke dreimal ins Wasser, „um sich vor Unheil zu bewahren“ (na tradel bibaçt). Oder läßt sich dieser Brauch auf den Umstand zurückführen, demzufolge „Brücken ehedem Richtstätten, Richtplätze in dem doppelten Sinne dieser Ausdrücke waren; es wurden auf oder vor denselben Gerichte gehegt und Hinrichtungen vorgenommen“ (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 435). Ich glaube kaum. Denn Opfer werden von den Zigeunern oft den Nivashis dargebracht. So muß z. B. jedes Brautpaar Äpfel und Nüsse ins Wasser werfen, um sie ihrer Ehe günstig zu stimmen. Sie sind

im Besitze großer Kenntnisse, sie sind Heilkünstler und trotzdem oder nebenbei auch Krankheitsdämonen, wie wir dies in den späteren Abschnitten sehen werden.

Auf menschliche Hilfe sind sie nur in einem Falle angewiesen: wenn eine Nivashi-Tochter nämlich in Geburtsnöten liegt, dann muß ihr Diener-Gatte hinaufsteigen, um eine Hebamme herabzuholen. Eine Sage lautet in genauer Verdeutschung also:

„Es lebte einmal im Stamme der Ashani eine alte, gar kluge Frau, die man weit und breit im Lande die „Gule Kamakri“ (süße Sonnige) nannte; denn überall, wohin sie nur kam, da vollbrachte sie Gutes, half den Kranken, teilte mit den Armen ihr Essen und wer sie um Rat fragte, dem sagte sie stets das Richtige. Die „weißen“ Leute hatten sie deshalb auch sehr gern und wenn sie mit ihrer Sippschaft durch ein Dorf wanderte, so liefen ihr die Leute nach und ließen sie nicht am Dorfende unter den Zelten schlafen, sondern sie mußte mit ihnen hinein in ihre Häuser, um dort die kranken Menschen und Tiere zu heilen, den Müttern Rat zu erteilen und den Männern das Wetter anzusagen. Dafür ließen sie die Leute auf weichem Lager die Nacht zubringen und gaben ihr, wenn sie weiter zog, Geld und gute Speisen in Hülle und Fülle, so daß sie und ihre Sippschaft nie einen Mangel an etwas hatte. Einmal lagerte die Gute Kamakri mit ihrer Sippschaft am Rande eines hohen Waldes. Es war gerade Johannisnacht und sie hatten über den nahe gelegenen tiefen Fluß mit schwerer Mühe einen Faden gespannt, damit ihre Verstorbenen, wenn sie wollten, sie besuchen könnten (ein Brauch, auf den wir noch zurückkommen). Gule Kamakri schlief in dieser Nacht stets allein in ihrem Zelte, denn sie wollte, wie sie sagte, mit ihren Verstorbenen diese Nacht ungestört zubringen. Da geschah es um Mitternacht, daß jemand an ihrem Zelte rüttelte und sie beim Namen rief. Sie stand auf und eilte hinaus ins Freie, um nachzusehen, wer sie suche. Als Gule Kamakri vor ihr Zelt hinaustrat, sah sie im Mondschein einen alten Mann mit einem langen, roten Barte vor sich stehen, und dieser sprach also zu ihr: „Du bist eine kluge Frau, darum bin ich gekommen, dich zu einem kranken Weibe zu führen, das in Kindesnöten liegt.“ Gule Kamakri war sogleich bereit, dem kranken Weibe Hilfe zu leisten und ging, ohne jemandem etwas zu sagen, mit dem Manne fort. Dieser führte sie an den großen Fluß und dort

ergriff er ihre Hand. Da fühlte Gule Kamakri, daß seine Hand eisig kalt und feucht war. Der alte Mann sprach darauf also zu ihr: „Fürchte dich nicht! Es soll Dir kein Leid widerfahren. Ich will dich hinab in den Fluß in meine Wohnung zu meiner kranken Frau hinführen und dann reichlich beschenkt wieder auf die Erde zurückbringen. Ich bin ein Nivashi und werde dir kein Leid zufügen!“ Drauf umfaßte er den Leib der Gule Kamakri und tauchte mit ihr in das Wasser hinab, wo er sie in seine Wohnung führte. Es war ein weites, großes Haus, in welches sie eintraten. Dort waren in einem Zimmer viele tausend verschlossene Töpfe aufgestellt und Gule Kamakri fragte den Nivashi, was er darin bewahre? Da sagte der Nivashi: „Ich halte in den Töpfen die Seelen der im Wasser Ertrunkenen gefangen und lasse sie erst dann wieder frei, wenn ihr Körper verfault ist. Drauf gingen sie in ein anderes Zimmer, wo das Nivashi-Weib in Kindesnöten lag. Gule Kamakri leistete ihr Hilfe und bald kam ein schönes Nivashi-Mädchen auf die Welt. Gar bald stand die Nivashi-Frau gesund von ihrem Lager auf und wollte nun die Gule Kamakri beschenken, doch diese nahm nichts an, sondern bat, daß man sie zurück auf die Erde führe. Dies tat nun auch der Nivashi, und als sie oben auf der Erde waren, da drückte er der Gule Kamakri ein goldenes Ei in die Hand und tauchte dann rasch ins Wasser unter. Durch das goldene Ei wurde die Gule Kamakri so reich, daß nicht nur ihre Sippschaft, sondern auch ihr ganzer Stamm lange Zeit in Lust und Freuden lebte; denn jede Kohle, die sie mit dem Ei berührte, verwandelte sich in lauteres Gold. Als sie sterben sollte, da befahl sie, daß man das Ei ihr unter den Arm legen und sie damit begraben solle. (Eier werden den in Kindesnöten gestorbenen Frauen unter den Arm gelegt und dieselben damit begraben; ein Brauch, den die siebenbürgischen Zigeuner streng beobachten.) Und so taten es auch die Leute. Aber nach einiger Zeit, als die Lust und das leichte Leben der Stammgenossen ein Ende genommen hatte, da dachte sich einer derselben, wie wär's, wenn er das Grab der Guten Kamakri öffnete und heimlich das Ei sich aneignen würde! Er ging also einmal Nachts zum Grabe der Guten Kamakri, öffnete dasselbe, fand aber nicht das Ei darinnen, sondern eine große Schlange, welche ihm in die Hand biß. Schnell scharrte er das Grab zu und suchte seine Stammgenossen auf, denen er

die Sache mitteilte. Nach einigen Tagen wurde er wahnsinnig und lebte noch viele Jahre hindurch mit dieser Krankheit behaftet, von der ihn erst der Tod erlöste.“

Wir werden überhaupt den Nivashi's in den kommenden Abschnitten noch gar häufig begegnen.

* * *

Wir kommen nun zum Schluß zu einer eigentümlichen Gestalt des zigeunerischen Volksglaubens, zum Mulo (wohl abgekürzt aus mulano = Gestorbener). Man könnte den Mulo etwa den Vampyr der Zigeuner nennen, wenn nicht so manches dagegen spräche. „Mit dem Werwolf“, sagt Richard Andree, (Ethnogr. Parallelen und Vergleiche Seite 80) „wird häufig der Vampyr verwechselt. Indessen beide sind verschiedene Wesen, wenn auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen hervortritt. Der Werwolf, ein Mensch, der gelegentlich in einen Wolf sich verwandelt, ist weit universeller als der Vampyr, ein aus dem Grabe wiederkehrender Verstorbener, welcher den Überlebenden das Blut aussaugt, wobei derselbe allerdings auch Tiergestalt anzunehmen vermag. Er hat sein Centrum, seinen Focus bei den slavischen Völkern, wenn er auch weiter sich nachweisen läßt und in verwandten Formen oder anklingend über die ganze Erde verbreitet vorkommt. Im allgemeinen mag auch, was Hanusch bemerkt, als richtig gelten, daß nämlich Vampyrglauben da nicht vorkommt, wo die Leichen verbrannt werden.“

Als Ergänzung zu diesen Zeilen diene unsere Zusammenstellung über den Mulo. —

Der Mulo ist ein vampyr-artiges Wesen, das aus totgeborenen Kindern entsteht; er wächst bis zu seinem dreißigsten Jahre, dann erst kehrt er ins „Totenreich“ — von dem wir später sprechen wollen — ein. Er hat keine Knochen im Leibe und an beiden Händen fehlt ihm der Mittelfinger, den er im Grabe zurücklassen muß. Jedes Jahr wird er von seinen Kameraden gekocht, damit er neu erstarke. Die Mulo leben oben im Gebirge und bewachen die Schätze, welche sie auf ihren nächtlichen Fahrten rauben. Wie aus einem totgeborenen Kinde, das die Mulo aus dem Grabe rauben, ein rechter Mulo entsteht, erzählt uns die Sage der südungarischen Zigeuner, die wir in genauer Übersetzung hier auch mitteilen wollen:

„Es war einmal ein Ehepaar, das hatte lange Zeit hindurch keine Kinder. Mann und Frau waren untröstlich darüber und versuchten alle möglichen Mittel, um Kinder zu erhalten, aber all' ihr Bemühen war fruchtlos. Da ging einmal die Frau zu einer „klugen Alten" und bat sie um Rat. Die Alte sprach: „Mache Dir aus einem Kürbis einen Napf und gieße dies Wasser in denselben, bei zunehmendem Monde sollst Du das Wasser trinken und dann wirst Du ein Kind gebären!" Hierauf gab sie der Frau eine Flasche, gefüllt mit einer Flüssigkeit, und hieß sie gehen. Die Frau ging also nach Hause und tat, wie ihr die Alte gesagt hatte. Nach neun Monaten gebar sie ein Kind, das aber tot auf die Welt kam. Da waren Mann und Frau recht traurig, denn sie wußten, daß ihr totgeborener Knabe nun ein Mulo werde. Eilig begruben sie den kleinen Leichnam und legten auch Erbsen in das Grab, um den Toten zu bannen Aber ihr totes Kind konnten die Eltern nicht vergessen; Tag und Nacht weinten sie und endlich sprach der Mann zu seiner Frau: „Morgen ist es ein Jahr, daß unser armes Kind zur Welt kam! Weißt Du was Frau? ich gehe hinauf in das Gebirge und suche das Mulo-Volk auf; vielleicht kann ich unser Kind erlösen! Die Frau mahnte ihn erst davon ab, als ihr Mann jedoch darauf bestand, ließ sie ihn endlich gehen. Spät abends erreichte der Mann die höchsten Spitzen des Gebirges, ohne die Wohnung des Mulo-Volkes gefunden zu haben. Trostlos wollte er sich niederlegen, und erst am nächsten Tage seinen Weg fortsetzen, als er eine weiße Maus über den Weg laufen sah. Er eilte ihr nach und als die Maus in einer großen Höhle verschwand, da blieb der Mann stehen und wußte nicht recht, was er beginnen solle. Endlich trat er in die Höhle hinein und fand daselbst ein Haus stehen. Sonnenlicht war die ganze Höhle beleuchtet. Er trat in das Haus und sah auf dem Herde ein großes Feuer brennen. Der Mann fragte, wer da sei. Nachdem niemand antwortete und er kein Wesen im Zimmer bemerkte, so setzte er sich an den Tisch und dachte über sein trauriges Los nach. Da trat ein Mulo zur Tür herein und fragte: ob er nichts essen möge. Erschreckt antwortete der Mann: „O ja!" Der Mulo ging hierauf an den Herd und nahm aus dem Kessel ein Stückchen Fleisch, das er dem Manne anbot. Der Mann nahm das Fleisch und verschlang es. Da bot ihm der Mulo noch ein Stückchen Fleisch an, der Mann aber wies es zu-

rück und sagte: „Ich bin nicht hungrig: Ich bin hergekommen, um mein totgeborenes Kind zu erlösen!“ — „Ja!“ versetzte der Mulo, „weil du vom Fleische Deines Kindes gegessen hast, ist es befreit worden! Nimm, hier hast Du das Kind und gehe jetzt nach Hause!“ Hierauf zog er aus dem siedenden Kessel, der am Herd stand, ein kleines Knäblein hervor, das lebend und unversehrt war, außer daß ihm am Hinterleibe just das Stückchen Fleisch fehlte, welches der Mann verzehrt hatte. Er nahm das Kind auf den Arm und eilte nach Hause zu seiner Frau. Da hatte sie ihre Freude am schönen Knaben, der rasch emporwuchs und mit der Zeit ein tüchtiger Mann wurde.“

Ansässige Zigeuner Südungarns und Serbiens graben ein Stückchen Fleisch in den Grabhügel ihrer totgeborenen Kinder ein, im Glauben, daß die Mulo einen Fehlgriff machen und statt des Kindes das Fleischstück mit sich nehmen. Was die oben erwähnten Erbsen anbelangt, so ist es bei einigen Zigeuner-Stämmen auch noch heutzutage Brauch, Vegetabilien ins Grab zu werfen, damit „der Tote Ruhe habe“. Schon die „vedischen Ceremoniale erwähnen die Erbsen in Verbindung mit Leichenfeierlichkeiten, und bei den Griechen brachte der Tote Vegetabilien mit zur Hölle“ (s. Gubernatis, Die Tiere in der indogerm. Mythol. S. 127). —

Auch das „Familienleben“ der Mulo's stellt sie als andere Wesen dar, als es eben die ihnen vielleicht in mancher Beziehung ähnlichen Vampyre anderer Völker sind. Eine Sage erzählt:

„Im Stamme der Ashani lebte vor vielen Jahren eine arme Maid, deren Eltern schon längst gestorben waren, als sie zur Jungfrau heranreifte. Sie lebte bei ihren Verwandten, die sie gar oft unmenschlich behandelten und ihr oft tagelang keine Speisen verabreichten. Einmal lagerte der Stamm am Rande eines Waldes und da traf es sich, daß ein Verwandter der Maid in das nächste Dorf ging, um Eßwaren für die Seinigen zu holen. Als es Nacht wurde und der Mann noch immer nicht zu den Zelten zurückkehrte, da schickte seine Frau die Maid hinab in das Dorf, damit sie ihren Gatten suche. Es war stockfinster, als sich die arme Maid auf den Weg machte. Sie schritt im Dunkeln langsam vorwärts und bemerkte endlich in der Ferne ein Licht schimmern. Da dachte sie bei sich, daß dort das Dorf liegen

müsse, und schritt auf das Licht los. Bald erreichte sie eine Höhle, in welcher viele tausend kleine Lichter schimmerten. Erschreckt blieb die Maid stehen, und wußte nicht, was sie nun beginnen sollte. Da stürmte aus der Höhle ein Mulo heraus, und indem er die Maid auf seine knochenlosen Arme hob, rief er: „Komm mein Liebchen! heute wollen wir lustig sein; soeben hält ein Kamerade die Hochzeit mit einem schönen Weibe ab. Morgen werden wir beide unsere Hochzeit halten!“ Der Mulo trug also die arme Maid hinein in die Höhle, wo viele Mulo's versammelt waren und in ausgelassener Gesellschaft die Hochzeit eines Kameraden abhalten wollten. Oben an einem gedeckten Tische saß eine wunderschöne Jungfrau und weinte bitterlich. Ein Mulo hatte sie in der Neujahrsnacht gestohlen und wollte sie jetzt zu seinem Weibe machen. Der Kessel stand schon am Herdfeuer bereit, in welchem die arme Jungfrau gekocht werden sollte, damit sie ihre Knochen verliere und ein echtes Mulo-Weib werde. Voll Angst und Bangen setzte sich die Maid neben die arme Jungfrau, während die Mulo's das Feuer am Herde schürten, aßen und tranken. Da auf einmal zuckte die Maid zusammen, griff in ihre Tasche, und indem sie ein kleines Säckchen hervorzog, flüsterte sie der Jungfrau zu: „Wir sind gerettet! Ich habe ein Säckchen voll Stechapfelsamen bei mir und ich werde nun gleich die Mulo-Leute vertreiben!“ Sie warf nun eine Hand voll Stechapfelsamen auf die Mulo-Leute, die vor Angst und Schrecken schreiend und lärmend aus der Höhle hinausstürmten. Da beluden sich die beiden Jungfranen mit den zurückgelassenen Schätzen der Mulo-Leute, und indem jede von ihnen zu den Ihrigen zurückkehrte, lebten sie von nun an in Glück und Frieden bis an ihr seliges Ende.“

Nur in der Neujahrsnacht kann ein Mulo ein Weib rauben, das durch Kochen die Knochen verliert, und ein rechtes Mulo-Weib wird. Deshalb legen die Zigeunerinnen in der Neujahrsnacht Stechapfelsamen unter ihr Lager, indem sie glauben, daß dieser die Mulo's bannen könne. Ich habe zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mehrere Zigeunerinnen gefragt: Wie kann ein irdisches Weib, nachdem es gekocht worden, noch am Leben bleiben? Ich erhielt stets die gleiche Antwort: Das Weib wird mit Hexenfett (holyipakri ciken) vorerst eingeschmiert und in den siedenden Kessel geworfen, in welchem sich zur Hälfte

Tauwasser, zur Hälfte Menstruationsblut der Hexen befindet. Die Knochen des also präparierten Weibes fallen dann alle schmerzlos zur Ferse aus dem Leibe. Solch' ein Weib vergißt dann für immer, daß es je ein irdisches Weib gewesen und gleich den andern Mulo's wird es an jedem Neujahrstag wieder gekocht, damit es von neuem erstarke, und gleich den andern Mulo's geht es auch nach dreißig Jahren ins Totenreich ein. Ich fragte auch öfter: Was geschieht mit den Mädchen-Kindern, die tot zur Welt kommen? Die brauche die Mulo's nicht; sie lechzen nur nach irdischen Weibern! Auffallend ist der Umstand, daß alle männlichen Dämonen nach irdischen Weibern streben. —

Und nun zum Schluß die Hauptsache: Der Mulo ist kein blutsaugendes Wesen; er ist also kein eigentlicher Vampyr, wie solchen der slavische Volksglauben kennt. Auf seinen nächtlichen Fahrten stellt er viel Unheil an; setzt sich den Schlafenden auf die Brust, „um sich zu wärmen" (the tatyarel); er wirft Steine auf die Schlafenden; reißt den Pferden die Mähnen aus u. s. w. Nachdem er keine Knochen im Leibe, kann er sich wie ein Stachelschwein (kanralo balo) zusammenrollen und gar oft hörte ich in mondhellen Nächten die Zeltzigeuner schreien: „Da rollt ein Mulo wie der Wind dahin!" (Kote vicerel yek Mulo sar barval!) Er soll nämlich schattenhaft zusammengekugelt, windschnell davonrollen können. Wohl hielten die Zigeuner den Schatten einer kleinen Wolke, die eben rasch unter dem Monde hinglitt, für einen dahinrollenden Mulo.

Blutsaugende Wesen kennt der zigeunerische Volksglauben auch; es sind die Hexen, von denen wir im V. Abschnitte sprechen werden.

II.

Glück und Unglück.

Wenn wir die zahlreichen Dämonen der Zigeuner, die auf das Wohl und Wehe der Menschen einen Einfluß ausüben, in Betracht ziehen, so kann es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn bei diesem Volke der Glauben an das Geschick mit aller Kraft entwickelt und in ihrem Gefühlsleben tief eingewurzelt ist. Eigentümlich ist ihnen derselbe nicht, denn nicht nur die germanischen und mehr noch die slavischen Völker haben ihre drei Schicksalsgöttinnen, sondern auch die türkischen Stämme und viele andere Völker des Erdballes glauben an die Vorherbestimmungen des Geschicks. Festgewurzelte Überzeugung aller Zigeuner ist es, daß man ebenso wenig den Lauf des Geschicks in der Zukunft beeinflussen, wie die Vergangenheit, wenn sie noch einmal Gegenwart würde, abändern könne, d. h. wenn der Mensch noch einmal von vorne das Leben anfinge, so würde er gerade so alles tun, wie er es bislang getan. Was einmal die schicksalsbestimmenden Mächte, die Urmen, dem Menschen bei seiner Geburt bestimmt haben, das alles muß sich im großen und ganzen erfüllen. Dieser Glaube scheint, wie F. S. Krauß (Volksglauben und religiöser Brauch der Südslaven S. 20) so treffend bemerkt, „zur Glaubensmünze dreier Welten zu gehören. Das Volk und das Land aufzufinden, wo der Glaube und die einschlägigen Sagen entstanden, ist wissenschaftlich ein Ding der Unmöglichkeit. Religionswissenschaftlicher Forschung genügt der Nachweis, daß dieser Glaube bei den verschiedensten Völkern zu verschiedenen Zeiten vorkommt. Wir dürfen auch die Frage nicht aufwerfen, welches Volk, welchem den Glauben an die Schicksalsfrauen entlehnt habe,

sondern wir haben nur die Formen des Glaubens bei einzelnen Völkern festzustellen". Und letzteres wollen wir auch bei den Zigeunern einfach und in gedrängter Weise tun.

Für Schicksal haben die Zigeuner den Ausdruck atreyi; doch wird er selten gebraucht, nachdem sie gewöhnlich nicht von einem „Schicksal" reden, sondern von „Glück" oder „Unglück" (baçt te bibaçt). Den Ausdruck atreyi gebrauchen sie nur im allgemeinen für die ganze Welt oder Menschheit: „dies ist das Schicksal der Menschen zu sterben" (ada hin atreyi manushengre the merel)"; wenn es sich aber auf einen bestimmten Menschen bezieht, so heißt es: ada hin leske bibaçt the merel = dies ist sein Unglück zu sterben. —

Die Schicksalsbestimmerinnen, die Urmen, stellen sich bei einigen Zigeunerstämmen in der Geburtsnacht, bei einigen in der mitternächtigen Stunde nach dem Tauftage ein. Damit die drei Schwestern von feindlich gesinnten Dämonen, wie Mulo, Loçolico, Phuvush u. s. w., nicht verscheucht werden sollen, so zieht man bei den Zeltzigeunern um Mutter und Kind einen Kreis, indem man in die Erde eine kreisförmige Rinne gräbt, in welche man Stechapfelsamen streut. Zu Häupten der Mutter und des Kindes stellen die rumänischen, russischen und serbischen Zigeuner einen Napf mit in Honig gekochter Hirse oder Weizen, in den drei Löffel gesteckt werden, hin, damit sich daran die Urmen laben können. In Siebenbürgen und Südungarn werden den Urmen drei Stückchen Speck, drei Stückchen von einer weißen Henne und drei Gläschen Branntwein hingestellt. Ist dies geschehen, so muß sich Jedermann aus dem Zelte oder dem Raume, wo Mutter und Kind liegen, ja selbst aus dessen nächster Nähe entfernen, nur die „Zauberfrau" (s. Abschnitt III) bleibt vor dem Zelte oder der Hütte sitzen und murmelt Gebete her. Eines dieser Gebete der südungarischen „Zauberfrauen" will ich wenigstens in getreuer Übersetzung mitteilen:

1. „O ihr weißen Urmen! Ihr mächtigen, großen Schwestern! Ihr süßen und lieben und guten! Kommet und sehet euch an, Gnädig und huldvoll, Mutter und Kind, Ihr weißen drei Frauen. Mein Aug' soll euch erschauen! Mein Ohr soll euch hören! Kein Böser [Dämon] soll euch stören!"

2. „Wir sind arm, ihr Guten! Wir sind die Steine des Weges! Auf uns tritt das Pferd, Der Ochs und der Mensch!

Uns wäscht Regen und Schnee, Und die Sonne uns brennt, Wir sind die Steine des Weges!"

3. „O kommt zu uns, Ihr weißen drei Frauen! O bringet dem Kindlein, Dem jüngsten Steinchen, Viel Glück und Gesundheit! Unglück im Leben Und Leiden im Sterben, Das ist der Menschen Schicksal!"

4. „O kommet zu uns, Ihr weißen drei Frauen! Die Mutter ist krank, Der Vater ist weit, Und einsam das Kindlein! Die besten Gaben, Die wir nur haben, Wir geben sie euch, Ihr Guten und Holden!"

5. „Und kommt ihr zu uns, Ihr weißen drei Frauen, So verleihet dem Kindlein Das Beste, was ihr nur habt! Hohes Alter und Glück, Gesundheit und Reichtum, Und endlich dereinst Ein gutes, holdseliges Weib [oder Mann]!"

Solche Gebete murmelt die Zauberfrau bis zur Morgendämmerung her. In der Erfindung solcher Gebete sind sie wahre Meisterinnen und manche Gebete enthalten wahrhaft schöne Gedanken, die uns in ihrer einfachen Form um so mehr ansprechen. Reime werden selten gebraucht, und das Gebet absatzweise in recitierendem Tone gemurmelt. —

Von den drei Urmen bestimmt die älteste:

die Zahl der Lebensjahre und die Art des Todes, welchen das Kind dereinst sterben soll;

die mittlere bestimmt:

ob das Kind reich oder arm, in der Ehe glücklich oder unglücklich werden soll;

und die dritte versucht:

durch einen Gegensatz die Wünsche ihrer Schwestern zu entkräften.

Hat das Kind von irgend einer Keshalyi das im I. Abschnitte Seite 14 erwähnte rote Striemchen am Halse oder das „Glückshemdchen" erhalten, dann kommen die Urmen nicht; das Kind ist ja „glücklich genug" (dosta baçtales). Unsichtbar nahen die Urmen um die mitternächtliche Stunde dem Kinde und bestimmen sein zukünftiges Schicksal; nur wenigen Menschen ist es vergönnt, sie zu sehen, z. B. der siebenten Tochter einer durch keine Knaben unterbrochenen Kinderreihe, oder dem neunten Sohn einer durch keine Mädchen unterbrochenen Kinderreihe, oder Zauberfrauen, die ihre Kunst direkt von einem Nivashi erlernt

haben (s. Abschnitt III.). Will man nun wissen, ob das dem Kinde bestimmte Schicksal mehr günstig als ungünstig sich gestalten wird, so steckt man am nächsten Tage zur Mittagsstunde eine ganz neue Nadel an dem Orte, wo die vergangene Nacht das Kind gelegen ist, in die Erde. Nach drei Tagen zieht man die Nadel aus dem Erdboden heraus: ist sie mehr oder weniger rostig, so wird das Kind im Leben mehr oder weniger unglücklich; ist sie aber blank und ohne Rostflecken, so wird das Kind viel Glück im Leben haben. —

Der Schicksalsspruch der Urmen heißt einfach avridipen (Ausgabe) und muß im großen und ganzen in Erfüllung gehen. Die von Krauß im o. angeführten Werke S. 26 mitgeteilte Sage kennen auch die Zigeuner, sie lautet aber am Schluß anders, als die südslavische. Es heißt nämlich, ein König habe den Ausspruch der Urmen mit angehört und erfahren, daß seinen Sohn im achtzehnten Lebensjahre ein Blitzschlag töten werde. Er ließ einen festen Turm erbauen, wohin er seinen Sohn einsperren ließ. Am achtzehnten Geburtstage öffnete sich die Turmtüre von selbst und eine weiße Frau winkte den Jungen zu sich ins Freie. Er folgte ihr immer weiter und weiter nach. Da erhob sich ein Gewitter, der Blitz zerstörte den Turm; der Königssohn aber kehrte unversehrt heim. Eine „gute Urme", die — nachdem sie Kinder geboren — nun einsam lebte, hatte sein Schicksal „etwas" abgeändert. . . . .

Es ist daher wohl richtig, daß das religiöse Bedürfnis der Annahme übernatürlicher Kräfte, welches mit so tausendfach verästelten Klammerwurzeln im Gemüte der Menschheit haftet, das Unheil zu beschwören und auf mystischem Wege das Möglichste zur Sicherung des Daseins zu tun weiß.

Die serbischen und türkischen Wanderzigeuner glauben überdies noch an einen besonderen Schutzgeist, der im Körper des Menschen haust. Sie nennen ihn butyakengo (aus but = viel, yakh = Auge, also: Vieläugiger). Sie glauben nämlich, daß von den Verstorbenen, wenn auch dieselben längst ins „Totenreich" eingekehrt sind, immer noch ein „Teil der Seele" (gotri jipneskro) auf Erden zurückbleibe, und dieser Seelenteil ziehe dann in den Körper der Hinterbliebenen, und zwar der des Vaters in den Körper des ältesten Sohnes, der der Mutter in den der ältesten Tochter. Die anderen Kinder gehen aber auch nicht leer

aus; denn der butyakengo, welchen der Vater von seinem Vater, also Großvater, geerbt hat, der bleibt auch auf Erden und zieht in den zweiten Sohn ein u. s. w.; überhaupt herrscht kein Mangel an solchen butyakengo's. Die Seele = Leben heißt vodyi und auch jipen; vodyi heißt eigentlich Herz, und enthält das Leben jipen. Wenn nun der Tote nach gewisser Zeit — wie wir später sehen werden — in das sogenannte „Totenreich" einkehrt, so nimmt er seinen ganzen Körper, so wie er hier auf Erden war, mit sich, nur ein Teilchen des jipen bleibt hier zurück, um ein butyakengo zu werden. Im „Totenreich" hat jeder „ewiges Leben" (jimasto jipen).

Dieser butyakengo, Schutzgeist der serbischen und türkischen Zigeuner, kann den Körper des betreffenden nach Belieben verlassen und dahin zurückkehren. Schläft der Mensch, so verläßt der butyakengo den Körper, und bewacht Hab und Gut des Schlafenden, ebenso dessen Leben. Steht dem Betreffenden ein Unfall bevor, so giebt er ihm besondere Zeichen. So sagt einer, dem „das Ohr klingt": m'ro bibaçt avla baro = mein Unglück wird groß sein, d. h. mein Schutzgeist giebt mir ein Zeichen, daß mir ein großes Unglück bevorstehe. Hört jemand seinen Namen rufen, ohne daß ein Mensch sich in seiner Nähe befindet, so muß er sofort umkehren, wenn er auf dem Wege ist, oder wenn er sich an einem Orte, in der Stube, im Zelte u. s. w. befindet, muß er sich gleich entfernen; denn ein Unglück wird ihn dort treffen, sein butyakengo hat ihn darauf dadurch aufmerksam gemacht, daß er ihn bei seinem Namen gerufen hat. Eine Grußformel der serbischen Zeltzigeuner lautet: „Möge dich dein Schutzgeist nicht rufen!" (na th' akarel tut' t'ro butyakengo) d. h. möge dir kein Unglück bevorstehen.

Den Namen butyakengo = Vieläugiger, hat der Schutzgeist wohl daher, weil er alles bewacht, überall ist und alles wahrnimmt, was seinem Besitzer zum Schaden gereichen könnte. So lange der Mensch gesund ist, bleibt bei ihm sein Schutzgeist; wird er aber krank, so verläßt er ihn und irrt so lange heimlos (bikerlo = hauslos) herum, bis der Mensch gesund wird. Daher die Redensart auf einen mageren Menschen angewendet, den irgend ein Unglück betroffen:

„Im mageren Körper wohnt ein magerer Schutzgeist!" (Andro savo trupos beshel savo butyakengo) d. h. der Schutzgeist

war zu schwach, das Unglück abzuwenden. Ähnlich die deutsche Redensart: „In einem gesunden Leibe eine gesunde Seele.“ —

Hat der Mensch Erfolg in seinen Unternehmungen, trifft ihn ein Glück, so darf er auch seinen butyakengo nicht vergessen, sonst wird derselbe böse und macht ihn nicht so bald auf ein bevorstehendes Unglück aufmerksam. Er muß ihm ein Opfer bringen, welches bei den serbischen Wanderzigeunern darin besteht, daß der Betreffende ein Stückchen Fleisch an den Ast eines Baumes hängt. Am nächsten Tage muß er dann nachsehen, ob sich das Fleisch noch am Aste befindet; ist es noch da, so heißt es: die Gabe war zu gering! und er muß noch ein Stückchen Fleisch an den Ast binden, und dies täglich so lange wiederholen, bis endlich das Fleisch verschwunden ist. Ich fragte im März dieses Jahres (1891) in Semlin den serbischen Wanderzigeuner Milivoj Supanic, einen Greis: ob denn der butyakengo auch Fleisch esse? — „Ja!“ meinte der Alte, „was wir essen, ißt der ‚Liebe‘ auch! Wenn wir essen, so sitzt er in unserem Bauche, und von dem, was wir hinunter schlucken, ißt er auch ein wenig; aber er ißt sehr wenig! Kranke Menschen hat er deshalb nicht gerne, weil sie wenig essen! Man giebt ihm nur dann besonders Fleisch, wenn man glücklich ist!“ („Çal! ko amen ças, çal o gulo! Kana amen ças, beshel yov andro amaro per te ko amen telenakhavas, adalestar yov çal cigna, uva cigne-cignes! Nashvale manushen yov na kamel, perdya cignes çan!) Derselbe erzählte mir, daß die ansässigen Zigeuner ihrem butyakengo heute schon nicht mehr Fleisch opfern, sondern Kerzen in die Kirche tragen. Wenn eine Hündin Junge wirft, so schleudert man diejenigen, die man nicht behalten will, in das Wasser: „Geht und sagt im Totenreich meinem Vater, daß mein butyakengo gut ist [d. h. sich gut aufführt!]“ (Janen te penen tumen andro mulengre themlin m'ro dadeske, kay m'ro butyakengo mange laces hin!) Dies ist ein Brauch, der unter den Wanderzigeunern Serbiens und Bulgariens allgemein verbreitet ist.

Von einer eigentümlichen — wenn man so sagen darf — mystischen Inspiration, die sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, erzählte mir derselbe Greis. In seiner Jugend war es nämlich Brauch, daß der jeweilige Wojvode des Stammes, sobald

sein dritter Sohn auf die Welt kam, abdankte, denn das Beste von seinem butyakengo war schon in seine Söhne übergegangen und nur noch ein winzig kleines Teilchen vom Schutzgeiste in ihm zurückgeblieben, der nicht genügend war, um ihn bei Zeiten vor herannahendem Unglück zu warnen, das ihn und dadurch auch den ganzen Stamm treffen könnte. —

Es fragt sich nun: ob dieser butyakengo aufhören kann ein Schutzgeist zu sein, und ob er im Stande ist, den Menschen zum Bösen zu verleiten, ferner ob er einen gesunden Menschen für immer verlassen kann? Es heißt nun im Volksglauben der serbischen und bulgarischen Wanderzigeuner, daß der butyakengo den Menschen dann verlasse, wenn er viermal Witwer oder Witwe geworden, zum fünften mal heirate; wenn er sieben Mädchen oder neun Knaben erzeuge oder gebäre, denn dann teilt sich der butyakengo so sehr auf, daß nicht ein Fünkchen mehr im Menschen übrig bleibe. Deshalb heißt auch bei den südungarischen und siebenbürgischen Zeltzigeunern ein Witwer neben pçivlo auch bibutyakengo (einer ohne Vieläugigem), ein Ausdruck, den sie sich nicht mehr erklären können, dessen ursprüngliche Bedeutung sie nicht mehr verstehen, der aber dafür spricht, daß sie diesen Glauben an einen solchen Schutzgeist in früheren Zeiten auch besessen, der aber jetzt ihrem Bewußtsein gänzlich entschwunden ist bis auf den erwähnten Ausdruck. — Zum Bösen verleiten kann der butyakengo den Menschen nur dann, wenn aus der „jipen“ (Seele) des verstorbenen Vaters gerade von der „bösen Seite“ (miseç pashavro) ein Teilchen als butyakengo in den Sohn übergegangen ist. Die serbischen Wanderzigeuner glauben nämlich, daß die Seele (jipen) aus zwei Seiten, Teilen, aus einer „guten“ (laco) und einer „bösen Seite“ (miseç pashavro) bestehe; je nachdem nun der eine oder andere größer sei, werde der Mensch „gut“ oder „böse“. — Einem gesunden Menschen verläßt der butyakengo nur in dem Falle für immer, wenn er mit dem „obersten Teufel“ einen Bund geschlossen hat (s. Abschnitt V). Der Teufel selbst treibt ihn aus dem betreffenden Menschen dadurch hinaus, daß er demselben einigemal in beide Ohren bläst; denn der butyakengo verläßt den Menschen — nicht wie die Seele — beim Munde, sondern er entsteigt seinem Körper durch die Ohren. Wenn er ausfliegt, so

tut er dies durch das rechte Ohr; wenn er dann wieder zurückkehrt, so geschieht dies durch das linke Ohr.

* * *

Nach zigeunerischem Volksglauben entscheidet für den Menschen, ob er im Leben „Glück“ (baçt) oder „Unglück“ (bibaçt) hat, gar viel: zu welcher Tageszeit und an welchem Tage der Woche er zur Welt gekommen ist.

Es heißt nämlich im Volksglauben fast aller Zigeunerstämme Mitteleuropa's:

Viel „Glück“ versprechen die Urmen demjenigen Kinde, das am Donnerstag oder Sonntag, besonders in der Morgendämmerung, also kurz vor Sonnenaufgang, zur Welt kommt. Es wird nicht nur reich, sondern auch alt und glücklich verehelicht sein. Dasjenige Kind aber, das Dienstag oder Freitag geboren wurde, besonders abends, das wird sein lebelang unglücklich und arm sein; von Krankheit fortwährend geplagt, siecht es in seinem Mannesalter dahin. Für die Geburt ist die beste Zeit die Morgendämmerung und die Mitternacht; zur Zeit der letzteren „rasten“ (çodinen) auch die bösen Dämonen eine Weile und können kein Unheil anstiften, während sie bei Tagesanbruch auf einige Stunden heimziehen. Wer um Mitternacht, besonders Montag oder Samstag geboren wurde, dem verleihen die Urmen gewöhnlich ein langes Leben und einen glücklichen Ehestand — aber Armut. Mittwoch geborene Kinder werden zwar reich, aber sie sterben eines unnatürlichen Todes; sie werden gewöhnlich vom Blitz erschlagen. Als ich eine alte „Zauberfrau“ (s. Abschnitt III) nach dem Grunde fragte, erklärte sie mir mit Bezug auf die zigeunerische Sintflutsage, die ich hier kurz mitteilen muß: Einst gab ein fremder Mann einem Ehepaare ein Fischlein, damit sie es aufbewahren; am neunten Tage würde er es abholen. Die Frau aber aß es; kaum hatte sie dies getan, so fuhr der erste Blitz auf die Erde; dies geschah an einem Mittwoch. Die Frau wurde vom Blitz erschlagen, worauf es ein Jahr lang regnete. Ihr Gatte nahm sich eine zweite Frau und stieg in ein Schiff, wohin er sich auch allerlei Tiere und Samen mitnahm, so daß er, als nach einem Jahre das „große Wasser“ verschwand, die Erde mit Menschen, Tieren und Pflanzen wieder „versehen“ konnte. . . . .

Mit dem Glauben an die glückliche Geburtsstunde hängt natürlich auch die Tagwählerei zusammen. Den **Freitag** halten die Zigeuner nicht, wie die meisten anderen Völker, für einen Unglückstag; sie betrachten ihn geradezu für den glücklichsten Tag der Woche. Ebenso den Dienstag. An diesen Tagen sind die Zeltzigeuner stets auf der Wanderschaft, wenn auch die Witterung noch so ungünstig ist. Sie meinen eben: Alles, was man an diesen Tagen unternimmt, muß Erfolg haben. Ehen schließen die meisten Zigeuner nur an diesen beiden Tagen. Montag und Mittwoch aber soll man keine Reise unternehmen, kein Werk beginnen, denn der Mißerfolg ist sicher zu erwarten. 1886 heiratete der Zigeuner Tulaj des siebenbürgischen Kukuya-Stammes an einem Mittwoch eine Maid, die sich nach zweiwöchentlicher Ehe erhängte. Untröstlich war der junge Gatte, den seine Stammgenossen stets mit den Worten trösteten: „Warum hast du am Mittwoch geheiratet? Nicht weine! Ein anderes Mal heirate am Freitag!“ (Sostar romñilelyal tetrayi? Na rova! Avredata romñiles tu parashtuyi!) An diesen Tagen soll man die Pferde nicht beschlagen lassen, sonst brechen sie sich die Beine, und wer an diesen Tagen erkrankt, der wird in der Krankheit das Zeitliche segnen. Die Zeltzigeuner Siebenbürgens richten ihre Wanderschaft stets so ein, daß sie an diesen Tagen Rast halten können, nachdem sie sich im Gebiete einer Ortschaft nicht länger als drei Tage aufhalten dürfen. Beim siebenbürgischen Zeltzigeunerstamme der Kukuya herrscht sogar die streng eingehaltene Sitte, daß sich die beiden Geschlechter an diesen Tagen nicht vermischen (coire non licet). Sollte dies Jemand dennoch tun, so wird er aus dem Stamme als „beschimpft“ (melales) gestoßen und nie wieder aufgenommen.

Besondere Tage im Monate oder Jahre kennen die Zigeuner, wenigstens die Zeltzigeuner, die ja hier in erster Reihe in Betracht zu ziehen sind, bei ihrer geringen Bildung nicht. Die Hauptfeiertage (Weihnachten, Ostern, Pfingsten), ebenso der Sct. Georgi-, Johanni- und Andreastag gelten bei ihnen für besondere Glückstage (s. Abschnitt VI). „Tier und Mensch sei glücklich an diesen Tagen!“ (Pedo te manush ac baçtales andre ada jivesa), sagen die ungarischen Zigeuner. —

„Eine ganz ähnliche Bedeutung wie die Tagwählerei“, sagt **Richard Andree** (a. a. O. S. 8), „hat der ‚Angang‘, der nicht

minder verbreitet ist. Tier, Mensch, Sache, auf die man früh morgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgange oder Unternehmen einer Reise stößt, bezeichnen Heil oder Unheil und mahnen, das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben.“ Bei den Zigeunern ist der Glaube daran allgemein verbreitet und wird von ihnen auch strenge eingehalten. Hört z. B. Jemand bei seinem Ausgange eine Elster schreien, so kehrt er sofort um; geschehe denn mit ihm, was wolle. Während meiner ersten „Zigeunerfahrt“ hörten die Leute beim Antritt der Weiterfahrt eine Elster schreien; sofort wurden die schon auf den Pferden befindlichen, zusammengelegten Zelte herabgeschnallt und wieder aufgeschlagen; kein Bitten und Drohen half. Die Truppe war bereits drei Tage lang an demselben Orte gewesen, mußte also von der Polizei gezwungen, weiter wandern. Der Vorstand (gakko) der Truppe zahlte lieber fünf Gulden Strafe, als daß er die Wanderfahrt an diesem Tage fortsetzte.

Aus der Fülle des diesbezüglichen Volksglaubens will ich nur einige Besonderheiten hervorheben; eine eingehendere Behandlung dieses Stoffes würde aber für sich schon einen ganzen Band füllen und trotzdem wäre der Gegenstand noch lange nicht erschöpft.

Sieht ein Zigeuner bei seinem ersten Ausgang am Tage oder eine Wandertruppe bei ihrem Aufbruch eine Rabenschaar auffliegen, so wird umgekehrt, da dieses als übles Zeichen gilt. Wer eine Spinne am Morgen sieht, soll sie zertreten, denn sie ist der „Hauch eines bösen Menschen“ (phurdipen miseç manusheskro), der Unheil anstiftet; die Spinne am Abend aber soll man leben lassen, denn sie ist der „Seufzer eines mutterlosen Kindes“ (shohaytáshi yek bidayakre caveskro). Dieser wahrhaft schöne Gedanke ist unter den südungarischen und slavonischen Zigeunern allgemein verbreitet. Wer beim Ausgange einem Weibe begegnet, hat auf Erfolg zu hoffen. Bei den meisten Völkern gilt gerade das Entgegengesetzte. Auf dem Wege Nägel, Haare, Klauen, Glasscherben zu sehen, gilt für ein übles Zeichen, während Mist und Menschenkot Glück bedeutet. Wer zufälligerweise in Menschenkot tritt, der wird an demselben Tage eine große Freude erleben. Wenn Vogelexcremente aus der Luft auf jemanden fallen, so wird er in seinem Unternehmen großen Erfolg haben. Begegnet man einem Pfarrer oder läuft ein Hase quer

über den Weg oder hüpft ein Rabe vor einem her, so soll man umkehren, denn das „Unglück begegnet den Menschen auf halbem Wege“ (bibaçt talilel manusheske upro dopaso drom). Die Begegnung eines Fuchses, einer Taube oder einer Ziege gilt für nichts Gutes. Wer aber auf seinem Wege einen Menschen die Notdurft verrichten sieht, der wird großes Glück haben. Hier muß ich noch bemerken, daß die siebenbürgischen Zigeuner für „grumus merdae“ den Ausdruck „Hirte“ (feris) gebrauchen und bei ihnen ebenfalls der Glaube herrscht, daß so lange der „Haufen“, welchen der Dieb auf den Schauplatz seiner Tätigkeit errichtet, warm ist, er vor jeder Störung gesichert bleibt.

Das Blöcken eines Schafes, das Wiehern eines Pferdes werden beim Ausgang auch für böse Vorzeichen gehalten; schreit aber ein Esel oder fliegt eine Schwalbe vorbei, so gilt dies für ein gutes Omen. Begegnet man einem Hochzeitszuge, so kann man auf Mißerfolg rechnen; die Begegnung eines Leichenzuges bedeutet geradezu Glück.

Sieht man im Frühling die erste Schwalbe rechts fliegen, so wird man im Jahre viel Unglück haben; fliegt sie aber links, so gilt das Gegenteil. Summt die erste Biene, die man im Lenze sieht, so wird man im Jahre eine schwere Krankheit bestehen müssen, und speit man nicht auf den ersten Frosch, so wird man krätzig. Ist der erste Schmetterling, den man im Lenz erblickt, braun, so wird man im Jahre viele Flöhe haben; ist er weiß, so wird man von Läusen geplagt werden. Bei den Zigeunern herrscht also auch der Glaube, daß dem Menschen auch direkt durch die Begegnung mit Tieren Unheil zugefügt werden kann.

III.

Zauberfrauen.

Die Zauberfrauen der Zigeuner treten gegenwärtig in erster Reihe als Helfer, und zwar als Heilkünstler auf, sowohl für Mensch, als auch für Tier. Sie kennen die Zauberformeln, durch welche die Miseçe (das Schlechte, die Krankheitsdämonen) aus dem Körper des Siechenden vertrieben werden können; sie haben die Macht und Kraft, die Seele der Menschen zu „binden und zu lösen", Liebe und Haß zu entfachen und zu vernichten; und wie die materiellen Angriffe, wissen die Zauberfrauen auch psychische Störungen zu bekämpfen. Sie haben also noch immer dieselbe Rolle, die bei Naturvölkern die Priester hatten vor der Trennung der Seelsorger von den leiblichen. Im Bewußtsein überirdischer Begabung oder im zuversichtlichen Vertrauen auf die helfende Kraft überirdischer Wesen, wird durch Kenntnis zauberkräftiger Formeln und Kräuter geheilt.

Wie bei der Heilung von Krankheiten, seien dieselben nun materielle oder psychische Angriffe, — muß die Zauberfrau auch in anderen Kenntnissen ihr Können beweisen, um wirksame Talismane und Fetische dem Volke verteilen zu können. Selbst für die täglichen Lebensbedürfnisse muß sie ihre Macht bekunden, indem sie die Zukunft voraussagt, das Unglück abweist, überhaupt durch zauberkräftige Mittel das Gelingen eines Unternehmens fördert. Nicht nur die Toten zu bannen, sondern auch die Witterung zu regeln, muß die Zauberfrau verstehen, um ihre Verbindung mit überirdischen Wesen darzulegen. Und dies Verhältnis selbst ist aber eins der wichtigsten in den heidnischen Re-

ligionsanschauungen, da sich in ihm überall „der mystische Knotenpunkt des Göttlichen und Menschlichen schlingt, der Knotenpunkt des Weges nach oben und nach unten, der von den Erklärern freilich weit öfter zerhauen als aufgelöst ist“ (Bastian). Sein roter Faden zieht sich durch die Religionen aller Zeiten und Völker, und auch da, wo ihm das geschäftige Staatsleben schon in vorhistorischen Zeiten zerriß, bedarf es nur einiger Aufmerksamkeit, um leicht seine zurückgelassenen Spuren aufzufinden. Von einer geschichtlichen Entwickelung dieser Religionsanschauung kann natürlich bei den Zigeunerstämmen schon deshalb nicht die Rede sein, als sich dies Volk wohl nie aus dem Bann der sinnlichen Anschauung zum Reich der freien Idee emporgeschwungen hat. —

Meistens aufs geratewohl hin wird von den Beobachtern der Zigeuner nur erwähnt, daß „die alten Weiber bei dem Zigeunervolke Gegenstand besonderer Ehrfurcht sind“, ohne dabei den Kern dieser, selbst Kulturvölkern sozusagen ganz und gar abgehenden, in ihrer Art höchst eigentümlichen Sitte zu erforschen. Die Stellung des Weibes überhaupt bei den Zigeunern dem Manne gegenüber, ist eine unabhängige. Als Besitzerin zigeunerischen Heimwesens, in das eben der Mann hineinheiratet, wobei er sogar seinen Beinamen, nämlich den Namen seiner Genossenschaft (gakkiya) aufgeben und den Namen der Genossenschaft seiner Frau aufnehmen muß, kurz, mehr oder weniger die Geburtsbande löst, steht das Zigeunerweib dem Gatten gegenüber ganz unabhängig da, der in den meisten Fällen die Ehe als eine Art Sinecure zu betrachten gewohnt ist. Diese Stellung der Zigeunerfrau ergiebt sich für die ethnologische Forschung durchgängig als die ergebnisreichste, für ethische Lehren sowohl, als auch für mystische Verwirrung. Die Einzelstellung der Zauberfrauen (covalyi) hat sich in mancher Beziehung mehr oder weniger als eine Sonderstellung auf das gesamte weibliche Geschlecht dem männlichen gegenüber übertragen. Was aber das Wesen und die Stellung der Zauberfrauen der Zigeuner anbelangt, so ist der Urkeim wohl im altindischen Priestertum zu suchen. —

Dem Glauben der Zigeuner gemäß giebt es Frauen, die im Besitze übernatürlicher Kräfte und Eigenschaften sind, welche sie teils auf natürlichem Wege erworben, teils aber ererbt haben. So bringt z. B. das siebente Mädchen einer durch keine Knaben

unterbrochenen Kinderreihe Eigenschaften mit sich auf die Welt, die anderen Sterblichen abgehen, so z. B. sieht es Dinge (vergrabene Schätze, die Seelen Verstorbener u. dgl.), die Andern unsichtbar sind. Die meisten Zauberfrauen wurden noch in ihrer zartesten Jugend von ihren Müttern in der Heil- und Zauberkunst unterrichtet und erben von ihnen zugleich den Ruf und das Ansehen. Nur ihre *eigenen* Töchter können die Zauberfrauen in ihrer Kunst unterrichten, nachdem dieselben die Anlagen dazu durch Blutvererbung mit sich auf die Welt bringen, also eine praedestinierte Zauberkraft schon a priori besitzen, die aber nur dann zum vollen Ausbruch kommt, sich zur Tätigkeit entfaltet, wenn das betreffende Weib selbst wenigstens schon drei Töchter zur Welt gebracht hat. Stirbt die Mutter, eine Schwester oder eine Tochter der Zauberfrau, so muß sie das Wasser aus dem Napfe trinken, den man nach eingetretenem Tode zu den Füßen der Leiche aufzustellen pflegt, damit „sich die Seele des Verblichenen darin bade". Trinkt sie es nicht, so nimmt die Tote ihre Weisheit mit und sie hat aufgehört, zur Gilde der Zauberfrauen zu gehören; daher die Redensart: piyel sàr covalyi (er trinkt wie eine Zauberfrau, d. h. er muß trinken, ob er will oder nicht). Um ihre Weisheit, Zauberkraft (covalyipen) zu bewahren, steckt sie auch ein angebranntes Stückchen von den Kleidern der Verblichenen zu sich, die eben — nach altem Brauche, gleich nach der Leichenbestattung verbrannt werden. Mit diesem Fetzen räuchert sie sich dann in der nächstfolgenden Johannisnacht oder Neujahrsnacht auf irgend einem Kreuzwege, um die noch immer herumflatternde Seele der Verblichenen, die erst nach gänzlicher Fäulnis des Körpers ins „Totenreich" eingeht, zu bannen. Aus eben diesem Grunde muß sie die ersten neun Tage hindurch nach der Leichenbestattung jedesmal zu Mittag das Grab der Verblichenen besuchen, und Mohnkörner bis zum Grabe auf die Erde fallen lassen, damit die ihr nachfolgende Seele der Gestorbenen dieselben auflese und keine Zeit habe, sie in ihrer Zauberkraft zu schwächen. Während dieser Zeit muß sie sich auch des Beischlafs enthalten, damit sie nicht etwa geschwängert ein totes Kind zur Welt bringe, aus dem ein Loçolico oder Mulo würde, der seine Eltern zu Tode quälen könnte. Gut ist es auch, das Brustbein (als Sitz des Lebens) der Verblichenen mit einem Tuchlappen zu reiben und denselben die neun folgenden Tage am

bloßen Leibe zu tragen, dann ihn aber auf dem Grabe zu verbrennen. Die dadurch entstandene Asche gilt für ein wichtiges Mittel bei Liebesangelegenheiten. Wer davon genossen, kann von der Person, die es ihm eingegeben, nimmer lassen. Häufige Schluckungen nach Verlauf der erwähnten neun Tage deuten an, daß die Zauberkraft der betreffenden Frau ungeschwächt, ja im Gegenteil gestärkt und vermehrt sich in ihr befinde. Um die Stammgenossen zu dieser Meinung zu bewegen, greifen die Zauberfrauen bei solchen Gelegenheiten freilich zu mancherlei künstlichen Mitteln, um recht arge und häufige Schluckungen hervorzubringen.

Außer diesen erbgesessenen Zauberfrauen giebt es auch solche, die ihre Kunst nicht durch Blutvererbung erlangt, sondern von den Nivashi- oder Pçuvush-Leuten erlernt haben, indem sie mit denselben geschlechtlichen Umgang gepflogen. Der Akt selbst geschieht ohne Wissen des Weibes, das erwachend, erst die mit ihr vorgenommene Veränderung wahrnimmt und nur dadurch zum Schweigen gebracht wird, daß sie eben der Nivashi oder Pçuvush in den geheimen Künsten unterrichtet. Tut er es nicht oder schreit das Weib um Hilfe, so ist er verloren, denn er verliert auf einige Stunden seine Kraft — post coitum triste omne animal — und ist nicht im Stande, sich von der Stelle zu rühren, so daß er leicht erschlagen werden kann. Ein weiter Spielraum für Betrug und Schwindel ist hierbei selbstverständlich geöffnet. So lebte vor einigen Jahren in Siebenbürgen eine wunderschöne siebzehnjährige Zigeunermaid, die bereits drei uneheliche Kinder hatte, deren Väter jedem anderen, aber nur nicht dem Zigeunervolke angehörten. Sie war deshalb die Zielscheibe des Spottes von Seiten ihrer Stammgenossen, ja selbst der Verachtung ausgesetzt, und mit dem Schimpfworte „parne lubñi (weiße Dirne) mit Bezug auf ihre Liebeshändel mit „weißen“ Leuten, also Nicht-Zigeunern, benannt. Wir sagten ihr oft und oft: sie möge der Truppe den Rücken kehren, und sich irgendwo niederlassen, um so diesen fortwährenden Gehässigkeiten zu entgehen. Bei einer solchen Gelegenheit antwortete sie einmal: „Ich gehe nicht, ich werde eine Zauberfrau. Sieh dann, wie mich die Leute lieben!“ („Me na jia, avava yeka covalyi. Dikh tu, akor m'an piranen roma!“) Sie bat mich nun, der Truppe mitzuteilen, daß ich die nächste Nacht im Dorfe zubringen wolle. Ich tat es,

worauf sie mich ersuchte, die Nacht über mich in der Nähe der Zelte versteckt zu halten, und von Ferne und unbemerkt den kommenden Scandal anzusehen. In der Nacht erwachte die Horde auf ein ohrzerreißendes Geschrei. Alle rannten zum Zelte der parne lubñi, die, am ganzen Leibe zitternd, den Stammgenossen erklärte, ein Nivashi habe sie besucht, und dabei auf die am Boden sichtbaren Hufspuren hinwies. Hierauf warf sie sich auf den Boden, murmelte Zaubersprüche und verfiel scheinbar in Verzückungen. Am nächsten Morgen wurde mir der nächtliche Vorfall mitgeteilt. Als ich die Leute fragte: woher sie es wissen, daß auch in der Tat ein Nivashi die parne lubñi besucht habe, meinten sie: sie hätte es ihnen bewiesen, und ich dürfe sie nicht mehr parne lubñi nennen, sonst könnte es mir schlecht ergehen. Wie sie den näheren Beweis für die Richtigkeit ihrer Angabe führte, unterlasse ich aus Anstandsgründen hier zu erwähnen; kurz und gut, von dieser Zeit an genoß sie ein großes Ansehen unter ihren Stammgenossen und ist als Zauberfrau auch bei der siebenbürgischen Landbevölkerung weit und breit berühmt. Sie heißt Ileana Darej.

Solche Zauberfrauen, die ihre Kunst von einem Pçuvush oder gar von einem Nivashi erhalten haben, werden von ihren Stammgenossen besonders gefürchtet, denn man glaubt, daß sie infolge ihres Umganges mit einem Pçuvush oder Nivashi eine Schlange im Leibe hätten, die den, der einer solchen Zauberfrau etwas zu Leide tut, zu Grunde richten, töten kann. Um den Glauben der Stammgenossen zu bestärken, trinken auf solche Weise zu Zauberfrauen gewordene Weiber die nächst folgenden neun Tage hindurch Pferdemilch, um sich — wie es heißt — dadurch vor einer Wiederholung des Besuches seitens des Nivashi oder Pçuvush zu schützen, ihn also von sich abzuwehren. Wird nun eine Zauberfrau alt und gebrechlich, so bereitet sie sich zur Fahrt ins „Totenreich“ (them mulengre) vor, indem sie sich die Nägel an Fingern und Fußzehen wachsen läßt. Es heißt nämlich im Volksglauben, daß eine Zauberfrau gar schwer ins „Totenreich“ gelangen und sich nur mit ihren langen Nägeln an den Felsenwänden festhalten kann, die sie eben erklimmen muß, um nach dem Tode ins Jenseits zu gelangen. Stirbt ein Weib, das durch Umgang mit einem Nivashi oder Pçuvush Zauberfrau ge-

worden ist, so fährt ein Blitz ins Wasser, der von den Nivashi-Leuten aufgefangen wird. —

Bei der Betrachtung der Zauberfrauen letzterwähnter Art müssen wir die Schlange, den Blitz und die Pferdemilch besonders hervorheben.

Wie erwähnt, sollen Zauberfrauen nach gepflogenem Umgang mit Nivashi- oder Pçuvush-Leuten eine Schlange im Leibe haben; ferner heißt es, daß beim Tode einer solchen Zauberfrau ein Blitz ins Wasser (also in die Wohnung der Nivashi, der Wassergeister) fährt, der vom „Allsamenbaum“, der am Himmel „blüht“, und alle Kräuter der Welt trägt, kommend, den Nivashi-Leuten Heilkräuter mitbringt, auf deren Gebrauch sie dann die Weiber, mit denen sie Umgang gepflogen, lehren und dieselben dadurch zu Zauberfrauen machen. Der die Heilkräuter enthaltende und von dem Nivashi aufgefangene Blitz wird also infolge geschlechtlichen Umgangs als Schlange in den Leib der Zauberfrau übertragen, ihr gleichsam die Zauberkunst eingeimpft. Das sich dieser weitverbreitete Volksglaube der Zigeuner aus den Naturmythen entwickelt hat, ist höchst wahrscheinlich. W. Schwartz [1]) sagt diesbezüglich: „Es galten die zischenden und sich schlängelnden Blitze als die züngelnden Häupter eines geflügelten himmlischen Drachen, welcher der Sonne (oder dem Monde) aus Gefräßigkeit oder Liebesverlangen nachzustellen schien, oder der einzelne Blitz unter dem Bilde einer Schlange als ‚ein‘ solches himmlisches Untier, in welches sich der die Sonnenjungfrau bedrängende Sturmesgott — Zeus, Faunus, Odhin, hier etwa Nivashi oder umgekehrt das bedrängte Wesen (Thetis) — gewandelt haben sollte, nachdem dasselbe, was die Gewitterscenerie bestätigt, vorher vergeblich, um sich dem Bedränger zu entziehen, zu Wasser oder Feuer geworden war. Die Vielheit tritt dem gegenüber hier wieder z. B. in dem Bilde auf, wenn die schlangenfüßigen Giganten, die Gewitterdämonen, welche am Horizont aufsteigen, den Himmel stürmen wollen oder wenn in der bei Indern (und auch Zigeunern), Griechen, Römern, Deutschen, sowie Letten hervortretenden Schlangenverehrung noch deutlich die ursprüngliche Beziehung auf jene in den Wolken

1) „Die roßgestaltigen Himmelsärzte bei Indern und Griechen“ (in der Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1888; V. Heft S. 222.

wohnenden Himmelsschlangen im Hintergrunde steht." Obwohl wir willkürliche Deutungen und waghalsige Combinationen grundsätzlich vermeiden, so müssen wir an dieser Stelle doch auf einen, vielleicht wichtigen Umstand näher eingehen, der den Volksglauben und religiösen Brauch der Zigeuner uns etwas mehr beleuchtet, als dies bisher geschehen ist. Ileana Darej zeigte ihren Stammgenossen die Hufspuren in ihrem Zelte, als Beweis dafür, daß sie in der Tat ein Nivashi besucht habe. Dem Volksglauben der Zigeuner gemäß haben die männlichen Wassergeister, die Nivashi, Pferdefüße, und um diese Wesen von sich ferne zu halten, trinkt die Zauberfrau neun Tage lang Pferdemilch. Hier finden wir also einen schwachen Nachhall der indogermanischen Naturmythe vom Donnerroß, den roßgestaltigen Kentauren (den Cheiron an der Spitze), und von den indischen Açvinen. Hiebei müssen wir besonders zwei Mythen in Betracht ziehen: die eine, nach der Poseidon und Demeter-Erinnys mit einander als Rosse buhlen und die Despoina und den Arion erzeugen; die andere, nach der Kronos mit der Philyra so den Cheiron zeugt; — diesen beiden entspricht der indische Mythos von der Vermählung des Vivasvat und der Saranyu in Pferdegestalt. Aus letzterer Verbindung entstammen „die himmlischen Heilärzte", das Zwillingspaar der Açvinen, welche davon die „Stutensöhne" heißen; nach dem griechischen Mythos entstammt von der Buhlschaft des Kronos mit der Philyra der „roßgestaltige" Kentaur Cheiron, der hülfereiche „mythische Arzt" der Griechen, bei dem auch der Name des Tausendgüldenkrautes „Kentaurion" noch speciell auf die ursprüngliche Art seiner angeblichen ärztlichen Tätigkeit in ihrer Beziehung zu „heilbringenden Kräutern" hinweist; „er ist der himmlische Kräutermann und als solcher der Lehrer und Meister des andern Götterarztes Asklepios, der zwar nicht mehr roßfüßig gedacht wurde, den aber immer noch Stab und Schlange, sowie eine feurige Geburt u. dgl. m. als ein derselben Scenerie entsprechendes Wesen, nämlich als eine Art Blitzgott, charakterisiert. Die himmlischen Kräuter und Blumen (im zigeunerischen Volksglauben der „Allsamenbaum") aber der Kentauren und vor allem des Cheiron gehen auf eine andere indogermanische Vorstellung zurück, nach der man kleinere Wolken als Blumen auf der himmlischen Au und das Entfalten größerer, namentlich im Gewitter, als ein Aufblühen besonderer

Wunder- und Zauberblumen faßte, denen man dann, als einer Art von Fetischen, alle die heil- und segenbringenden Eigenschaften, ebenso vom anthropomorphischen Standpunkte aus den Regen- und Gewittergöttern zuschrieb." [1])

Verwischte Züge, einen schwachen Nachhall hievon finden wir auch im erwähnten zigeunerischen Volksglauben, der zu bloßem Rudiment herabgesunken, vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden vielleicht, ein wichtiges Kapitel zigeunerischer Mythologie gewesen ist. Hieher gehören noch die zigeunerischen Redensarten, die bei einem Gewitter angeordnet werden: „Romñi lel Nivashi" (der Nivashi heiratet) oder: „Puyen Nivasha" (die Nivashi buhlen); vgl. die feurige Geburt des Asklepios. Wie die phantasievolle Vorstellung der indogermanischen Urzeit den himmlischen Helfern eine roßartige Gestalt verleiht, um dann mit dem Fortschritt der Kultur, in mehr historisch werdender Zeit aus ihnen den indischen, menschlich-göttlichen Dhanvantari oder den griechischen Asklepios zu schaffen, so spielt sich diese Wandlung im zigeunerischen Volksglauben gleichsam vor unseren Augen ab, indem der Blitz vom Allsamenbaum dem roßfüßigen Nivashi die Heilkräuter (die Heilkraft) bringt, dieser durch geschlechtlichen Umgang diese Eigenschaft zu leihen in Gestalt einer Schlange (als Sinnbild des Blitzes) auf eine irdische Frau überträgt, somit gleichsam einen Kreis schließt, der mit dem Blitze beginnt und mit dem Blitz abschließt. Wenn also im indogermanischen Mythos „aus schöpferischem Reiz eine Anregung zur Umgestaltung jener himmmlischen Helfer" in mehr menschliche Wesen beginnt, und zwar einem Notwendigkeitsdrange zur Befriedigung eines bei der Gebrechlichkeit des Menschen gefühlten Bedürfnisses nach Heilkünstlern folgend, — so sehen wir auch im zigeunerischen Volksglauben diese dem Himmel (dem Allsamenbaum) entstammende Heilkraft notwendigerweise auf irdische, für den primitiven Menschen handgreifliche Wesen übertragen. Und dies sind für die Zigeuner eben die Zauberfrauen, und den Glauben an sie und ihre Heilkraft beseelt auch nur der Wunsch nach Heilung, das sehnende Hoffen auf ein übelbefreiendes Erlösungswort, das bei jedem Volke, sowohl bei Naturstämmen, als auch bei Culturträgern, zu jeder Zeit und überall die religiösen Ideale

[1]) Schwartz a. a. O. S. 228.

mehr oder weniger deutlich durchklingt. Wie der ganze mythische Bau dieses Volksglaubens bei den Zigeunern ursprünglich geformt war, können wir aus den jetzigen Trümmern nicht erschließen; so viel aber ist gewiß, daß es auch hier zunächst der körperliche Schmerz war, der seine Helfer verlangte und den Grund zu den phantasievollen Gebilden dieses zigeunerischen Volksglaubens legte. —

Da man bei den Zigeunern von eigentlichen Cultusgebräuchen, sofern man nicht die Opferungen zur Versöhnung und Bestechung böser Geister hieher rechnen will, vollständig absehen muß, so kann selbstverständlich an die Existenz einer eigenen Priesterkaste nicht gedacht werden, umsomehr, als selbst bei größeren Opferfesten immer der Häuptling (gakko, thagar) oder der Vorstand einer Sippe (saibidyo) die religiösen Ceremonien leitet oder deren Vollzug besorgt. Trotzdem können — wie gesagt, die Zauberfrauen als eine eigene Kaste betrachtet werden, die teilweise eine priesterliche Würde bekleiden. Sie fungieren als Wahrsagerinnen, sagen Gebet- und Zauberformeln her und vertreten am häufigsten die Stelle der sogenannten Heilkünstler; es wird ihnen nämlich, wie bereits erwähnt wurde, der Besitz einer höheren Gewalt und ein Einfluß auf die Mächte der Geisterwelt zugeschrieben, dessen sie sich in Krankheitsfällen, falls ihre Hilfe in Anspruch genommen wird, zu bedienen vermögen. Obwohl die medizinischen Kenntnisse der Zigeuner sich nicht gerade auf wenige Hausmittel zweifelhaften Wertes beschränken, so wird doch in allen schwierigeren Fällen die Hilf der Zauberfrau in Anspruch genommen, besonders da ja nach dem Glauben dieses Volkes jede Erkrankung dem verderblichen Einfluß eines mißgünstigen und boshaften Dämons zuzuschreiben ist. Wird in Krankheitsfällen eine Zauberfrau zu Rate gezogen, so sucht sie sich mit dem Kranken in einen magischen Rapport zu setzen, indem sie ihr mit Stechapfelsamen gefülltes Zaubersäckchen bald an dessen, bald an dem eigenen Körper reibt, und den Dämon anruft, ihr die wirksamen Heilmittel zu enthüllen. Eiternde Beulen z. B., an welchen der Mensch in Folge eines von Dämonen erhaltenen Schlages erkrankt, werden von den Zauberfrauen also geheilt: Der Kranke wird in ein abgesondertes Zelt gebracht und erhält von der „guten Frau“ verschiedene Geheimtränke. Wenn er diese getrunken hat, entfernen sich alle An-

wesenden aus dem Zelte und der Kranke bleibt mit der Zauberfrau allein zurück, die einen Kreis auf den Erdboden zieht und den Kranken sich innerhalb desselben niederzusetzen heißt. Dann schmiert sie die Beulen mit Salben, deren Zubereitung sie allein kennt, ein und spricht: „Geh' hinweg, geh' hinweg, geh' zum Schlechten, bleib' dort stecken; dreißig Schlangen sollen dich verschlingen, dreißig Hunde dich zerreißen, dreißig Hühner dich verscharren!" (Prejia, prejia, prejia kiya miseçeske, ác odoy; trianda sápa the çaven tut, trianda jiukla tut cingeren, trianda kaçna tut cunaven!) Hierauf schlachtet die Zauberfrau eine schwarze Henne und legt sie aufgeschlitzt auf die Beulen des Kranken. Nun muß der Patient aus drei Quellen oder Bächen Wasser trinken und neunerlei Holz ins Feuer werfen. Diese Prozedur macht er täglich einmal so lange mit, bis die Beulen verschwinden. —

Bei innern Krankheiten ist der krankheiterregende Dämon stets von der boshaften Absicht erfüllt, die Seele (das Leben = jipen) des von ihm erkorenen Menschen dem Leibe zu entführen; die Seele eines Kranken entfernt sich dem Volksglauben der Zigeuner gemäß in dem Augenblicke, als der Dämon von dessen Innern Besitz ergriffen, aus seinem Körper, kehrt zeitweilig wieder zurück, wird aber vom Dämon immer wieder vertrieben. Diese Entfernung der Seele steigert sich stets mit dem Zunehmen der Krankheit, so daß sie schließlich zum gänzlichen Verluste des Lebens, zum unabwendbaren Tode führen kann, wenn es der Zauberfrau eben nicht gelingt, den Dämon zu besiegen und die den dämonbewohnten Körper verlassende und wieder dahin zurückkehrende Seele, die nur von ihr allein gesehen werden kann, zu stetigem Verweilen in dem siechen Leib zu bewegen.

Erweisen sich die Heilkünste der Zauberfrau als hinreichend kräftig, so äußert sich die Rückkehr der Seele in den siechen Körper durch einen glücklichen Ausgang der Krisis und durch völlige Wiederherstellung des Patienten; ist jedoch der Krankheitsdämon übermächtig und steht der letale Ausgang bevor, dann greift die Zauberfrau zum letzten Mittel, zur Inspection der Schulterknochen, um sich Gewißheit über den Ausgang der Krankheit zu verschaffen. Bei dem Eintreten bedrohlicher Erscheinungen, bei Steigerung des Fiebers oder bei zunehmendem Kräfteverfall des Kranken, läßt die Zauberfrau in der Nacht von den

Angehörigen des Kranken einen Hammel oder ein Schwein schlachten und dessen linken Schulterknochen vom Fleische loslösen. Während die Angehörigen mit dieser Arbeit beschäftigt sind, tobt die Zauberfrau in dem nur durch düsteres Feuer erhelltem Zelte in wildem Stampfen und Sprüngen im Kreise umher, indem sie die Dämonen in einem monotonen Gesange citiert, z. B.

Miseçe avri janen!	Ihr Dämonen kommt hervor!
Tumen mange mosht penen:	Flüstert leise mir ins Ohr:
Kay te kay tradyan tumen	Wohin habt ihr denn vertrieben
Manusheskro, adaleskro,	Dieses Mannes, dieses Lieben,
Gule, gule e jipen?	Süßes, allersüßtes Leben?
Pore tumen mosht me dav,	Will Gedärme nun euch geben,
Kokalá me çunavav,	Will die Knochen euch vergraben,
Tumen bute bala dav!	Auch Tierhaare sollt ihr haben!
Anen tumen mange jipen;	Mannesseele her mir bringt;
The kokalo pharadyol	Wenn der Knochen schnell zerspringt
Andro yagokothan,	In des Feuers Glut,
Manusheske, guleske	Soll dem Manne, süß und gut,
Th' avel sigo e jipe;	Kommen her das Leben;
Daren, daren mosht daren,	Vor mir sollt ihr beben,
Kana jipen na anen!	Wollt zurück ihr es nicht geben.

Diesen monotonen Gesang setzt sie so lange fort, bis die Anverwandten des Kranken den Schulterknochen bringen, worauf sie neunerlei Holz ins Feuer wirft und den Knochen in die Glut einscharrt und ihn so lange im Feuer läßt, bis die ganze Oberfläche gleichmäßig schwarz gebrannt ist. Dann hebt sie den Knochen mit einem nur hierzu gebrauchten Werkzeug, das zweien, mit einander verbundenen Zangen ähnlich aussieht, aus der Glut hervor, und verschiedene Male darauf spuckend, prophezeit sie aus den Rissen und Sprüngen, aus der Form des Schulterknochens überhaupt, die Genesung oder den Tod des Kranken. Die Inspection der Schulterknochen muß schon in den ältesten Zeiten bei den Zigeunern in Gebrauch gewesen sein. Die Deutungen, welche sich nicht nur auf Tod und Genesung, sondern auch auf verschiedene Lagen und Verhältnisse des menschlichen Lebens beziehen können, sind etwas verwickelter Art und schwer ohne ausführlichere Erläuterung der einzelnen Merkmale am Schulterknochen verständlich zu machen. Die südungarischen Zigeuner nennen die Gelenkhöhlung das Zelt (cerça); wenn sie

von bedeutender Tiefe ist, so bedeutet dies Glück und Erfolg; der aus dem Schulterblatte hervorragende Knochen heißt Leben (jipen), und von seiner Größe und Stärke schließt man auf Genesung oder Tod des Patienten, auf die Lebensdauer überhaupt. Zuweilen finden sich auf der ebenen Seite des Schulterblattes unzählige kleine schwarze Punkte, die baçt (Glück) heißen, wenn sie sich in der Mitte des Schulterblattes concentrieren; dagegen mit der Benennung bibaçt (Unglück) belegt werden, wenn sie sich dichtgedrängt am Rande der ebenen Seite des Schulterblattes befinden. Hat die untere Seite des Knochens in der Glut Risse und Sprünge bekommen, und können dieselben mit dem Daumen der linken Hand bis zum ersten Knöchel nicht zugedeckt werden, so stirbt der Patient, es tritt überhaupt ein Todesfall in der Familie ein. Bekommt die ebene Seite des Schulterblattes in der Glut viele sich kreuzende Risse, so ist der Tod des Kranken gewiß, „denn das Leben will nicht mehr im siechen Leibe wohnen" (jipen ná kamel andro nasválo trupo the beshel). Bilden sich durch die Glut Erhöhungen auf der ebenen Seite des Schulterblattes und sind dabei keine Risse und Sprünge vorhanden, so ist noch Hoffnung auf Genesung vorhanden, und der Schulterknochen wird in der Nähe des Kranken in die Erde vergraben, damit sich die ziellos herumflatternde Seele darauf setzen könne. Tritt dann eine Besserung im Zustande des Kranken ein, so heißt es: „das Leben (die Seele) sitzt auf dem Knochen" (jipen beshel upro kokalos) und die Zauberfrau schreitet nun daran, die Seele in den Leib zurückzulocken und den bereits geschwächten Krankheitsdämon zu vertreiben. Zu diesem Behufe giebt sie dem Kranken schweißtreibende Mittel ein (gewöhnlich Lindenblüten- oder Hollunderblütenthee) und zieht einen Kreis auf die Erde rings um den Kranken, jedoch so weit, daß das vergrabene Schulterblatt in die Kreisfläche auch hineinfällt. Dann geht sie rings die Peripherie des Kreises dreimal entlang und vor sich her sogenannten Schlangenstaub (sapeskro por) streuend, murmelt sie die Zauberformel:

Efta miseça	Sieben Dämonen
Upro mal yon janen,	Kamen über's Feld gegangen,
Jipen manusheskro pçanden,	Wollten des Mannes Leben fangen,
Yon kamen, the yov merel,	Wollten, daß er sterbe,
Yon kamen, the rumuylel!	Wollten, daß er verderbe!

Efta miseça	Sieben Dämonen
Upro mal janena,	Über die Haide gingen,
Jipen manusheskro pçandena, —	Des Mannes Leben sie fingen, —
Soraleder avlas jipen,	Doch stärker war das Leben,
Muntuyel o jipen!	Sie mußten frei es geben!
Efta miseça,	Sieben Dämonen
Tumaro sor pçagerav;	Eu're Kraft sei gebrochen;
Nashen tumen katar,	Weichet von hinnen,
Nashen andro kokala;	Weicht in den Knochen;
Jipen ava pale	Das Leben kehr' wieder
Ada manusheske;	In des Mannes Glieder;
Kokalo kerña,	Der Knochen vermod're
Jipen loboga!	Das Leben auflod're!
Sapeskro por	Der Staub der Schlangen
Pçanda sor!	Nehm' es gefangen,
Miseçen trada,	Dämonen er treibe
Andral trupos trada!	Hinaus aus dem Leibe!
Neveha devleskero	Im Namen Gottes etc.

Dann läßt sie die Fußsohlen des Kranken von einem weißen Hunde belecken und streut auf die feuchten Stellen etwas Schlangenstaub. Nach unermeßlich langer Recitation, Zauberliedern und Formeln, wobei häufig mehrere Zauberfrauen ihre Zauberkünste ausüben, erfolgt als Schluß immer entweder die Rückkehr „des Lebens in den Leib“ oder der Tod. Kann seitens der Zauberfrau der letale Ausgang nicht mehr abgewendet werden, so weiß sie in diesem Falle die Angehörigen des Sterbenden in der Regel auf eine schlaue Weise vorzubereiten, indem sie klagenden Tones erklärt, das Leben sei zwar in den Leib zurückgekehrt, aber könne darin nicht länger verweilen, weil die Dämonen das Innere des Körpers gar arg zerstört hätten. Dann kehrt sie mit einem neuen Besen den ausgestreuten Schlangenstaub rasch hinweg, damit der Kranke leichter ersterbe. Diejenigen, die im Leben den Verblichenen gekränkt und beleidigt haben, streuen etwas von diesem weggekehrten Schlangenstaub auf die Leiche, dessen Rest dann im Feuer verbrannt wird, damit die siegreichen Dämonen, die den Tod des Kranken bewirkt haben, auch zu Grunde gehen.

* * *

Es erübrigt an dieser Stelle noch ein Wort über den Schlangencult zu sprechen, der ein wichtiges Kapitel im Volksglauben

der Zigeuner bildet. „Es giebt kaum ein Tier, welches in den religiösen Vorstellungen aller Völker eine so große und so mannigfache Rolle spielte, als die Schlange. Es giebt aber auch keinen Tiercult, der mit den wichtigsten religionsgeschichtlichen Fragen so enge verknüpft wäre, als der Schlangencult." [1]) Da die physischen Eigentümlichkeiten der Schlange schon an und für sich so besondere und auffällige sind, daß sie dem Naturmenschen Stoff zu phantastischen Vorstellungen geben mußten, und da in jenen Ländern, welche die schlangenreichsten des ganzen Erdkreises sind, – das ist Indien, die Heimat unserer Zigeuner, und Südamerika — die Schlange auch am meisten zu einem Gegenstande der Verehrung wurde, so ist dies gerade ein „deutlicher Fingerzeig, daß es zunächst das Tier, die wirkliche Schlange, war, welche um ihrer physischen Eigentümlichkeit willen zunächst als Fetisch verehrt und erst dann zu einem mythologischen Gebilde umgeschaffen wurde." Von einem mythologischen Gebilde kann bei den Zigeunern heutzutage nicht mehr die Rede sein, obwohl zweifelsohne vielleicht schon vor Jahrhunderten der Schlangencult auch beim Volke der Zigeuner in höchster Blüte gestanden sein mag, wie dies schon aus dem heutigen Volksglauben zu erschließen ist. Daß die Schlange auch im Volksglauben der Zigeuner alle Wandlungen durchgemacht hat, vom rohen Fetisch der Gegenwart bis zu den mythologischen Wesen, bösen Dämonen und guten Geistern der fernen Vergangenheit, dafür spricht schon der eine Brauch der Zigeuner, den sie bei anhaltendem Regenwetter beobachten, das ihnen eben bei ihrer stetigen Wanderfahrt Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten bereitet. Bei andauerndem Regenwetter versammeln sich die Männer der Wandertruppe bei einem Flusse und teilen sich in zwei Parteien. Die Einen hauen Zweige ab, um ein Floß zu bauen, die Andern sammeln Haselstaudenblätter, womit das Floß bedeckt wird. Eine Zauberfrau hüllt eine getrocknete, verdorrte Schlange in weiße Lappen und legt sie auf das mit Hasellaub bedeckte Floß, welches nun von einigen Männern zum Flusse getragen wird. Weiber dürfen sich bei dieser Handlung nicht

[1]) S. Winternitz M., Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien Bd. XVIII.

zeigen. Während die Procession sich gegen den Fluß bewegt, singt die Zauberfrau, hinter dem Flosse einhergehend:

Pañi amen na kamen,	Wasser lieben wir nicht,
Tçud sapeskro na kamen!	Schlangenmilch brauchen wir nicht,
Kiya menge kam th' avel,	Sonne mag uns winken,
Pañi sap taisa piyel!	Schlange mag Wasser trinken,
Kiya leskre day sikel,	Mag zu ihrer Mutter laufen,
Odoy leskre tçud piyel!	Ihre Milch aussaufen!
Kam menge ava,	Sonne uns winke,
Sap uva tu piya!	Schlange, du trinke!
Piya dayakri cuci,	Trink' deiner Mutter Brust,
Kam tu de but draghi!	Sonne gieb Freud' und Lust!

Dann wird das Floß auf den Fluß gesetzt und den Wellen überlassen. Hierauf streut die Zauberfrau bei der Rückkehr Stechapfelsamen und Staub gedörrter Schlangen vor die Zelte, wobei sie wieder das obige Zauberlied singt. In Siebenbürgen setzt man den getrockneten Cadaver einer Schlange dem Regenguß aus, damit sich „die Schlange selbst von der Lästigkeit des Wetters überzeugen könne und den Wunsch des Volkes erfüllen möge".

Solche Schlangen, die als Fetische benützt und zu Staub zerrieben als Zaubermittel verwendet werden, fangen die Zauberfrauen in der Charwoche. In dieser Woche kommt auch die Haselschlange hervor, die sonst hundert Meilen tief in der Erde haust, zwischen den Wurzeln des Haselstrauches. Wer sie bei der Gelegenheit, wo sie den Ostertau trinkt, fangen kann, der wird vor Schaden und Unglück bewahrt und erlangt sogar allerlei übernatürliche Gaben und Kenntnisse. Solche Haselschlangen verkaufen die schlauen Zigeunerinnen der Landbevölkerung Siebenbürgens und Ungarns am ersten Ostertage oft dutzendweise; sie fangen nämlich schon den Sommer vorher kleine, junge Eidechsen, die sie getötet an der Sonne oder am Feuer trocknen und dörren, dann den Cadaver mit einer Lackmuslösung färben und schließlich dies Wundertier den leichtgläubigen Bäuerinnen verkaufen. In der Charwoche sucht Alt und Jung der Wanderzigeuner einer Schlange oder Eidechse habhaft zu werden, die von der Zauberfrau getötet, gedörrt und bei einem eigentümlichen und weitverbreiteten Osterbrauch in Verwendung kommt. In den

südlichen Ländern Europa's verfertigen nämlich die Zeltzigeuner am Abend des zweiten Ostertages ein hölzernes, einer Schachtel ähnliches Gefäß, das sie „Sendung" (bicàpen) nennen. An der äußeren Fläche des Bodens sind zwei Querhölzer angebracht, so daß das Gefäß die Gestalt einer Wiege hat. In dieses Gefäß werden Kräuter und andere Heilmittel, darunter auch eine gedörrte Schlange oder Eidechse, die vorerst jeder der Anwesenden mit den Fingern berührt hat, hineingelegt; dann wird das Gefäß mit roter und weißer Wolle umwickelt und vom Ältesten der Anwesenden von Zelt zu Zelt getragen. Nachdem dies geschehen, wird das Gefäß zum nächstgelegenen fließenden Wasser getragen und dort zurückgelassen, nachdem es jeder Einzelne der Truppe einmal angespieen und die Zauberfrau einige Zauberformeln darüber gesprochen hat.

Durch diesen sonderbaren Gebrauch glauben sie alle diejenigen Krankheiten, welche ihnen für das laufende Jahr vom Schicksale bestimmt worden sind, vertrieben zu haben. Kommt nämlich jemand und findet das Gefäß, so werden ihn und seinen ganzen „Stamm" diese Krankheiten heimsuchen, wenn er das Gefäß neugierig öffnet und es nicht samt dem Inhalt desselben sofort in den Fluß wirft.

Schlangen und Eidechsen, in der Oster- oder Pfingstwoche gefangen, werden zu verschiedenen Mitteln verwendet, durch welche man sich vor Krankheiten mancher Art schützen kann. Wenn jemand das ganze Jahr hindurch gesund und bei Kräften bleiben will, der muß in der Oster- oder Pfingstnacht einen Teig anmachen, in welchen er neun Zwirnfäden von verschiedener Länge (d. h. die neun Krankheitsdämonen) hineinknetet; dann muß er diesen Teig in ein neues, nie gebrauchtes Tongefäß legen, in das er vorher eine lebendige Schlange oder Eidechse geworfen hat; nun wirft er das Ganze, sich der Wasserströmung zuwendend, in den nächstgelegenen Fluß oder Bach, und zwar mit den Worten: „Gehe, gehe! komm' nimmer zurück! Der Nivashi (Wassergeist) soll dich fressen!" (Jà tu, jà! te na avà! Tut the çàl Niváshi!) Unfruchtbare Weiber, die eine solche Schlange berühren, werden fruchtbar, wenn sie dreimal dieselben anspeien und sie mit ihrem Menstruationsblute besprengend, die Formel sagen:

Oh tu sap, tçules avla,
Hoy yek caves ñerivav!
Sanes som, sarĭtu akana,
Na hin mange shoha paca!
Sap, tu sap, prejia,
Kana yekvar pari som,
Meĉdav tute yek' cepes,
Sor ac tute, but laces!

Werde dick, du Schlange,
Damit ein Kind ich erlange!
Dünn bin ich jetzt, so wie du,
Habe deshalb keine Ruh'!
Schlange, Schlange gleite hin,
Wenn ich einmal schwanger bin
Geb ich eine Haube dir, eine alte,
Damit dein Zahn viel Gift erhalte.

Unfruchtbare Weiber tragen nämlich „Schlangenpulver“ in ein Kinderhäubchen eingewickelt am bloßen Leibe, das bei eingetretener Schwangerschaft in einen Fluß geworfen wird, damit es die „Schlange auffange und dadurch zu Gift gelange“. Gleich den Indern haben auch die Zigeuner eine wunderbare Vorstellung darüber, wie die Schlangen zu ihrem Gift gelangen. Neunzig Tage nach der Geburt, sagen die Zigeuner, hat keine Schlange Gift in den Zähnen; am neunzigsten Tage breitet sie ein Säckchen oder Häubchen gegen die Sonne aus und fängt die Sonnenstrahlen darin auf, die sie dann frißt, wodurch ihre Zähne mit Gift erfüllt werden. [1]) — Ein schwangeres Weib und ein ungetauftes Kind dürfen keine Schlange berühren, sonst sterben sie bald. Schlangenfetische schützen vor Tollwut und Schlangenbiß; Schlangenpulver auf Bißwunden gestreut, heilt dieselben. Es herrscht also auch bei den Zigeunern der Volksglauben, daß das Wesen, welches Krankheit und Tod bringe, auch zu heilen und zu beleben vermöge.

So trat denn die Schlange auch bei diesem Wandervolke in vielfache Beziehungen zur Heilkunde. Alle möglichen Arzneien bereiten die Zauberfrauen der Zigeuner aus den Schlangen und Eidechsen, denn tiefgewurzelt ist im Volke der Glaube an die Heilkraft dieser Tiere, die ihrem Wesen nach im Volksglauben zu denjenigen Bildungen gehören, „welche von der einen Seite Schutz und Segen gewähren, von der andern Tod und Vernichtung erzeugen — und dieser Gedanke des entgegengesetzten Dualismus in einer und derselben Erscheinung findet sich nicht nur im klassischen, sondern im gesamten Alter-

[1]) Vgl. M. J. Walhouse im Indian Antiquary Vol. VII. 45 besonders was die Haube anbelangt.

tum deutlich erkannt und ebenso deutlich ausgeprägt" (Maehly). So erscheinen die Schlangen auch im Volksglauben der Zigeuner nicht nur als krankheiterregende Dämonen, die mit den Krankheitsgeistern in enger Verbindung stehen, sondern auch als wohltätige, heilende Wesen, als Haus- und Glücksgeister für Mensch und Tier. Wer in seinem Hause eine Schlange sieht, dem steht großes Glück bevor, und in wessen Stalle eine Schlange wohnt, dessen Viehstand gedeiht und vermehrt sich; aber mit der Tötung einer solchen Schlange weicht Glück und Segen aus dem Hause, und Verderben bricht herein.

Eigentümlich ist der Brauch der türkischen und bulgarischen Zigeuner, den sie im Frühjahr bei erstem Verlassen ihrer Winterquartiere und beim Antreten der sommerlichen Wanderfahrt beobachten. In der Nacht vor dem Aufbruchstage der Truppe versammelt sich Alt und Jung um ein großes Feuer, das im Freien angezündet wird. Eine Zauberfrau reicht jedem der Anwesenden einen winzig kleinen Kuchen dar, dessen eine Hälfte vom Betreffenden verzehrt, die andere Hälfte aber von der Zauberfrau in die Glut geworfen wird, wobei sie jedesmal das Gebet spricht:

Coripena tu araka	Schütz' uns du vor Not und Plagen
Amen taysa, e jivesa!	In allen uns'ren Lebenstagen!
Devla de amenge baçta,	Gott im Himmel gieb uns Segen,
De amenge upre droma!	Gieb uns Glück auf allen Wegen!
Trada, gule, tu miseçen,	Vor Dämonen sollst bewahren
Sastyar tu, amen coren!	Deine Kinder du, die armen!
Amare save pedeuge,	Allen uns'ren armen Tieren,
Ke hin mosht amenge,	Die wir Arme mit uns führen,
Na de dukha, na de dukha,	Stets bewahr' vor Schmerz und Leide,
De tu lenge bare cara!	Ihnen gieb du fette Weide!
Menge acen sapa laces,	Schlangen sollen sich erbarmen
Sam amen may but cores!	Uns'rer Schaar, der armen;
Sapa amen th' araken,	Schlangen sollen stets uns schützen,
Andro nascipen the sastyaren!	Sollen uns bei Krankheit nützen!
Andro cero, gule devla,	Süßer Gott, im Himmel droben,
Amen taisa tut arakaha!	Täglich wollen wir dich loben!
Andre pçuv, tu kale sap	Schwarze Schlange in der Erde,
Sascaripen menge ac!	Unser Glück und Heil du werde!

Dann nimmt sie einen Napf hervor, in dem sich ein Stechapfeldecoct und „Schlangenstaub" befindet, und wirft ihn samt dem Inhalt in das Feuer. Durch dieses Opfer glauben sie sich

vor ansteckenden Krankheiten schützen zu können. Ähnliche Segnungen, die wohl zu den ältesten und schönsten gehören, und wie bei allen Völkern in Gebete verlaufen, welche von Zauberfrauen bei Opfern hergesagt werden, kennen auch die südungarischen ansässigen Zigeuner. Einfach und rührend sind diese Segnungen, die wie Laute kindlicher Unschuld erklingen und auf ein hohes Alter hinweisen. Eines der schönsten Sprüche dieser Art ist die Segnung, welche die Zauberfrau der südungarischen Zigeuner bei der Gelegenheit spricht, wenn ein Brautpaar in der Nacht vor dem Hochzeitstage zum nächstgelegenen Flusse geht, um den Wassergeistern ihr Opfer darzubringen. In dieser Nacht gehen nämlich Braut und Bräutigam zum nächstgelegenen Fluß oder Teich und stellen zwei brennende Kerzen am Ufer auf. Dieser Brauch gilt als ein Bittopfer für die Fruchtbarkeit der zu schließenden Ehe. Bläst der Wind das eine oder andere Licht aus, so gilt dies für ein böses Vorzeichen, und die Brautleute beeilen sich, Äpfel und Eier in das Wasser zu werfen, um dadurch die Wassergeister, die einen Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Ehe ausüben, für ihre eheliche Verbindung günstig zu stimmen. Bevor sich das Brautpaar zum Flusse begiebt, segnet diese Kerzen, Äpfel und Eier bei den südungarischen Zigeunern irgend eine Zauberfrau, indem sie dieselben mit Schlangen-, Stechapfelstaub und Eselsmilch begießt und gewöhnlich dies Gebet spricht:

Andro cero, gule devla,	Süßer Gott im Himmel oben,
Amen, tut ashareha;	Dich wir immer, immer loben
Tre cavenge de but jipen,	Deinen Kindern sollst du geben,
Bute baçt te sascipen!	Glück und Heil und langes Leben!
Ray sapengre andre paña,	Bist der Herr der Wasserschlangen,
Ray sapengre andre mala,	Bist der Herr der Erdenschlangen,
Trada lensa e miseça	Schütz' das Ehepaar vor Bösen,
Trada lensa coripena!	Sollst aus Not sie stets erlösen!
Andro cero ray, oh devla,	Herr im Himmel und auf Erden,
Amen tut ashareha,	Dich wir immer loben werden,
Cavenge de tu caben,	Gieb den Kindern Kindeskinder,
Balen, grayen, guruven!	Schwein' und Pferde, fette Rinder!
Bare cara de pedenge,	Gieb den Tieren saft'ge Weide,
Dukha menge ñani de!	Uns bewahr' vor Not und Leide!
Ray sapengre andre paña,	Bist der Herr der Wasserschlangen,
Ray sapengre andre mala,	Bist der Herr der Erdenschlangen,
Delas menge, ke hin menge;	Gabst uns Alles, was wir haben;

Andakode tut' ada den,	Senden dir d'rum diese Gaben,
Pçanda lancaha miseçen,	Bind' das Böse mit den Ketten,
Na de menge nascipen!	Uns aus Krankheit sollst du retten!
Andro cero ray, oh devla,	Herr im Himmel und auf Erden,
Amen tut ashareha!	Dich wir immer loben werden!

Oder sie betet:

Devla, mar' tu miseçen,	Gott, zermalme du die Bösen, [Dämonen]
Sastyar men tu nascipen!	Sollst aus Krankheit uns erlösen!
Aldiy' manusheskro sora,	Segne dieses Mannes Kräfte,
Aldiy' manusheskro kinda;	Segne Herr, du seine Säfte;
Aldiy', oh ray, ada romñi,	Segne Herr, du dieses Weib,
Ker tu, oh ray, ada phari!	Mache fruchtbar ihren Leib!
Sik tu, sik kalo sap,	Eile, eile schwarze Schlange,
Sik tu, sik parno sap,	Eile, eile weiße Schlange,
Nascipena tu trada,	Böse Krankheit du einfange,
Nascipena tu but' ça,	Böse Krankheit du auffresse,
Romes te romña the bistren,	Daß sie dieses Paar vergesse,
Romes te romña kimilyen,	Daß sie dieses Paar verschone,
Te tut sapes, asharen,	Daß es, Schlange, dich belohne,
Den tut pçuv te paña,	Wasser gebe dir und Erde
Te t'ro trupos lungeder th' avla!	Und dein Leib noch länger werde!

So unklar in diesen Gebeten auch manches sein mag, so ersieht man doch so viel daraus, daß die Zigeuner sich die Schlangen als Schutzdämonen dachten, die besonders bei Eheschließungen und Kindertaufen angerufen wurden, wobei die Zauberfrauen eine große Rolle spielten.

In Nordungarn z. B. versammeln sich die Verwandten und Paten vor dem Zelte oder in der Hütte des Täuflings, wo sie mit Branntwein und Brot bewirtet werden. Dieser Branntwein wird von einer Zauberfrau bereitet, indem sie reinem Spiritus eine gewisse Menge Wasser und gewisse Heilkräuter beisetzt. Diese Kräuter werden an bestimmten Tagen des Jahres von den Zauberfrauen gesammelt. Nach der Bewirtung der Gäste läßt der Vater, bei einigen Stämmen aber die Zauberfrau, aus einem Gefäße drei Tropfen Branntwein auf das Lager des Täuflings auströpfeln, und segnet ihn mit den Worten:

Yek te duy ca trin,	Eins und zwei sind drei,
Baçtales o cavo hin!	Glücklich stets du sei!
Odoy trin Urme avnás,	Die drei Urmen waren hier,

Shukaripen th' ávehás!
Láces piyen, piyen yon,
Piválylo akana som!

Gaben dir der Schönheit Zier,
Darum Jede trinken mag,
Wirt bin ich am heut'gen Tag!

Diesen Spruch muß der Vater, auf den Täufling blickend, der Zauberfrau nachsprechen. Nun opfert auch die Mutter diesen Schicksalsfräulein, indem sie drei Stückchen Brot der Zauberfrau übergiebt, welche diese auf das Lager des Säuglings wirft mit dem Spruch:

Odoy trin Urme avnás,
Shukaripen th' ávehás!
Shukar th' ávehás cavo,
Sasto th' ávehás cavo!
Láces çán, te çán mosht yon,
Pivalyeskro romñi som!

Die drei Urmen waren hier,
Gaben dir der Schönheit Zier!
Schön, gesund sollst stets du sein,
Süßes, liebes Bübchen mein!
Jede Fee jetzt essen mag,
Bin Wirtsfrau am heut'gen Tag!

Diese Worte werden von der Mutter des Täuflings nachgesprochen. Hierauf trägt die Zauberfrau den Täufling ins Freie, legt ihn auf die Erde und beschwört, mit einer Haselstaude oder mit einem neuen Holzlöffel rings um das Kind ein kreisförmiges Rinnsal in die Erde grabend:

Sár e pçuv ac sorales,
Ande lime baçtales!
Náñi t're vodyi dukhál,
Sâr ciriklo mindig sál!

So wie diese Erde,
Stark und groß du werde!
Bleib' dein Herz von Kummer frei,
Lustig wie ein Vöglein sei!

Nun streut sie ins Rinnsal rings um das Kind herum etwas Kohlenstaub oder auch „Schlangenpulver“ und murmelt den Bann:

Miseç yakha tut' dikhen,
Te yon taysa mudaren!
Dad, dayori the soven,
Ac ando pocivipen!
Taysa tu bárvályova,
Ac pro devla na pro benga!

Falsche Augen, die dich sehn,
Sollen bald zu Grunde gehn!
Schlafen Vater, Mutter dein,
Sollst du still und ruhig sein!
Wachse, wachse und gedeih',
Gott nur, nie dem Teufel sei!

Zu bemerken ist, daß dem Volksglauben der Zigeuner zufolge, die Erde dem Kinde Kraft und Stärke verleiht; so lange das Kind sich nur von der Mutterbrust ernährt, legt es die Mutter jedesmal, so oft sie den Donner rollen hört, auf die Erde, damit es „wachse und gedeihe“. Der in das Rinnsal gestreute

Kohlenstaub soll das Kind vor dem „bösen Blick“, der „Schlangenpulver“ vor den Krankheitsgeistern bewahren. — Verhält sich das Kind während dieser Zeit ruhig, so ist es ein gutes Zeichen, denn es wird sein Kindesalter ohne schwere Krankheiten überleben; weint es aber, so ist dies ein Zeichen, daß die Krankheitsgeister sich schon in seinem Leib befinden, von seinem Innern schon Besitz genommen haben, und nun vertrieben werden müssen. Um diese Austreibung zu bewerkstelligen, reicht die Zauberfrau dem ältesten anwesenden Manne über das Kind hinweg die Hand, worauf die Mutter ein Stückchen der aufbewahrten Nabelschnur in ein Kohlenbecken wirft, welches sie unter die Hände der Alten hält. Während der Rauch in die Höhe steigt, beten alle drei (die Zauberfrau, der Alte und die Mutter):

Dela, dela sastyar men,	Gott, du lieber, gieb uns Heil
Trada tu jiungiben,	Und beschütz' uns alleweil,
Ando gav, ando foros;	Überall du uns errette;
Das amen bare láncos,	Geben dir die schwere Kette,
Pçandá láhá nascipen,	Feßle du das Übel schnell,
The miseça mudaren!	Daß er weicht von dieser Stell'!

Dieser Spruch wird gewöhnlich neunmal hergesagt, worauf die Mutter den Inhalt des Kohlenbeckens in ein fließendes Wasser leert. Unter der Kette ist hier die Nabelschnur gemeint, die nach dem Volksglauben der Zigeuner die Kraft besitzt, böse Geister vom Kinde ferne zu halten; deshalb wird auch das Kind, sobald es krank ist, mit einem Stückchen von der aufbewahrten Nabelschnur geräuchert. Die Nabelschnur nennen die südeuropäischen Zigeuner: devleskero láncos = Gottes Kette, oder devleskero shelo = Gottes Seil.

Darauf treten unter der Führung der Zauberfrau die Geschwister des Täuflings (wenn solche vorhanden) oder fremde Kinder heran, und indem sie sich die Hände reichen, drehen sie sich um den Säugling im Kreise herum und singen mit der Zauberfrau das Lied:

Ciriklo ande besha	Vöglein du, dort in dem Wald,
Bute, bute silaba!	Singe, daß es weithin hallt!
Cigne, cigne cavores	Jetzt ein kleines, kleines Kind
Ligren ando gav siges;	Tragen sie ins Dorf geschwind;
Rashay leske del pañi,	Pfarrer ihm Wasser geben muß,
Devleske den akhori;	Geben Gott d'rum eine Nuß;
Sako e akhori del,	Jeder eine Nuß ihm giebt,
Devla cavores kamel!	Weil er dieses Kindchen liebt!

Dann wirft jedes Kind eine Nuß oder eine Haselnuß in ein Gestrüpp und wird dafür von den Eltern des Täuflings mit Brot und Speck, bisweilen auch mit Geld beschenkt, während (bei einigen Stämmen Nordungarns und Rußlands) die Zauberfrau die Kinder mit Kohlenwasser, dem Knoblauchsaft beigemischt ist, besprengt, damit „sie von den Krankheitsgeistern verschont bleiben“.

Der Täufling wird nun von der Zauberfrau in einem von ihr eigens dazu „bereiteten Wasser“, dem verschiedene Kräuter beigemengt sind, gebadet und in neue, nicht gebrauchte Windeln gehüllt, die bei einigen Zigeunerstämmen vorher über den Rauch brennender Stechapfelstauden gehalten werden. Während die Paten und die Eltern mit dem Täufling in der Kirche weilen, geht die Zauberfrau mit den zurückgebliebenen Frauen, die bei dieser Handlung ihre Schürzen hinten auf den Rücken binden zu einem hohlen Baumstamm, in welchem sie das Badewasser des Kindes gießt, um dadurch das Wachstum des Kindes zu befördern. Bei dieser Handlung spricht die Zauberfrau ihren Begleiterinnen gewöhnlich ein Gebet vor. Wir wollen eines der schönsten diesbezüglichen Gebete an dieser Stelle in genauer Verdeutschung mitteilen:

„Herr im Himmel, du lieber, süßer Gott im Himmel auf deinem goldenen Stuhle! Auf deinem goldenen Stuhle bei den sieben Bäumen des Himmels! Auf deinem goldenen Stuhle bei den sieben goldenen Bäumen auf den sieben Hügeln der Erde! Auf deinem goldenen Stuhle bei den sieben goldenen Bäumen auf den sieben goldenen Hügeln sitzend, blicke auf uns Arme herab! Dein goldenes Auge blicke auf uns herab und beschütze uns Arme! Wir leben wie die Vögel des Waldes, wir leben wie die Mäuse des Feldes! Giebst du uns keine Speise, giebst du uns keinen Trank, so müssen wir verhungern, so müssen wir verdürsten! Die weißen Leute (= Nichtzigeuner) geben uns nichts; sie geben uns nur verfaulte Speisen, sie geben uns nur faules Wasser, sie geben uns schwere Schläge!

Süßer Gott im Himmel auf deinem goldenen Stuhle, blick' mit deinem goldenen Auge auf uns Arme herab, und beschütze uns vor Unglück, Leid und Krankheit; gieb uns Kraft und Gesundheit, laß' uns gedeihen wie der Baum im Walde, wie die Blume in schwarzer (fetter) Erde, wie das Rohr im Sumpfe!

Laß' unsere Kinder wachsen und gedeihen; laß' sie stark werden, damit sie uns alte Leute vor den Fremden schützen; laß' sie uns lieben, so wie wir sie lieben!

Der Baum im Walde hat Blätter und er ist schön; wir haben Kinder und wir sind schön! Laß' uns unsere Schönheit, laß' unsere Kinder erstarken, wachsen und gedeihen! Süßer Gott im Himmel auf deinem goldenen Stuhl gieb dem jungen Kinde (dem Täufling) Glück und Heil, gieb ihm Gesundheit und Stärke, damit er als Mann so stark werde, wie deine sieben goldenen Hügel, damit er so wachse, wie deine sieben goldenen Bäume, damit es an Reichtum deinem goldenen Stuhle gleiche!"

In einem anderen Gebete, das unter den syrmischen Zigeunern verbreitet ist, heißt es:

„Der Regen fällt vom Himmel und die Bäume wachsen; die Sonne scheint auf die Erde und die Blumen blühen; der Wind kommt einhergezogen und die Bäume fallen; der Schnee kommt einhergezogen und die Blumen welken; süßer Gott, du blickst auf uns und wir gedeihen; die Dämonen kommen einhergezogen und wir sterben!

Süßer Gott, zieh' eine Kette um uns, damit die Bösen nicht uns nahen können; süßer Gott wirf einen Damm um uns herum auf, damit der Tod nicht nahen könne! Süßer Gott, laß' eine Hecke rings um uns erwachsen, damit uns Kummer und Leid nicht nahen könne!

Süßes Väterchen dort oben, zürne nie unserm Kindlein, gieb ihm Kraft und Stärke; gieb ihm gute Augen und starke Beine, laß es den weißen Hund (= Todeshund) in spätem Alter bellen hören! Laß' es lange leben, wie das Vöglein im Walde; laß' es gedeihen und sich vermehren, wie der Stechapfelsamen auf der Haide; laß' es erstarken, wie der Baum im Walde!

Drei Urmen kamen gezogen, haben ihm langes Leben versprochen; sieben Keshalyi sitzen im Walde und haben ihre Kinder verloren! Wir arme Leute loben dich, Väterchen im Himmel droben, wenn du das Kindlein uns nicht nehmen läßt! Wir geben dir Nüsse, wir geben dir Hirse; bewahre nur unser Kindlein!"

Dann wirft die Zauberfrau bei den syrmischen Zigeunern Hirse oder Kürbiskerne in ein fließendes Wasser. In einigen Dörfern Oberungarns zünden (laut Mitteilung des Zigeunermusi-

kanten Floris in Rosenau) die Weiber während der Taufhandlung ein kleines Feuer vor der Hütte oder vor dem Zelte an, in welches dann die Zauberfrau gewöhnlich Stechapfelsamen wirft. Über dies Feuer muß dann die Mutter bei ihrer Rückkehr aus der Kirche mit dem getauften Kinde hinwegschreiten, damit ihr während der Zeit des Säugens die Milch nicht versiege oder sie gar der Vogel Tscharana raube (s. Abschnitt I, S. 8.)

Hierauf legt bei einigen Zigeunerstämmen Nordungarns die Patin den Säugling mit den Füßen in die Hütte oder in das Zelt gekehrt, auf die Türschwelle, bezw. vor den Eingang des Zeltes, welchen Ort die Zauberfrau vorher mit Stechapfelsamenmehl bestreut hat Die Patin sagt:

Sastes ac tu taysa, Na jia miseçensa!	Bleib' du hier gesund und heil, Nicht geh' du mit den Bösen weg!

D. h. du sollst nicht von Krankheit weggerafft werden. Nun streut die Zauberfrau ebenfalls Mehl von Stechapfelsamenkernen in die vier Ecken der Wohngelegenheit und übergiebt den Täufling dem Paten. Dieser legt nun den Säugling in die vier Ecken und sagt hierbei jedesmal:

Káte laces tu sova, Miseçes tradel devla!	Ruhig schlaf' du immer hier, Gott abwend' das Übel von dir!

Er tut dann das Kind auf den Herd oder die Feuerstätte, wohin vorher die Zauberfrau Hasenfett und Gänsefett gegossen hat. Der Pate sagt nun:

Tates taysa ac tute, Tatipen oh devla de!	Warum du es stets hier habe, Gott mit Wärme dich erlabe!

Neugeborene Kinder werden bei den meisten Zigeunerstämmen Mitteleuropas gleich nach dem ersten Bade von einer Zauberfrau mit Hasen- und Gänsefett eingerieben. Es herrscht nämlich der Volksglaube, daß Hasenfett den Körper gegen die Hitze, Gänsefett aber gegen die Kälte unempfindlich mache.

Zuletzt legt der Pate den Täufling auf die Stelle hin, wo die Familie die Mahlzeiten gewöhnlich zu verzehren pflegt, und während die Zauberfrau einige Brot- und Fleischkrümchen und einige Tropfen Branntwein auf den Leib des Säuglings fallen läßt, spricht der Pate:

Marikli te lace mas,	Nie an Fleisch und weißem Brot
Bute tute the avlas!	Sollst du Patchen, leiden Not!

Nun wird das Kind von der Zauberfrau allen Anwesenden zum Kusse dargereicht, um „ihm langes Leben einzuhauchen“ (bare jipen del oder: bare jipen the pçurdel).

Gleich nach diesen Taufceremonien wird die Kunst der Zauberfrau von Leuten in Anspruch genommen, die wissen wollen, in welcher Richtung sich ein ihnen gestohlenes Gut befindet. Es herrscht nämlich der Glaube, daß die Säuglinge gleich nach der Taufe, bevor sie noch nach dem Taufakt die Mutterbrust genommen haben, eine besondere Weissagungsgabe besäßen. Um nun zu erfahren, in welcher Richtung sich das betreffende gestohlene Gut befindet, so trägt die Zauberfrau einen solchen Säugling zu einem Flusse, hält ihn dicht über den Wasserspiegel und murmelt den Spruch:

Pen mánge, oh Nivásheyá,	Nivashi heb' des Kindes Hand,
Cáveskro vástehá,	Damit es zeige mir das Land,
Kay hin m'ro [gray]!	Wo ich mein [Pferdchen] find'!
Ujes hin cávo:	Rein ist dies Kind:
Ujes sár o kam,	Rein wie die Sonne,
Ujes sár páñi,	Rein wie das Wasser,
Ujes sár cumut,	Rein wie der Mond,
Ujes sár legujes!	Rein wie das Reinste!
Pen mánge, oh Nivásheya,	Nivashi heb' des Kindes Hand,
Cáveskro vástehá,	Damit es zeige mir das Land,
Kay hin m'ro [gray]!	Wo ich mein [Pferdchen] find'!

In welcher Richtung nun der Säugling zufällig sein Händchen bewegt, in der Richtung ist der Dieb und das gestohlene Gut zu suchen. Oder sie legt den Säugling an den Flußsand nieder, beugt sich über ihn und murmelt den Spruch:

Brishind, brishind per' tu;	Regen, Regen falle;
Kam, oh kam tatyara,	Sonne, Sonne scheine;
Cavoro, tu asa;	Kindlein lache, lache;
Cavoro, tu rova!	Kindlein weine, weine!
Efta Nivasha	Der Nivashi sieben,
Les tradena,	Haben ihn vertrieben,
Ko N. N. grayes	Der des N. N. Pferdchen
Yis cordyas!	[Gestern] hat gestohlen!
Les amen pçanden,	Wollen ihn nun fangen,
Grayes men roden,	Wollen uns das Pferdchen hohlen,

Bereçteskro poreha tçuvanen,	Mit Wachtelfedern räuchern,
Angaraha andrerispen,	Mit Kohlenstaub bestreuen!
Grayes akaren,	Wollen nun das Pferdchen finden,
Fõsiyeha les pçanden,	Wollen Weidenruten binden,
Te la upre pçanden	Wollen sie auflösen,
Te miseçes may maren!	Und vernichten den Bösen!
Brishind, brishind per' tu,	Regen, Regen falle,
Kam, oh kam tatyara;	Sonne, Sonne scheine;
Cavoro, tu asa,	Kindlein lache, lache!
Cavoro, tu rova!	Kindlein weine, weine!

Lächelt nun das Kindlein während des Hersagens dieses Zauberspruches, so ist der Dieb ein Verwandter oder Bekannter des Bestohlenen und das gestohlene Gut befindet sich in der Nähe; weint aber das Kind, so ist der Dieb ein Fremder und das gestohlene Gut ist weit von dem Orte entfernt. Zu bemerken ist, daß die Wachtel von den Zigeunern neben der Benennung: bereçto, füryo auch ciriklo bengeskro = „Teufelsvogel" genannt und ihr dämonische Eigenschaften zugeschrieben werden; besonders sollen sich die Nivashi-Töchter gerne in Wachteln verwandeln und als solche den Tag auf dem Felde zubringen, in der Nacht aber das Getreide wegstehlen. Um sie vom Getreide fernzuhalten, ist es gut, bei der Aussaat in die vier Ecken des Feldes Teile von einer Wachtel oder wenigstens Federn einer schwarzen Henne, die noch nie gebrütet hat, zu vergraben. Wer eine solche, in eine Wachtel verwandelte Nivashi-Tochter fangen kann, und das Brustbein derselben ißt, das stets rot gefärbt sein soll (während dies bei gewöhnlichen Wachteln nicht rot ist), — der wird sehr klug; daher die zigeunerische Redensart: „Er hat Wachtelknochen gegessen!" (bereçtengre kokala çalyas.) Solche Wachteln „vergiften auch die Kräuter". Giebt z. B. eine Kuh ihre Milch mit Blut untermischt von sich, so hat sie auf der Weide vom „vergifteten Wachtelkraut" gefressen, das für alle kräuterfressenden Tiere schädlich, ja töttlich ist. In solchen Fällen soll man die Milch auf ein Feld gießen, wo Wachteln anzutreffen sind und eine Handvoll Hirse mit den Worten zwischen die Ähren streuen:

Kate den rata,	Hier habt ihr das Blut;
Laces na avna!	Es ist nicht gut!
Tumen pusata den,	Hier habt ihr Hirse auch,
T're pera perden!	Füllt eu'ren Bauch!

Jesusheskro rayeskra rat,	Unseres Herrn Jesu Christi Blut
Çashnoses hin,	Ist nützlich allein,
Ac ada amensa!	Das soll bei uns Allen sein!

Was nun die oben erwähnten „Weidenruten" anbelangt, so ist zu bemerken, daß in der Zeit, wo der Säugling am Flußufer liegt, und die Zauberfrau den oben angeführten Zauberspruch hersagt, die bestohlene Person die Zweige einer Weide in Knoten schlingt, und dann dieselben dreimal anspeiend, mit den Worten aufbindet: „Ich binde das Glück des Diebes auf!" (Me avripçándav coreskro báçt!) Dies Vorgehen hängt wohl mit dem Glauben zusammen, der unter den Zigeunern Europas weit verbreitet ist, daß Knoten, die man bisweilen an den Ruten der Weiden gewahrt, von den Urmen geschlungen werden, und wer sie aufbindet, sein oder desjenigen Glück aufbindet, auflöst, an den er eben dabei denkt. —

Mit einigen Blutstropfen eines Säuglings werden auch neue Zeltstangen besprengt, um böse Geister vom Zelte fernzuhalten. Einige Zigeunerstämme wenden hierzu auch Jungfrauenblut an.

Dies führt uns zum Zauber mit menschlichen Körperteilen über.

* * *

Ulrich Jahn[1]) sagt bezüglich des weitverbreiteten, ja beinahe allen Völkerschaften der Erde bekannten Zaubers mit menschlichen Körperteilen folgendes: „Wenn wir unter einem ‚abergläubischen' Brauche im weitesten Sinne des Wortes einen Brauch verstehen, in welchem einem Gegenstande, einer Handlung, einem Zustande, einem Naturvorgange, einem Worte eine Wirkung beigelegt wird, welche dieselben aus Vernunftgründen nicht haben können, so treten bei dem Volke an die Stelle der Vernunftsgründe instinktive Glaubensvorstellungen, die nun einmal vorhanden sind, und mit deren Dasein gerechnet werden muß. Zu den vorzüglichsten darunter gehört einmal die Vorstellung, welche man sich von dem Verhältnis des Teiles zum Ganzen macht. Man nimmt nämlich an, daß der Teil, auch der allerkleinste, alle Eigenschaften und Kräfte in sich

---

[1]) In den Verhandlungen der „Berliner anthropologischen Gesellschaft" (Sitzung vom 7. April 1888, S. 191).

birgt, welche dem Ganzen innewohnen, und, was das Wunderbarste dabei ist, selbst dann noch, wenn er räumlich auch von diesem getrennt ist. Leidet das Ganze, so wird auch der Teil, ganz gleich, ob er noch mit jenem äußerlich im Zusammenhang steht oder nicht, in Mitleidenschaft gezogen, und umgekehrt: leidet der Teil, so leidet mit ihm das Ganze. Eine andere derartige Glaubensvorstellung ist der Glaube an die Möglichkeit der Abwehr von und Errettung aus Unglück und Gefahren, der Tilgung einer Schuld u. s. w. durch die Darbringung eines Opfers. Im Zusammenhang damit steht drittens der Glaube an den Übergang göttlicher Wunderkraft auf das Opfer, da es der Gottheit dargebracht wurde und diese sich gewissermaßen in ihm verquickt hat."

Auf diesen Glaubensvorstellungen fußt auch der Zauber mit menschlichen Körperteilen, der von den „Zauberfrauen" der Zigeuner überall und bei jeder Gelegenheit in ausgedehntester Weise betrieben und angewendet wird. Ich will hier nur einiges und zwar das Wichtigste aus dem Gebiete zigeunerischer Zauberkunde mitteilen, wie ich solches zu beobachten häufig genug Gelegenheit hatte.

Wir gehen auf einzelne Bräuche über, die mit den Haaren in Zusammenhang stehen. Der Zigeuner läßt sich höchst selten und auch dann nur bei zunehmendem Monde die Haare schneiden, weil er glaubt, daß er sonst kahlköpfig oder Kopfweh bekommen werde. Wer bei zunehmendem Monde mit der linken Hand gegen die Strömung geschöpftes Flußwasser auf sein Haupt gießt, bekommt mit der Zeit einen dichten Haarwuchs; wer aber im Mondschein barhaupt schläft, verliert seine Haare oder wird vor der Zeit „weißköpfig". So erzählt eine Sage des Zigeunerstammes Leïla, daß vor vielen Jahren einer ihrer Häuptlinge von seiner Frau, mit der er in stetem Unfrieden lebte, dadurch kahlköpfig gemacht wurde, daß sie ihm, während er schlief, die Mütze wegstahl, seine Haare mit Dachsfett besprengte und die Zeltleinwand bei Seite schiebend, den Neumond aufs Haupt des Gatten scheinen ließ. Dieser wurde gar bald kahlköpfig uud ward infolge dessen seiner Würde entsetzt. Eine Glatze zu haben, gilt für eine Schande und für ein Zeichen geistiger Beschränktheit; daher die Redensart: „Haarloser Kopf, kopfloser Mann" (Bibalengro shero, bisherengro gadsio).

Schon beim Neugeborenen sorgt die amtierende Zauberfrau für den künftigen Haarwuchs, weil dem Volksglauben der Zigeuner gemäß sich nach dem Tode jeder Kahlköpfige in einen Fisch verwandelt und so lange in dieser Gestalt verbleiben muß, bis er so viel Haare sich sammeln kann, als für einen regelrechten menschlichen Kopf nötig sind, damit ein Verstorbener ins „Totenreich" eingehen könne. Lange jedoch dauert es, bis ein verstorbener Kahlköpfiger in Fischgestalt so viel Haare sich sammelt, weil er während jeder Mondphase nur ein Haar findet. Fangen die siebenbürgischen Zigeuner einen Fisch, so werfen sie einige ihrer Haare in das Flußwasser, damit der Fisch „gesühnt sei". Gleich nach dem ersten Bade und der gebräuchlichen Einreibung mit Öl, Schmalz oder Butter wird von der Zauberfrau die Stirne und das Genick des Neugeborenen halbkreisförmig mit einer von ihr eigens dazu verfertigten Salbe bestrichen, die eben zur Förderung des künftigen Haarwuchses dienen soll. Diese Salbe, welche den mir unerklärlichen Namen bárçáli hat, wird von den Zauberfrauen bei Neumond und unter Hersagen gewisser Formeln auf folgende Weise bereitet: Sie nimmt einige Haare vom Haupte des Vaters und der Mutter des betreffenden Kindes, läßt dieselben zu Staub verbrennen, welchen sie dann einem Brei beimischt, der aus Bohnen und dem Blute einer Kuh besteht. Die Bohnen sollen nebenbei auch die Vermehrung des Geschlechtes des Neugeborenen für die Zukunft wahren. Ist das Kind aber ein Mädchen, so wird dem Kuhblute statt Bohnen eine Handvoll Hirse oder Kürbiskerne oder Sonnenblumensamen beigemischt, weil zigeunerischem Volksglauben gemäß die Weiber, die mit Bohnen häufig in Berührung kommen, nie Mütter werden. Zahlreiche Formeln kennen die Zauberfrauen, die sie während der Zubereitung dieser Salbe herzusagen pflegen; eine der verbreitetsten ist folgende:

1. Das Wasser fließt, es steht der Wald, es geht der Mond; Haare wachsen auf dem Kopf; sind des Menschen Wald; Weiße Urmen kommet her, helfet mir! Es lebt ein Kind, und wenn es stirbt: nicht werde es ein Fisch! (E pañi thavdel, o besh beshel, jal a cumut; bála barvalyon upro shero, yon hin manushengro besh! Parne Urma áven, sastyaren mange! Jidel yek cavo te kana merel, ná ávlá máco!)

Während sie diese Formel hersagt, verbrennt sie die Haare

vom Haupte der Eltern des Kindes zu Staub, den sie dann dem Brei aus Bohnen und Kuhblut mit den Worten beimischt:

2. Mann und Frau gingen im Walde, fanden eine Bohne! Bohne gab ihnen ein Kindlein! Kindlein war kahlköpfig; da kam eine Kuh und gab ihr Blut! Kindlein bekommt nun Haare, wenn die Urmen so wollen! (Rom te romñi janena ando besh, arakena yek bobo! Bobo delas lenge yek cavoro! O cavoro ávlas bibalengro; akana avelas yeka guruvñi te delas lenge leskro rát! Ćavoreske ávna bála, kana Urma kade kamen!)

Hat sie nun den Brei gehörig umgerührt, so sagt sie den dritten und letzten Teil der Formel her:

3. Drei Fräulein (Urmen) sitzen im Walde und lachen und lachen; sie geben dem Kindlein Haare, schöne und lange! Sie geben dem Kindlein bald Kinder, den Kindern auch Kinder! Seid gelobt ihr drei Fräulein und helfet uns Armen! (Trin ráñora beshen ando besh te asen te asen; yon den cavoreske bála, shukara te lunga! Yon den cavoreske mayd cavora, cavorenge the cavora! Sán ashardé, oh trin ráñora te sastyaren amenge, corenge!) —

Abgeschnittenen oder ausgefallenen Haaren wird eine große Sorge zu teil. Werden diese Haare von den Vögeln zum Nestbau verwendet, so bekommt der Betreffende anhaltende Kopfschmerzen, von denen er nur dann loskommen kann, wenn er bei abnehmendem Monde sein Haupt mit Eidotter einreibt und es dann in fließendem Wasser abspült; ferner einige seiner Haare, in eine Speise gemischt, einem weißen Hunde zu fressen giebt, wobei er die Worte hersagen muß: „Wer meine Haare gestohlen hat, den koche ein Mulo — wenn er ein Mensch ist; hat mir die Haare ein Tier gestohlen, so soll es dieser Hund verzehren; hat meine Haare ein Fisch gestohlen, so soll er wie dies Ei zerfließen! (Ko m're bála cordyás, adáles yek Mulo the kiradyás, — kana yek manush hin; the mange e bála yek pedo cordyás, akána ada jiuklo ćavlyás adáles; kana m're bála yek maco cordyás, akána sar ada yandro teleperdyás!) Wenn solche ausgefallene oder abgeschnittene Haare von einer Schlange in ihr Loch getragen werden, so bekommt der Betreffende den Haarschwund, der so lange andauert, bis seine Haare im Schlangennest verfault sind. Um diese Fäulnis zu befördern und dadurch den Haarschwund zu heben, nimmt die Zauberfrau Igelfett und

ausgefallene Haare des Kranken und wirft dies in einen Igelbau; frißt der Igel davon, so heilt der kranke Haarwuchs. Auf Haare, die auf dem Wege liegen, soll man nicht treten, denn sie können von einem Kranken herrühren, wodurch man selbst in Krankheit verfällt. Haare, die an des Menschen Kleidern hängen, soll man verbrennen oder in fließendes Wasser werfen, weil dadurch eine Verhexung, die ein Feind dem betreffenden Menschen antun wollte, gehoben wird. Will die Ehefrau ihren Gatten an sich fesseln, so nimmt sie einige ihrer Haare und sucht dieselben an die Haare ihres Gatten zu binden; dies Verfahren wird dreimal — jedesmal bei Vollmond — vorgenommen; dadurch soll der Mann stete Zuneigung zu seiner Gattin erhalten. Tut dies aber ein fremdes Weib einem Bräutigam am Hochzeitstage an, so verläßt ihn die „Kraft". Deshalb „soll sich der junge Ehemann in den neun ersten Tagen seiner Ehe allabendlich Bart- und Haupthaar tüchtig durchkämmen. Damit er vor jeder Verhexung in den ersten Tagen der Ehe sicher sei, so soll er in diesen Tagen stets auf einen Lappen von einem Kleidungsstück seiner jungen Gattin das Wasser abschlagen. Schwangere Frauen tragen rote Haare (Bart- oder Kopfhaare) in ein Säckchen genäht, am bloßen Leibe, damit „keine Gefahr für Mutter und Kind erwachse" (Nani bibaçt dayake te rakleske hin). Glück und Wohlergehen (baçt te barvalyipen) bedeuten rote Haare und werden mit dem sonderbaren Namen „Haare der Sonne" (bála kámeskro) belegt. Erscheint einem Manne im Traume gar zu häufig ein Weib, das er früher vielleicht geliebt hat, so muß die Zauberfrau einige seiner Bart- und Haupthaare in alte Schuhe einnähen und dieselben einem Bettler schenken. Träumt man von Todten gar zu häufig, so ist es eben „gut, seine Fußbekleidung wegzuschenken". Der englische Volksglaube (mitgeteilt von A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 7, 438, No. 37) sagt: Einmal im Leben muß man einem Armen ein Paar Schuhe schenken; denn sonst muß man nach dem Tode über einen weiten dornbewachsenen Raum gehen. Der verwitwete Zigeuner aber glaubt, daß seine verschiedene Frau ihm „das Herz stehle" (vodyi the corel), d. h. ihm in einer neuen Ehe „nicht Ruhe und Glück gebe" (povicipen te baçt the del), wenn er nicht einem „Armen" (coro) am Jahrestage des Hinscheidens seiner „Gemahlin" (raňi) seine Fußbekleidung hinschenkt, in die er aber zuvor von der „Zauberfrau" Haare des

„neuen Weibes“ hat einnähen lassen. Wenn ein Witwer sich ein „neues Weib“ (neve romñi) nimmt, so ist es gut, am Hochzeitstag Bart- und Haupthaar abscheeren zu lassen und dasselbe zu verbrennen. Leute, die ihr Lager zu bewässern pflegen, sollen dem zigeunerischen Volksglauben gemäß, 19 Haare ihres Hauptes an einem Kreuzwege verbrennen und die zurückgebliebene Asche verzehren. Kindern, die ihr Lager bewässern, giebt die Mutter einige ihrer Haare ins Wasser gemischt zu trinken, nachdem sie dieselben vorher mit Fischschuppen zusammen zu Staub gebrannt hat. Leidet ein Kind an Bauchschmerzen, so nähen die Zigeunermütter einige ihrer Haare in das Windeltuch des Säuglings und geben ihm einige Haupthaare pulverisiert in einem Aufguß von Hollunderbeeren (yakhori bengeskro = Teufelsäuglein) zu trinken.

Von ausgefallenen oder ausgezogenen Zähnen, Nägeln, gilt dem Volksglauben gemäß beinahe dasselbe. Am Freitag abgeschnittene Nägel oder Zähne, die an diesem Tage ausgefallen sind, soll man ins Feuer werfen und dann die abgekühlte Feuersglut dem Futter der Tiere beimengen; dadurch werden dieselben vor reißenden Tieren bewahrt. Kindern, die nicht „gedeihen“ (barvályonen) wollen, wird solche Asche von Finger- und Fußnägeln ebenfalls in die Speise gemischt. Bruchleidende und solche Leute, die einen Kropf haben, sollen bei abnehmendem Monde zu einer „Zauberfrau“ gehen und von jedem Nagel an Hand und Fuß sich etwas abschneiden lassen, ebenso von den Haaren, die über dem Wirbel (kaykakro) wachsen; all' dies sollen sie dann in ein Säckchen nähen und in das Bohrloch eines Baumes schieben, das mit Wachs verschlossen wird. Sobald das Loch mit frischer Borke überwachsen ist, verheilt auch des Betreffenden Schaden. Unfruchtbare Frauen sollen dasselbe Mittel gebrauchen, jedoch bei zunehmendem Monde. Schweißfüße werden von Zauberfrauen ebenfalls so geheilt, daß Nägel vom Fuße des betreffenden Patienten auf einem Kreuzwege bei abnehmendem Monde verbrannt werden und dabei der Spruch hergesagt wird:

Cumut, cumut jál, tu já,	Mond, Mond, du gehst,
Te náscipen dureder já!	Und die Krankheit weiter geht!
Ko pro talpa mange hin	Was ich unter der Sohle habe,
Tute, tute hin!	Dir, ja dir, es gehöre!

Barvalyipen upro punro	Das Wachstum unter meinem Fuße
Tu ná de mange,	Das nicht gieb mir,
Dav me tute	Gieb du mir
M'ro sascipen!	Mein Heil!

Ist ein Säugling kränklich, leidet er besonders an Bauchgrimmen, so nimmt man ihm von iedem Nagel an Hand und Fuß etwas, giebt dazu trockenen Füllenmist und räuchert damit das Kind.

Der erste Kinderzahn, der ausfällt, wird der „Zauberfrau" des betreffenden Stammes übergeben, damit sie diesen Zahn ins Feuer werfe und dadurch die legitime Aufnahme des Kindes in den Stamm gleichsam „besiegele" (lyilyakren cavores). Haare und Fingernägel des Kindes werden bei den türkischen Wanderzigeunern ins Feuer geworfen, wenn der erste Haarschnitt vorgenommen wird, d. h. das Haupt des Kindes feierlich geschoren wird und dazu die „Taufpaten" geladen sind.

Bei dieser Gelegenheit schneidet eben die Zauberfrau die Fingernägel des Kindes ab, giebt sie den Taufzeugen (koma) oder deren Stellvertretern und fordert sie auf, dreimal im Kreise ums Feuer herumzugehen und dann die Nägel des Kindes in die Glut zu werfen.

Bei schweren Geburten hält man bei den südungarischen und serbischen Zigeunern gar viel darauf, wenn die „Zauberfrau" durch einen „Zauberpulver" (covalkro praho) das Niesen der Patientin erwecken kann. Dieser Pulver wird aus Zwiebelschalen, Kinderzähnen und den Spitzen des gemeinen Beifuß' (Artemisia) bereitet. Fischleber und Fischgalle, der Pulver von ausgefallenen Zähnen der Schwangeren, zu einem Brei vermengt, wird bei den siebenbürgischen Zigeunern dem kreisenden Weibe auf den Bauch gelegt. Ein ungetauftes Kind zu küssen, gilt für ein Mittel, das schwangeren Weibern die heftigsten Zahnschmerzen zu stillen im Stande ist. —

Was nun den Zauber mit den übrigen Körperteilen anbelangt, so müssen wir denselben aus Raummangel bei Seite lassen, besonders weil dazu die Mitwirkung einer Zauberfrau nicht nötig ist, und wir in den folgenden Abschnitten dergleichen Zauber ohnehin in reichlichem Maße antreffen. Es handelte sich hier vor allem darum, das Wesen und den Wirkungskreis der Zauberfrauen der Zigeuner darzulegen.

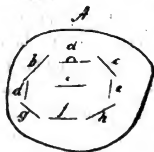
IV.

Amulete, Zauberapparate, Grab- und Totenfetische.

Mit dem Glauben an die geheimnisvolle Macht der Zauberfrauen hängt eng zusammen der Glaube der Zigeuner an die eigene Kraft, welche Amuleten, Zauberapparaten und Fetischen inne wohnt. Von ihren mannigfachen Erscheinungsformen können hier nur einige einzelne, und zwar nur auffälligere, besprochen werden, soweit eben dieselben zur Ergänzung der vorhergehenden Abschnitte dienen.

Gleich nach seinem Eintritte in die Welt wird das Kind durch Amulete vor dem Einfluß der Krankheitsgeister geschützt. Ein rotes Bändchen oder eine Schnur roter Perlen wird dem Kinde gleich nach dem ersten Bade um den Hals gehängt. Eigentümlich geformte Steinchen, kleine Muscheln und Münzen werden den erwachsenen Kindern in die Haare geflochten, um sie vor Bezauberung und Beschreiung zu schützen, während erwachsene Leute ohne Unterschied des Geschlechtes bei wichtigen Unternehmungen sich Stechapfelsamen in die Fußbekleidung schütten, damit „böse Geister“ nicht an ihren Sohlen haften bleiben. Kleine Holztäfelchen, aus Lindenholz geschnitten und am bloßen Leibe getragen, bewahren den Besitzer vor ansteckenden Krankheiten. Fingerringe, aus Eselsschwanzhaaren geflochten, „verleihen eine glückliche Hand (den yek baçtalo vast). Wer sich gerne mit Weibern abgiebt, der trage eine Schnur aus Eselshaaren geflochten, um seinen linken Oberschenkel geschlungen, und Frauen, die den Anfechtungen der Männer entgehen

wollen, sollen Bohnen, an eine Schnur gereiht, jedesmal bei Neumond um den bloßen Leib geschlungen tragen. Einige Stechapfelsamenkörner bei sich zu tragen, ist für Jedermann nützlich; denn diese Körner werden von den Hexen gemieden. Stechapfelsamen (peshosheskro), dessen Pflanze sich erst mit der Ankunft der Zigeuner in Europa verbreitet hat, wird auch bei der Prophezeiung mit der sogenannten Zaubertrommel (covácaneskro buçlo) angewendet. Diese „Zaubertrommel" ist eine trommelähnliche Schachtel ohne Boden, deren Deckel durch eine dünngegerbte Tierhaut ersetzt ist. Die Haut ist mit Strichen versehen, von denen jeder eine besondere Bedeutung hat; beim Wahrsagen werden nun auf diese Haut 9 bis 21 Körner vom Stechapfelsamen gestreut und durch eine bestimmte Anzahl von Schlägen, je nach der Anzahl der Körner (9 bis 21), vermittelst eines kleinen Hammers an die Seitenwand der Trommel in Bewegung gesetzt. Auf und zwischen welche Striche diese Stechapfelkörnchen nun zu liegen kommen, wird auf Genesung oder Tod, Glück oder Unglück u. s. w. geschlossen. Die gebräuchlichste und einfachste Zaubertrommel, deren sich die südungarischen und siebenbürgischen Zigeuner zu bedienen pflegen, ist die, deren Fell neun Striche hat, die — wie aus folgender Figur ersichtlich, also zu liegen kommen:



Die Seite *A* wird der Wahrsagerin zugekehrt, weshalb auch der Strich *a*, der „Glück" (baçt) heißt, durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben ist. Der Strich *b* heißt „Unglück" (bibaçt); der Strich *c* hat den Namen „Wasser" (pañi), und *d* heißt „Feuer" (yak); *e* heißt „Hochzeit" (biya); *f* trägt den Namen „Freund" (narodos); *g* heißt „Krankheit" (nasvályipen); *h* heißt „Tod" (meriben); und *i* heißt „Liebe" (kamaben). Es werden nun neun Stechapfelkörnchen auf das Fell aus einer gewissen Entfernung geworfen und mit der linken Hand vermittelst des kleinen Hammers oder in Ermangelung eines solchen mit der Handfläche durch neun Schläge auf die Seitenwand der Zaubertrommel in Bewegung gesetzt. Kommen z. B. alle Stechapfelsamenkörner innerhalb der Striche *b c g h* zu stehen, so hat die betreffende Unternehmung Erfolg, besonders wenn drei Körnchen innerhalb der

Striche *a d e f* zu liegen kommen; fallen zwei davon in den Baum zwischen *a i*, so ist beim Unternehmen eine Frau behilflich; fallen aber zwei Körnchen zwischen *i f*, so hat ein Mann die Hand im Spiele. Fallen aber alle oder die meisten Stechapfelkörner außerhalb der Striche *b c g h*, so ist Mißerfolg, Unglück, Tod u. s. w. zu erwarten. Um die ganze Art und Weise der Wahrsagerei aus den verschiedenen Lagen dieser Stechapfelsamenkörnchen darzustellen, würde selbst der einem ganzen Buche zugemessene Umfang kaum ausreichen. Diese „Zaubertrommel“ scheint nur noch in Ungarn und Siebenbürgen im Gebrauch zu stehen; serbische, türkische und russische Zigeuner kennen sie nicht; wie denn überhaupt die ungarländischen Zigeuner mehr Zauberapparate kennen und benutzen, als die anderen Zigeunerstämme Europa's. —

Die Auffassung der Maus als Unheils- und Todesbote, veranlaßte vielleicht vor vielen Jahrhunderten die Zauberfrauen der Zigeuner zur Verfertigung eines zwar einfachen, aber in seiner Anwendung höchst eigentümlichen Apparates, der also hergestellt wird: In der Johannisnacht wird eine Haselrute abgeschnitten, die beiden Enden derselben mit einander durch einen roten Zwirnfaden fest verbunden, so daß die Rute eine kreisähnliche Figur bildet. Dieser Haselreif wird nun mit Fellen von Mäusen, die in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr gefangen werden, so überzogen, daß neben je ein noch mit Haaren besetztes Mäusefell je ein der Haare ganz und gar entblößtes Fell zu liegen kommt, so daß die also zusammengesetzte Kreisfläche die Ähnlichkeit eines Schachbrettes hat. Diesen Apparat nennen die Zeltzigeuner mishcerça (wohl von misha = Maus und cerça = Zelt); also Mauszelt). Will nun Jemand erfahren, ob ihm dies oder jenes Leid ein gewöhnlicher Mensch oder eine Hexe (holyipi, s. Abschnitt V.) zugefügt habe, so geht er zu einer Zauberfrau (covalyi), die einen solchen aus Mäusefellen bereiteten Apparat (mishcerça) besitzt. Er muß nun den kleinen Finger seiner linken Hand mit einem neuen, nie gebrauchten Messer so tief ritzen, daß die Zauberfrau einige Tropfen seines Blutes in einen dünnen Federkiel auffangen kann, dessen untere Öffnung sie mit dem kleinen Finger ihrer linken Hand verstopft. Ist der Federkiel ungefähr bis zur Hälfte mit Blut gefüllt, dann hält sie ihn über die Mäusefelle, bläst durch die obere, freie Öffnung hin-

ein, und indem sie die nach unten, gegen die Mäusefelle gekehrte, mit ihrem Finger verstopfte Öffnung, durch ein rasches Wegziehen des Fingers frei macht, — wird das Blut Sprühregengleich über die fellbedeckte Scheibe verstreut. Kleine Blutstropfen werden auf den enthaarten Mäusefellen bemerkbar, und nur diese werden in Betracht gezogen; die auf die haarigen Felle gefallenen Blutstropfen „zählen nichts" (nañi keren). Nun zählt die Zauberfrau die auf die enthaarten Felle gefallenen Blutströpfchen ab und giebt dann, aus der Anzahl und der Lage dieser Tropfen den Schluß ziehend, die gewünschte Auskunft. Gar oft wird diese mishcerça auch bei unverhofft eingetretenen Erkrankungen zu Rate gezogen und dem Kranken durch den Schnitt in den kleinen Finger seiner linken Hand unnötige Schmerzen verursacht. Ich selbst war während meiner ersten „Zigeunerfahrt" Zeuge davon, daß die Zeltzigeuner in ihrer bangen Neugierde, die Zukunft zu erforschen, selbst Sterbende nicht verschonen. Ein Greis, Namens Petru Piku, des siebenbürgischen Zeltzigeunerstammes ‚Kukuya', erkrankte eines Vormittags plötzlich, nachdem er am Morgen noch rüstig und wohlauf die Wanderfahrt mit seiner Truppe angetreten hatte. Am Abend desselben Tages lag er schon im Sterben. Seine Angehörigen waren nun vollkommen überzeugt, daß „ihm eine Hexe das Leben rauben wolle" (holyipi leske jipen kamel the corel), ließen ihm Blut aus dem linken Finger und eine Zauberfrau sprengte dasselbe auf die mishcerça. Schauerlich war es anzusehen, wie der sterbende Greis, als man ihm in den Finger schnitt, in Zuckungen verfiel und bald darauf verschied. —

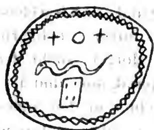
Zu ähnlichen Zwecken und fast ausschließlich nur, um das Wirken der Hexen zu bestimmen und dieselben in ihrer schädlichen Tätigkeit künftighin zu hemmen, dient den südungarischen und serbischen Zigeunern auch ein anderer Apparat, der aus zwei Wieselfellen hergestellt wird; das kleinere wird enthaart und trichterförmig zusammengenäht, dann in das größere, nicht enthaarte Wieselfell gesteckt, so daß das Ganze einen doppelten, communicierenden Trichter bildet. Will nun Jemand erfahren, ob ihm oder seinem Haushalt eine Hexe dies oder jenes Leid zugefügt habe, und er sie dafür züchtigen möchte, so geht er zu einer Zigeunerin, die ihn sein Wasser in den innern Trichter abschlagen läßt; dann wird der Apparat von dem Beschädigten

an einem einsamen Orte abends an einen Baumast gehängt, und zwar mit den Worten: „Wie viel Tropfen drinnen, so viel zentnerschwere Steine mögen auf dein Haupt fallen!“ Zu bemerken ist, daß der innere Trichter unten eine Öffnung hat, durch welche er mit dem äußeren in Verbindung steht; das äußere, behaarte Fell ist aber unten zugenäht. Am nächsten Morgen sucht der Beschädigte noch vor Sonnenaufgang den Apparat auf, und findet er, daß das Wasser aus dem inneren Trichter in den äußeren hinübergesickert ist, so kann er vollkommen überzeugt sein, daß das ihm oder seinem Hauswesen zugefügte Leid von einer Hexe herrührt. Um diese nun für immer unschädlich zu machen, so wirft er den ganzen Apparat samt dessen Inhalt in der Richtung der aufgehenden Sonne von sich und spricht in seiner Muttersprache die Worte: „Nimm und verreck'!“ Nun muß er sich rasch vom Orte bis zu einem Kreuzwege wegbegeben, und zwar ohne nach rückwärts zu blicken, denn sonst fährt die Seele der Hexe in ihn und er muß dann in einen „Hundemenschen“ (jiuklanush s. Abschnitt I. S. 24) verwandelt, in den Wäldern herumirren. —

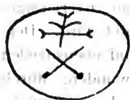
Einen eigentümlich geformten Zauberapparat verkaufen bisweilen die südungarischen Zigeunerinnen, der als ein zuverlässiger Probierstein für die Treue einer Ehefrau betrachtet wird. Derselbe besteht aus drei entblätterten Buchsbaum- und ebensovielen Rosmarinzweiglein, die mit einem roten Faden unwunden, durch drei entfleischte Elsternschädel gezogen werden. Der eifersüchtige Gatte legt nun diesen Zauberapparat unter das Kopfkissen seiner Frau: ist sie rein, so wird sie ruhig schlafen, im andern Falle aber wird ihr Schlaf unruhig sein, ja sie wird im Traume alle ihre Fehltritte ausplaudern. Wirksamer wird dieser Apparat, wenn er neun Tage vorher in den Grabhügel eines ungetauft gestorbenen Kindes eingescharrt gelegen und dann mit dem Menstruationsblute eines Weibes besprengt worden ist.

Um seine Ehefrau vor Verführung „zu sichern“, läßt sie der junge Gatte in der Brautnacht unbemerkt auf eine kleine Scheibe aus Lindenholz, von der Größe eines Thalers barfuß treten. Auf der einen Fläche dieser Lindenholzscheibe, welche — wie gesagt — die Größe und Dicke eines Thalers hat, sind, wie aus folgender Abbildung ersichtlich, Zeichen und Figuren

mit einer neuen, noch nie gebrauchten, im Feuer erhitzten Nadel eingeritzt:



Eine Zigeunerin erklärte mir diese Zeichen folgendermaßen: die am Rande der Fläche hinlaufenden, verschlungenen Linien bedeuten eine Kette („wie mit Ketten soll die Frau an den Mann gefesselt sein“ = sár láncáha e romñi romeske hin pandli); die Kreuze bedeuten das „böse Glück“ (miseç baçt) = Wollust, die in das „Loch“ (çev) fallen soll. Die darunter befindliche Figur stellt eine Schlange dar (wahrscheinlich symbolisch den zukünftigen Verführer) und die darunter befindliche Figur ist ein „Turm“, „wo der Gatte wachen soll“ (kay o rom the arakel) über die Treue seiner Gattin, oder „seine Glieder sollen so stark sein, wie der Turm“ (soralo kár hin, sár toroñis), damit seine Gattin mit ihm zufrieden sei. Auf diese Seite der Scheibe soll die junge Gattin in der Brautnacht mit dem linken Fuß treten, mit dem rechten aber auf die andere Seite, die mit folgenden Zeichnungen versehen ist:



Die obere Figur soll eine Blume darstellen, „das ist die Liebe“ (ada hin kamaben), die untere aber zwei gekreuzte Stöcke (kopalori) für den Fall, wenn sich die Ehefrau in der „Liebe“ vergessen sollte!

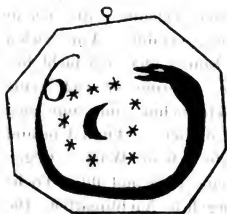
Eine Hollunderröhre, gefüllt mit Eselsmilch, wird auch, nachdem man die beiden Enden der Röhre mit Baumwachs verschlossen, unter das Kopfkissen der Braut gelegt, um sie in der Treue zu ihrem Gatten zu befestigen. —

Um den Abortus zu verhindern und ehelichen Zwist zu vermeiden, tragen die nordungarischen und galizischen Zigeunerinnen im ersten Jahre ihrer Ehe auch sogenannte tháryibo kamabineskro (Liebesbetrug), Amulette am bloßen Leibe, deren es verschiedene Arten giebt, von denen ich hier nur einige anführen will.

Ein schwarzer Hund wird mit dem Schwanze an die allgemein bekannte Pflanze, Knabenkraut (Orchis, zig. karen-

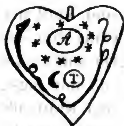
gro[1]) festgebunden, nachdem man vorher die Wurzeln der Pflanze mit einem noch nie gebrauchten Messer halbwegs bloßgelegt hat. Hierauf hält man dem Hunde ein Stück Eselsfleisch vor; indem der Hund nach dem Fleische springt, reißt er die Pflanze aus. Nun werden aus den also erlangten Wurzelknollen menschliche Genitalien geschnitzt und, in ein Hirschlederstück eingewickelt, am bloßen linken Arm getragen. Dies gilt bei den Zigeunern auch als ein geheimes Mittel zur Beförderung der Conception.[2])

Ein anderes Liebesamulett, das ebenfalls von jungen Zigeunerweibern am bloßen Leibe getragen wird, besteht aus einem achteckigen Lindenholztäfelchen, auf welchem folgende, genau nachgebildete Zeichnung eingebrannt ist:



Eine Schlange umzingelt den Neumond, welchen neun Sterne umgeben. Die Schlange soll hier dem zigeunerischen Volksglauben gemäß, den „Bösen" (mis eç) = Krankheitsdämon darstellen, während die neun Sterne und der zunehmende Mond „Kinderreichtum" bedeuten.

Ähnlich ist in Bezug auf Form und Verwendung ein anderes Amulett. Dasselbe besteht aus einem herzförmigen Lindenholztäfelchen, auf dessen einer Seite folgende Zeichen eingebrannt sind:



Die Schlange umzingelt hier abermals neun Sterne, den zunehmenden Mond und auch den Vollmond. In *A* befindet sich ein Loch, in welches eine mit Eselsschwanzhaaren künstlich übersponnene Haselnuß eingezwängt wird. Fällt diese Haselnuß mit der Zeit heraus, so glaubt das junge Weib, sich in gesegneten Umständen

[1]) S. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" (Leipzig, W. Friedrich 1884) sub: kar.

[2]) Vergl. Will. Tennant, Indian recreations. Vol. I. Edinb. 1803 p. 194: „On this principle married women sometines wear a small golden lingam upon the neck or arm."

zu befinden. Das Originalstück, von dem ich obige Zeichnung nahm, befand sich im Sommer 1885 im Besitze einer jungen siebenbürgischen Zigeunerin, Namens Joane Lovachela.

Serbische und bosnische Zigeunerinnen tragen, sobald sie sich in anderen Umständen fühlen, um den bloßen Leib einen aus Eselsschwanzhaaren gewirkten, ungefähr fünf Finger breiten Gürtel, in den fortlaufend je ein Stern, ein zunehmender und ein abnehmender Mond mit roter Baumwolle gestickt ist. Durch das Tragen dieses Gürtels glauben sie die ihnen bevorstehenden Geburtswehen zu erleichtern, die Krankheitsdämonen von ihrem Leibe ferne halten zu können. Mit Bärenklauen besetzte Gürtel, die über das Oberkleid geschlungen und nicht am bloßen Leibe getragen werden, sollen dieselben Dienste leisten.

Eine unedierte Sage der serbischen Zigeuner, die ich in beinahe wörtlicher Übersetzung mitteile, erzählt: Vor vielen Jahren lebte einmal ein gar mächtiger König, der sich nicht beweiben wollte. Wenn man ihn fragte: warum er sich keine Gattin wähle, antwortete er stets: „Ich nehme mir nur eine solche Maid zur Frau, die stärker ist als ich!“ Einmal befand sich der König auf der Jagd und verirrte sich im Walde. Gegen Abend erreichte er eine Hütte, in der eine Hexe mit ihrer Tochter wohnte. Der König trat ein und begehrte Nachtquartier. Die alte Hexe führte ihn in eine Kammer, wo sich der müde König niederlegte und bald einschlief. Gegen Mitternacht erwachte der König auf ein Geräusch und hörte im andern Zimmer die Hexe zu ihrer Tochter sprechen: „Wenn mir dieser König einen Wagen voll Gold schenken würde, so möchte ich ihm sagen, wie er ein solches Weib erlangen könne, das an Schönheit und Kraft alle Frauen der Welt übertrifft!“ Da erhob sich der König von seinem Lager und trat ins Zimmer der Hexe ein. „Du sollst zwei Wagen voll Gold haben“, sagte der König, „wenn du mir sagst, wie ich ein Weib erhalten kann, das an Schönheit und Kraft alle Frauen der Erde übertrifft!“ Die Hexe lächelte und sprach: „Morgen hole ich mir das Gold ab und dann sag' ich dir, was du zu tun hast!“ Und so geschah es denn auch! Als am nächsten Tage der König in seiner Wohnung anlangte, erschien auch gar bald die Hexe und nachdem sie dem König das geheime Mittel mitgeteilt hatte, erhielt sie zwei Wagen voll Gold und entfernte sich dann. — Was geschah nun? Der König ließ eine

so große Grube graben, daß eine ganze Stadt mit allen ihren Häusern und Kirchen darin Platz gefunden hätte. Dann befahl er allen Männern seines Landes, alle Bären totzuschlagen und ihre Klauen in die große Grube zu werfen. Nach einem Jahre war kein Bär mehr im Lande anzutreffen und die große Grube war bis zum Rande mit Bärenklauen angefüllt. Dann ließ der König von weit und breit alle Mutteresel herheiholen und deren Milch in die Grube auf die vielen tausend Bärenklauen melken. Als auch dies geschehen war, wurde die Grube mit Erde zugedeckt und der König pflanzte darüber ein Lindenreis, das über Nacht zu einem großen Baume heranwuchs, der am ersten Tage grüne, am zweiten eiserne, am dritten silberne und am vierten Tage goldene Blätter hatte. Da ging der König zum Baume und sprach:

Dreimal drei ist neun!
Ein Weib soll mich erfreu'n;
Stark sei es, wie ein Bär,
Schön, wie die Sonn' im Meer!

Da verwandelte sich der goldblättrige Lindenbaum in eine wunderschöne Frau, die so stark war, daß sie zentnerschwere Steine bis hoch hinauf in die Wolken schleudern konnte. Sie ward die Königin des Landes. Der König war nun sehr glücklich, nur das grämte ihn, daß seine Frau keine Kinder zur Welt brachte, sondern jedes Jahr zwei Bären gebar. Als sie wieder einmal einem Bärenpaar das Leben schenkte, rief geärgert der König: „O, solltest du auch eine Bärin werden!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als eine große Bärin zur Tür hinauslief und im Walde verschwand. Die Königin hatte sich in eine Bärin verwandelt. Das Weib nun, welches Klauen von den Nachkommen derjenigen Bären, welche die Königin einst geboren hat, am Leibe trägt, — wird gesunde und starke Kinder zur Welt bringen!“. . . .

Weit verbreitet ist das zigeunerische Volkslied, das die Burschen singen:

Igen, igen man dikhen,	Ja, ihr könnt mich wohl anschauen!
M're day kerdyas medvengre	Mütterchen trug Bärenklauen;
Vuñesla te som bares —	Stark bin ich drum, wie die Eiche,
Nañi tarav me benges!	Teufeln selbst ich nicht ausweiche!
Shukares som, sar o kam, —	Schön bin ich ja, wie die Sonne, —

Lacipen som rakliyengi,
Uva deshvarsel angruski
Upro pro man strafelyi,
Anglasoste day kerdyas,
Upre lime avavas!

Mädchenaugen eine Wonne,
Denn es ist ein Regenbogen
Über mir hinweggezogen,
Eh' die Mutter mich gebar',
Eh' ich auf der Welt noch war!

In einem anderen Liede singt die Maid:

Kana m're day man kerdyas,
Upro ritos pasholyas,
Deshvarselvar angruski
Upre pro man strafelyi!
Andakode den rakla
Vash man sel sumnakuña!

Als die Mutter mich gebar,
Grüne Au ihr Lager war
Und dann ist ein Regenbogen
Über mir hinweggezogen!
Für mich gäbe schweres Gold
Deshalb Mancher, der mir hold!

Die Weiber nämlich, die sich in anderen Umständen befinden und Bärenklauen am Gürtel tragen, lösen den Gürtel los und schwenken denselben dem Regenbogen zu, sobald sie einen solchen erblicken; dadurch soll das Kind „schön“ werden. Dem Volksglauben der Zigeuner gemäß erlangt ein Kind auch dann eine außergewöhnliche Schönheit, „wenn das die Erde berührende Ende des Regenbogens über dasselbe hinwegzieht.“ —

Will eine Frau erfahren, ob sie einem Knaben oder einem Mädchen das Leben schenken wird, so wendet sie sich an eine Zauberfrau, die in einer glänzenden Zinntafel das Geschlecht des zu erwartenden Kindes erscheinen läßt; bisweilen aber auch das Gesicht des betreffenden Krankheitsdämons, der bei der Geburt die Gebärerin foltern wird; — was aber, wie alle schwarze Magie, nur heimlich verlangt und gezeigt wird. Diese Zinntafel ist ungefähr zwei Spannen lang und anderthalb Spannen breit und trichterförmig zusammengerollt, jedoch so, daß der obere Teil nicht ganz schließt, d. h. die Kanten der Tafel einen Schlitz frei lassen, durch welchen die betreffende Person bei der Befragung der Zukunft in das Innere des Trichters blicken muß. Ich selbst habe bei verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten in mehrere solcher Zaubertrichter (curin) hineingeblickt, aber darin gar nichts gesehen, während Zigeuner steif und fest dies oder jenes darin erblickt zu haben, behaupteten.

Zu ähnlichen Zwecken dient auch der Apparat, zu dem die Zeltzigeuner Siebenbürgens das Holz zu Pfingsten zu schneiden pflegen. Dieser Apparat, der heutzutage schon gar selten bei den Wanderzigeunertruppen Siebenbürgens und Rumäniens an-

zutreffen ist, besteht aus einem kleinen Schranke, in welchem eine von außen drehbare, vierseitige Walze angebracht ist; über der Walze ist ein Spiegel befestigt, einem in der Seitenwand des Schrankes befindlichen Guckloche gegenüber. Auf zwei Seiten der vierseitigen Walze ist je ein Bild eines Mannes oder Weibes angebracht. Wenn nun der Fragende durch das Loch in den Schrank sieht, so erblickt er sein Gesicht im Spiegel, weil eben die bilderlose Seite der Walze dem Spiegel zugekehrt ist; während die Zauberfrau ihn durch Fragen unterhält, dreht sie unbemerkt an der Walze, so daß, wenn der Fragende abermals in den Schrank hineinblickt, er das Bild, das sich auf der Walze befindet, im Spiegel sieht. Freilich sind diese Bilder verwischt und erscheinen nur in verschwommenen Umrissen im Spiegel, so daß die Phantasie des Fragenden gar sehr in Anspruch genommen wird, um aus dem Gesehenen etwas heraustüfteln zu können. Zigeuner selbst nehmen diesen Apparat bei Befragung um die Zukunft gar selten in Anspruch; „er ist für die weißen Leute geschaffen" (parne manushenge yov kerdalo hin).

Bosnische und serbische Zeltzigeuner gebrauchen auch bisweilen die sogenannte çotáça (eine Benennung, die ich philologisch nicht erklären kann), eine Art „Glücksrad", um über einen schwer Kranken zu erfahren, ob er gesunden oder sterben würde. Doch auch bei andern fraglichen Verhältnissen wird dies „Glücksrad" zu Rate gezogen, z. B. Heirat, Gelingen einer Reise u. s. w. Dies Rad ist eigentlich nur ein Holzreif, der auf beiden Seiten mit Schweinsleder überzogen ist, und durch dessen Mitte, durch beide Felle hindurch, eine Axe geht. Am Rande der Scheibe befindet sich ein die Kreisfläche um ungefähr 2 Centimeter überragendes Hölzchen befestigt, der sogenannte „Zeiger" (sikáyo). Nun stellt man sich vor einen Baum, Felsen oder eine Wand, zieht darauf mit einer Kohle untereinander Striche, von denen ein jeder seine besondere Bedeutung hat, z. B. Glück, Unglück, Heirat, Tod u. s. w. Vor diesen Strichen stehend wird das Rad in Umdrehung versetzt; der Strich, bei welchem der Zeiger hält, giebt die verlangte Antwort demjenigen, der die Zukunft erforschen will. —

Wir gehen nun zu den Grab- und Totenfetischen über. „Den Grab- und Totenfetischen", sagt F. S. Krauß in seinem trefflichen Werke: Volksglaube und religiöser Brauch der

Südslaven Seite 133, „liegt kein bloßer Animismus zu Grunde. In ihnen vermag die vergleichende Volksforschung wirkliche Überreste gewisser, uralter Seelencultformen zu erkennen, doch muß in eine solche Untersuchung das ganze Gebiet der Totengebräuche mit einbezogen werden. Es dürfte nicht leicht fallen, im Volksleben heiligere und fremder Beeinflussung weniger zugängliche religiöse Gebräuche, als es Totengebräuche sind, ausfindig zu machen. An solchem Glauben rütteln Jahrtausende vergebens. Es mag ein Volk sich zu hoher Kultur emporgeschwungen haben, die Totengebräuche der Menge werden immer zu der fortgeschrittenen Kultur in einem großen Gegensatze stehen. Die wesentlichsten Formen des Totencultus beruhen nämlich auf den allerursprünglichsten und einfachsten religiösen Vorstellungen und erscheinen fast als unabhängig von den höhern Entwickelungsphasen der Religion und der mit ihr verbundenen oder mitunter auch nicht verknüpften Kultur."

Um die zahllosen Grab- und Totenfetische der Zigeuner in ihrer ganzen Bedeutung erfassen zu können, müssen wir vorerst die Totengebräuche dieses Wandervolkes im Großen und Ganzen in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Furcht und Grauen erfüllt den Zigeuner vor dem Vorhang, der das Sein vom Nichtmehrsein scheidet. Und diese Furcht geht so weit, daß die Zigeuner selbst den Namen Verstorbener nicht auszusprechen wagen. Bei den serbischen und türkischen Zigeunern wird der Verstorbene nur einmal beim Namen genannt. Am siebenten Tage nach der Beerdigung gehen nämlich bei Einbruch der Nacht die nächsten Verwandten des Verstorbenen abseits von den Zelten, rufen den Toten bei dem Namen, den er im Leben führte, und sprechen dann gleichsam zu ihm, daß er für immerwährende Zeiten aus der Welt geschieden und kein Mensch mehr sei; er möge sich daher mit seinem Schicksale zufrieden geben, und nicht daran denken, zu seinen Angehörigen zurückzukehren und als Geist seinen Spuk zu treiben.

Eine Blume von irgend einem Grabe zu pflücken, gilt für totbringend; so heißt es im Volkslied der siebenbürgischen Zigeuner:

Gignoro hrobosa Hin shukares rosa;	Auf dem Grab die Rose Blüht so freudenlose;

Mange la pçagavas, —	Will sie mir abbrechen, —
Dos me na kamavas!	Mag sie sich d'rum rächen!
Beshlas pirañake,	Sprießt auf Liebchens Grabe,
Hrobos hin yoy mange;	Ich gepflanzt sie habe;
Pçagavas, çoc janav	Brech' ich sie mir ab geschwind,
Pal lele avava;	In dem Grab ich Ruhe find';
Te me na briginav,	Meinem Liebchen, meiner Ruh,
The me pocivinav!	Führt mich dann die Rose zu!

Wer an einer Blume riecht, die auf einem Grabe ruht, verliert auf immer seinen Geruch. Die serbischen und bosnischen Zigeuner glauben, daß man jemanden zum Wahnsinn treiben könne, wenn man im Neumonde Blumen von einem Grabe pflückt, dieselben zu Pulver reibt und diesem Kinderblut beimengt. Mischt man bei abnehmendem Monde dies Präparat in die Speise eines Menschen, so wird er wahnsinnig, „sein Verstand steigt zum Mond hinauf“ (leske godyi uprejiál andro cumut). Totbringend ist es auch, über den Schatten eines Grabkreuzes oder Grabzeichens überhaupt bei Mondschein zu schreiten. Schwangere Frauen verlieren dadurch ihre Leibesfrucht.

Furcht ist, wie gesagt, die Triebfeder aller der Gebräuche, welche die Zigeuner beim Todeskampfe und bei der Beerdigung ihrer Angehörigen beobachten. Liegt der Zeltzigeuner in den letzten Zügen, so wird alles Hab und Gut aus dem Zelte geschafft, damit beim Eintritt des Todes die den Körper nun endgiltig verlassende Seele nicht an irgend einem Gegenstand anstoße oder daran kleben bleibe, wofür sie sich später an den Hinterbliebenen rächen würde. Damit dem Sterbenden der letzte Kampf erleichtert werde, lassen einige Zigeunerstämme die Fußsohlen des aus dem Leben Scheidenden von einem weißen Hunde belecken. „Als Psychopompos und Totenbestatter erscheint der Hund gleichfalls nach altpersischer Anschauung und ebenso stirbt noch jetzt kein Parsi in Frieden, wenn seine brechenden Augen nicht auf einen Hund fallen, der ihm deshalb vorgehalten wird.“ (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 23): Weiße Hunde sind auch die Wächter des Einganges in das „Totenreich“ (them mulengré). Sargnägel, Totengebeine, überhaupt alles, was mit einem Toten in Verbindung steht, werden — sobald sie von einem weißen Hunde aus der Erde hervorgescharrt worden sind, sorgsam gesammelt und zu Staub verbrannt, welchem man dann

Haare und Blut einer weißen Hündin beimengt. Bestreicht nun jemand mit diesem Gemische die Gegenstände, Tiere, die er feilbietet, so wird er viele Käufer finden.

Auf den weißen Hund als Hüter des Einganges in das „Totenreich" beziehen sich zahlreiche Klagelieder (rovilye) der südungarischen und serbischen Zigeuner, die gleich nach dem Eintritt des Todes von den Weibern, gewöhnlich von den Zauberfrauen des Stammes, halb murmelnd, halb singend, vorgetragen werden. Die rovilye zerfällt nicht in eigentliche Strophen und Verszeilen, wohl aber in längere und kürzere Ansätze, an deren Schluß von dem vortragenden Weibe eine längere oder kürzere Pause gemacht wird, je nachdem der Hauptgedanke zu Ende geführt ist.

Wir wollen hier nur eine rovilye, die im Namen der verheirateten Tochter an die tote Mutter gerichtet wird, mitteilen, und die um so wichtiger ist, weil sie auch auf die Bereitung von einer Art der Totenfetische Bezug nimmt. Sie lautet:

1. O Mutter, du süße teuere, Dein Mund ist geschlossen, Und du küßt nimmer dein Blümchen! Es bellt schon der weiße Hund, Und du gehst in das Reich der Toten! Wohin aber soll ich Verlassene gehen?

(Oh day, oh gule dayori, Tire muy hin pandles, T're luludyi tu ná cumides! Bashol imar parno jiuklo, Te tu jás andre mulengré them! Uva kay me jav, me core?

2. Der Sommer wird kommen, Und ich wand're dann einsam; Ich sitze bei meinem Manne, Eine arme Taube! Im Kot und im Regen wand're ich mit ihm, Eine verwelkte Blume!

(E ñilay mayd ávla, Te cores me jiav; Beshav m'ro manushéha, Yeka core pinsteri! Andre cik, andro brishind leha me jiav, Yeka shuke luludyi!)

3. O Mutter, er wird mich schlagen, Er tritt mich mit Füßen; Und niemand wird meine Wunden heilen! Mein Herz ist so traurig, Mein Herz ist so trüb; Mutter, o hilf mir!

(Oh dayori, yov marel man, Purensa yov marel man, Te ñiko sastyárel pçugña mange! M're vodyi hin somores, May somores m're vodyi; Dayori, oh sastyár man!)

4. Ich nehme Haare von dir und Nägel, O Mutter, du süße! Ich gebe sie ihm zu essen, Dann schlägt er mich nimmer! Zu Neumond, o Mutter, Gieb mir Erde von deinem Grabe; Unter

seinen Kopf will ich sie legen, Damit er mich liebe, So wie du mich geliebt hast.

(Me kidav t're bála te vuña, Oh dayori, tu gule! Ada me dav leske the çal! Andro nevo cumut, oh dayori, De mange phuv hrobosengre; Tel' shero leske me kamav the del, Hoy man yov kamel, Sár tu man yekvar kamdyas!)

Die letzte Strophe giebt klar und deutlich die Mittel an, welche die Zigeunerin anwendet, um ihren Gatten günstiger zu stimmen, der sie mehr als billig zu prügeln pflegt. —

Nach eingetretenem Tode wird der Körper der Verstorbenen mit Salzwasser abgewaschen, und dies Wasser dem Vieh zu trinken gegeben, damit es „wachse und gedeihe" (the baron). Hierauf wird die Leiche ins Freie geschafft, aber nicht durch den gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Zeltes oder der Hütte, sondern es wird zu diesem Zwecke die eine Seitenwand des Zeltes — gewöhnlich die gegen Osten gekehrte — aufgehoben und auf diesem Wege die Leiche hinausgeschafft. Stirbt ein Zigeuner in einer Hütte, so wird seine Leiche bei den siebenbürgischen Wanderzigeunern durch das Fensterloch ins Freie gebracht, dort angekleidet und — wenn die Mittel es erlauben — in einen roh gezimmerten Sarg gelegt. Nun haben die Stammgenossen die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke, und zwar Speisen und Getränke mannigfacher Art, darzubringen, welche sie neben die Leiche legen, um sie dann selbst zu verzehren. Südungarische Zigeunerinnen, deren Männer dem Trunke ergeben sind, pflegen mit einem in der Hälfte geschnittenen Apfel heimlich den Schaum vom Munde des Toten abzuwischen und geben diesen Apfel den Männern zu essen. Bei den türkischen Zigeunern wird die Leiche eines Verstorbenen mit dem Blut eines schwarzen Huhnes besprengt, und der kopflose Rumpf des Huhnes auf dieselbe gelegt. Schlägt das Huhn bei der Köpfung lebhaft mit den Flügeln um sich herum, so gilt dies für ein gutes Zeichen, und es heißt dann: „der Tote finde Ruhe im Totenreiche" (o mulo arákel pocivipen andre mulengré them). Wenn diese Blutstropfen am Körper des Verstorbenen getrocknet sind, so werden sie von den Mädchen sorgfältig abgeschabt und dem betreffenden Liebhaber heimlich in seinen Lieblingstrank gemischt, wodurch bewirkt wird, daß der Bursche ununterbrochen an seine Geliebte denken muß, und nirgends Ruhe findet, bis er sie

ehelicht. Unfruchtbare Frauen mischen diesen Blutstaub in Eselsmilch, die sie dann aus einem Kürbißnapfe trinken. Äußerlich gebraucht, gilt dieser Blutstaub mit Totenschaum für ein unfehlbares Heilmittel gegen den Kropf. —

Nach dreitägiger Aufbahrung wird der Tote an einer einsamen Stelle des Dorffriedhofes oder am Rande eines wenig besuchten Waldes beerdigt und bei den ungarischen Zeltzigeunern die Stelle mit einem sonderbaren keilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, dessen unteres Ende aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem alten, heutzutage nur noch von einigen wenigen Wanderzigeunerstämmen Ungarns heimlich beobachteten Gebrauche zusammen, daß die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnahmen und denselben an einem anderen, entfernteren Orte vergruben, um dadurch die Fäulnis des Körpers zu beschleunigen; denn zigeunerischem Volksglauben gemäß gelangt die Seele erst dann in das eigentliche Totenreich, wenn der Körper, namentlich der Kopf, gänzlich in Fäulnis übergegangen ist. Aus dem Holze des erwähnten Pfostens werden Fetische geschnitten, die wir weiter unten erwähnen wollen. —

Nachdem sie den Toten begraben haben, legen die Zauberfrauen des Stammes alle im Leben benutzten Sachen um den Grabhügel herum und verbrennen dieselben, weil sonst die Seele zurückkehren würde, um ihre Verwandten zu quälen und ihr Eigentum zurück zu verlangen. In früheren Zeiten verbrannte man alle hinterlassenen Gegenstände, heutzutage werden nur die Kleider und höchstens irgend ein Lieblingsgegenstand des Verblichenen den Flammen übergeben. Bei dieser Gelegenheit halten die südungarischen und serbischen Wanderzigeuner auch gewisse Ordeale (krisima) ab. Ist z. B. jemand des Diebstahls angeklagt, ohne überwiesen werden zu können, so muß er sich beim ersten vorkommenden Leichenbegängnis während dem Verbrennen der Kleider des Beerdigten einem krisima unterziehen. Diese Gottesgerichte zeigen eine sonderbare Mannigfaltigkeit, und es lassen sich sieben verschiedene Arten derselben anführen, die unter den Wanderzigeunern allgemein verbreitet sind: 1. Krisima sastrásli oder „Eisenurteil“, wobei mit der linken Hand ein glühendes Eisen zu halten ist, und ihre Verbrennung als Zeichen der Schuld angesehen wird. 2. Krisima cikinali oder

„Fetturteil“, wobei in siedendes Fett der Goldfinger der linken Hand mehreremal, gewöhnlich neunmal, eingetaucht werden muß. 3. Krisima londolyi oder „Salzurteil“, indem die Augenlider mit einer starken Salzlösung gerieben werden, wobei im Fall der Unschuld die Augen nicht tränen dürfen. 4. Krisima kanrásli oder „Dornurteil“, wobei ein Dorn oder eine Nadel in den Goldfinger der linken Hand gestochen wird, ohne daß Blut hervordringen darf. 5. Krisima hutyidi oder „Sprungurteil“, wobei der Angeklagte von einem erhöhten Orte so herabzuspringen hat, daß er gerade auf seine Fußsohlen zu stehen kommt, nicht aber auf den Boden fällt. 6. Krisima sibakri oder „Zungenurteil“ besteht darin, daß der Angeklagte ein glühendes Eisen zu lecken hat. Das unschuldigste Gottesurteil ist 7. die krisima anraseli oder „Eierurteil“, wobei der Angeklagte 3 bis 9 Eier je nach der Schwere seines vermeintlichen Vergehens, aus einer gewissen Entfernung nach einem Baume zu werfen hat; trifft er dabei nie den Baum, so ist er schuldig. Aus den Flecken, welche die zerschellten Eier am Baume zurücklassen, prophezeien die Zauberfrauen das künftige Schicksal des Klägers. Wird durch irgend eines dieser Gottesurteile der Verdächtigte oder Angeklagte der Schuld überwiesen, so muß er dem Kläger eine Buße zahlen. Bei diesen Ordealen herrscht der Glaube, daß die Seele des Verstorbenen, die einige Zeit in der Nähe des Grabes herumirrt, bevor sie ins eigentliche „Totenreich“ einzieht, auf den Ausgang des Gottesgerichtes einen bedeutenden Einfluß ausübe.

Die Reise der Seele ins eigentliche Totenreich ist auch beschwerlich, voll Schrecken und Grauen. Sie muß bei sieben Bergen vorüberziehen, die mit einander fechten, dann verteidigt eine Schlange den Weg, und dann geht es durch zwölf Wüsten, wo ein eisigkalter Wind weht, der auf die Haut wie ein „Rasiermesser schneidet“. Gegen diese Kälte hilft eben das Feuer, das aus dem Verbrennen der Kleider und Lieblingsgegenstände des Verstorbenen angefacht wird. Nachdem die Seele, zigeunerischem Volksglauben gemäß, dann erst die Reise ins Totenreich antritt, wenn das Fleisch des Leibes abgefault ist, bis dahin aber unsichtbar herumirrt, so zünden die türkischen Wanderzigeuner ein Jahr lang nach dem Verscheiden eines ihrer Stammgenossen jede siebente Nacht ein „Totenfeuer“ an, in das sie Speiseüberreste (Knochen, Brotkrümmchen u. s. w.) werfen, damit die „arme

Seele sich wärme und sättige" (core vodyi the tatyarel te the çal). Wenn der Jahrestag des Todes zurückgekommen ist, so werden bei den südungarischen und serbischen ansässigen Zigeunern Vorbereitungen für die große Ceremonie getroffen, die mulengré çaben, Totengastmahl heißt. Der Älteste aus der Familie des Verstorbenen schlachtet eine schwarze Henne oder eine schwarze Taube und scharrt dann die Leber und das Herz des geschlachteten Tieres in den Grabhügel ein, wobei er der Seele in einer langatmigen Rede auseinandersetzt, daß sie allwöchentlich das ganze Trauerjahr hindurch am betreffenden Todestage ihren Speiseanteil erhalten habe, nun aber die Reise ins Totenreich antreten müsse; sie solle sich nicht fürchten, sondern getrost den Weg antreten, es kämen ihr ja bald die Seelen der hinterbliebenen Verwandten und Freunde nach.

Das Totenreich verlegt jeder Zigeunerstamm in seine Provinz, wo er sich eben aufhält; so in Siebenbürgen in die südlichen Abhänge der Karpathengebirge, wo sich den Tag über die Seelen der Verstorbenen aufhalten, des Nachts aber bisweilen in die „glücklichen Thäler hinabfliegen" (andre baçtále them uren), um sich zu unterhalten, „um zu leben" (the jidel), wie ein alter Zigeuner sich mir ausdrückte. Der Aufenthaltsort der Toten ist kaum ein anderer, kaum ein Jenseits; denn auch dort wird das getrieben, was hier auf Erden. Von der Materie eben ganz zu abstrahieren, ist für den Zigeuner geradezu eine Unmöglichkeit. Alle seine Gedanken bewegen sich innerhalb der Welt der sinnlichen Erscheinungen, und er kann sich schwerlich einen Geist in dem eigentlichen Sinne des Wortes denken. Den Verstorbenen wird daher ein Einfluß auf das Leben der Lebendigen zugeschrieben, für dessen Vermittler eben die Grab- und Totenfetische dienen. Auf alle Dinge, mit denen die Seele in Berührung kommt, überträgt sie einen Teil ihrer geheimnisvollen Macht, ihrer unheimlichen Kraft, und weiht diese Dinge zu Zauberwerken mannigfacher Art, deren Wirkung zigeunerischem Volksglauben gemäß in der Hervorbringung von Glück und Unglück, je nach der Anwendung, sich offenbart. Nicht nur in der Hand der Zauberfrau, sondern eines jeden Menschen, wird der Grab- und Totenfetisch zu einem unheimlichen Kraftmittel, wodurch er Heil und Unheil heraufbeschwören kann.

* * *

„Alles und jedes“, sagt F. S. Krauß (Volksglauben und religiöser Brauch der Südslaven Seite 135) mit Bezug auf die Südslaven, „was mit einem Toten in irgend eine Berührung kommt oder auch nur in eine entfernte Beziehung tritt, erlangt unter Umständen die Kraft eines Totenfetisches, z. B. der Hausbesen, die Grabschaufel, die Abfälle von den Sargbrettern u. s. w.“ In weit ausgedehnterem Maaße gilt dies für die Zigeuner, die alles und jedes, was mit einem Toten in Berührung kommt, zu Zaubereien verwenden.

In erster Reihe stehen die sogenannten „Totenmänner“ (manush mulengrè), kleine Figuren in Nachahmung von Menschen- und Tiergestalten, die aus einem Teig von Baumwachs, das man Bäumen eines Friedhofes entnommen, ferner den gepulverten Haaren, Finger- und Fußnägelstückchen eines toten Kindes oder einer Jungfrau und aus Aschenteilchen, die man nach dem üblichen Verbrennen der Kleider des Verstorbenen erhält, — verfertigt werden. Diese kleinen Figuren werden an der Sonne getrocknet und bei vorkommender Gelegenheit, zu Pulver gerieben, unter das Futter des Viehes gemischt; dadurch wird dasselbe vor der Macht und Kraft der Hexen geschützt und in seinem Wachstum, in seinem Gedeihen überhaupt befördert. Wird von diesem also gewonnenen Pulver unfruchtbaren Weibern etwas in einen Hirsebrei gemischt, den sie bei zunehmendem Monde verzehren, so wird die Conception befördert.

Sowie eben der Volksglaube den Zigeuner eines jeden Landes verleitet, den Muscheln, Ringen, Steinen und Holzplättchen, die sie von irgend einer Zauberfrau erhalten, seltsam geformten Wurzeln und Zweigen und vielen anderen Dingen übernatürliche Kraft und großen Einfluß auf die Krankheitsdämonen, auf die Geisterwelt überhaupt zuzuschreiben, ebenso halten sie zäh an der Meinung fest, daß auch die von ihnen selbst verfertigten figürlichen Darstellungen, welche in irgend einer Verbindung mit Toten stehen, gleich anderen, von Zauberfrauen verfertigten Talismanen die Krankheitsdämonen zu bestimmen vermögen, und daß sie überhaupt Böses abzuhalten, Gutes zu vermitteln im Stande sind.

Manche dieser „Totenmänner“ (manush mulengrè) zeigen Darstellungen der ganzen menschlichen Gestalt, andere wieder

sollen Dämonen darstellen; letztere stehen wohl mit den religiösen Begriffen des Zigeunervolkes in unmittelbarerem Zusammenhange, als erstere, da sie nur aus dem Grunde geschaffen werden, um ihrem Besitzer die Gunst der Dämonen zuzuwenden. Verfertigt sich ein Zigeuner aus dem oben erwähnten Teige ein menschliches Gebilde, so geschieht dies in der Absicht, einer bestimmten Person etwas Böses anzuzaubern, widerstrebende Neigungen zu erwecken oder zu bannen. Will z. B. eine Maid sich die Liebe eines bestimmten Burschen erzwingen, so formt sie aus dem Teige, dem sie noch wo möglich Haare, Speichel, Blut, Nägel u. s. w. des geliebten Mannes beimischt, ein menschliches Gebilde, das sie mit dem Namen des Betreffenden belegt; dann vergräbt sie diese Figur bei zunehmendem Mond auf einem Kreuzweg in die Erde, läßt ihr Wasser auf die Stelle rinnen und spricht dabei die Worte: „Peter, Peter ich liebe dich! Wenn verfault dein Bildchen ist, sollst du wie der Hund der Hündin, also Liebster mir nachlaufen!“ (Petro, Petro tut kamav! Kana t're mosura kerñile hin, akor sár jiuklo pal jiukli, gulo tu mange palejias.)

Excremente, Ausscheidungen jeder Art, wie Blut und Speichel u. s. w. eines Verstorbenen werden diesem Teige beigemengt, um die Wirkung des zu verfertigenden Gebildes zu erhöhen. Zur Winterzeit, wo jeder Verdienst höchst willkommen und der Wanderzigeuner gezwungen ist, aus Birkenruten Besen zu binden und auf diese Weise sein Leben zu fristen, verfertigt sich jeder aus dem erwähnten Teige einen Phuvush und wirft dieses Gebilde bei seinem ersten heurigen Ausflug in den Wald in irgend ein Gebüsch; er glaubt sich dadurch vor den Nachstellungen dieser Dämonen gesichert zu haben. Verdingt sich ein Zigeuner bei einem Fischer oder Schiffer als Knecht, so verfertigt er sich aus dem Teige einen Nivashi und wirft das Gebilde in den Fluß, damit die Wasserdämonen ihm nichts anhaben können. Aber nicht nur aus diesem Teige, sondern auch aus morschen Sargbrettern, Grabkreuzen, aus dem Holze solcher Bäume, die auf dem Friedhofe wachsen, und besonders aus dem Pfosten, der — wie wir oben erwähnt haben — über dem Kopfe der Leiche in das Grab eingeschlagen wird, verfertigen die Zeltzigeuner ihre „Totenmänner“. Nicht bloß der Tote und was unmittelbar zu ihm gehört, sondern der gesamte Friedhof besitzt eine Fetisch-

kraft. Die Zigeuner meinen durch sichere Zeichen, die ihnen im Traume mitgeteilt werden, von den Dämonen selbst die Anweisung zu erhalten, aus welchem Holze und von welchem Friedhofe sie diese Gebilde zu schnitzen hätten. Wir teilen hier in möglichst getreuer Abbildung vier dieser Figuren mit.

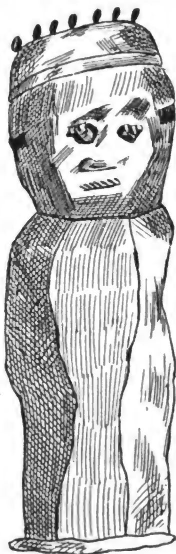


Fig. 1.



Fig. 2.

Figur 1 stellt die Gestalt eines Phuvush dar. Das Material ist Lindenholz, und die Größe der Figur kaum viel mehr als die der vorliegenden Illustration. Die Gestalt ist roh und klotzig geschnitten und einzelne Gliederungen können kaum bemerkt werden. Ohren, Nase, Mund und Augen sind durch kantige Einschnitte beiläufig angedeutet; in die Kopfbedeckung sind sieben verrostete Sargnägel eingeschlagen, um die Wirkung des Talis-

manes noch zu erhöhen. Sarg- und Grabkreuznägel spielen überhaupt im Volksglauben der Zigeuner eine große Rolle. Schlägt eine Maid einen solcher Nägel in den Stiefelabsatz eines Burschen, so kann dieser von der Maid nimmer lassen und muß sie ehelichen, wenn er den betreffenden Stiefel zuerst auf den linken Fuß angezogen hat: zieht er ihn aber zum ersten Mal auf den rechten Fuß an, so wird eine widerstrebende Neigung in ihm erweckt und er wird die Maid fliehen und mit Abscheu gegen sie erfüllt sein. Kinderlose Eheleute legen solche Nägel in das Wasser, das sie bei zunehmendem Monde trinken. Bei den Südslaven „wird der Nagel als Symbol des membrum virile betrachtet und durch sympathetischen Zauber mit dem Manne in Verbindung gebracht". Dasselbe gilt vom zigeunerischen Volksglauben. Will die Braut der nordungarischen, ansässigen Zigeuner die Oberhand im neuen Haushalt gewinnen, so schlägt sie heimlich ins künftige Ehebett einen solchen Nagel ein; dadurch „wächst auch die Kraft des Mannes" (manusheskro sor bärvalyol). Frauen pflegen ihren ungetreuen Männern den Rost von Sarg- und Grabkreuznägeln und etwas vom Donnerstein (cingerdo oder rodyilo bar) in den Wein oder Schnaps zu schaben, um dem Manne das Handwerk zu legen. Dem Platz, wo immer ein Donnerkeil niedergefallen ist oder niedergefallen sein soll, wohnt eine eigene Kraft inne. Für Donnerkeile werden nämlich längliche Steine gehalten, die man überall gar häufig im Erdreich vorfindet. Ist ein Mensch vom Blitz erschlagen, so eignen sich die Zigeunerinnen heimlich Teilchen seines Gewandes an, das sie pulverisiert und mit dem Rost von Sargnägeln vermischt, in die Speisen der Männer mischen, um ihre Potenz zu erhöhen.

Figur 2 zeigt einen „Hundemenschen" (jiuklánush). Obgleich die Darstellung viel Flüchtigkeit verrät, so zeigt sie doch mehr Kunstfertigkeit an, als Figur 1. Solche Gebilde werden von den Zigeunern, wenn sie als Holzfäller, Besenbinder im Walde sich längere Zeit hindurch beschäftigen müssen, ebenfalls in das Gebüsch geworfen, oder in die Erde vergraben, um die „Hundemenschen" sich geneigt zu stimmen. Das Gebilde ist aus Lindenholz geschnitzt und beinahe von der Größe der mitgeteilten Abbildung.



Fig. 3.

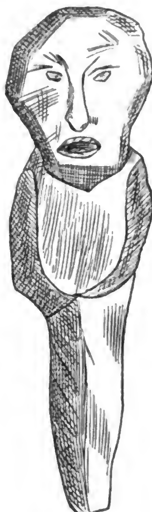


Fig. 4.

Figur 3 stellt einen Nivashi dar. Das Gebilde ist aus dem oben erwähnten Grabpfosten in derber Weise roh und klotzig geschnitten; Augen und Mund durch tiefe Einschnitte charakterisiert, die Nase nur durch Striche angedeutet. Solche Gebilde werden von Zigeunern, die an Flüssen ihrer Beschäftigung nachgehen müssen, ins Wasser geworfen, damit sie von den Wassergeistern nicht „in die Flut hinabgezogen werden sollen“ (Nivashi amen andre pañi na the cirdel).

Figur 4 zeigt die Keshalyi (Gebirgsfee), namens Ana, die Mutter der Krankheitsdämonen, dar. Die Figur ist ebenfalls aus einem Grabpfosten, und zwar aus Birkenholz, roh und kantig geschnitzt, in der Größe unserer Abbildung. Solche Gebilde werden von den Krankheitsdämonen als Ersatz für Menschen gleich-

sam zum Opfer angeboten. Man steckt dieselben womöglich in einen Frosch (dem Lieblingstier der Ana) und vergräbt sie im Zelte oder in der Hütte eines Erkrankten, indem man dadurch die Krankheitsdämonen günstig zu stimmen und die Wiedergenesung des Kranken herbeizuführen hofft.

Wir haben in diesen kleinen Holzfiguren eine jener rohen, primitiven Schnitzarbeiten vor uns, die umsoweniger einen Anspruch auf Kunstfertigkeit erheben können, als jeder Zeltzigeuner welches Landes immer ohne Rücksicht darauf, ob er bildhauerisches Talent besitze oder nicht, eben nur den religiösen Bedürfnissen des Augenblicks entsprechend, sich seinen Manush mulengré selbst schneidet. Zu bemerken ist aber, daß diese Gebilde, wo immer man sie bei Zigeunern antrifft, in der Darstellung einander ähnlich sind. Nie wird es einem Zigeuner einfallen, z. B. einen Hundemenschen oder einen Phuvush anders zu schneiden, als die oben mitgeteilte Abbildung ihn darstellt. —

Statt der aus Holz geschnitzten Figur der Keshalyi Ana, der Mutter der Krankheitsdämonen, wird bisweilen ein Totenbein mit Friedhofsgras umwickelt und so eine Art Strohpuppe verfertigt, die man in der Nähe der erkrankten Person in den Erdboden gräbt. Friedhofsgras und Friedhofserde in das Ehebett gelegt, entzweit die Ehegatten. Weiber, deren erstes Kind tot auf die Welt gekommen ist, sollen bei der zweiten Geburt sich mit Friedhofsgras räuchern.

V.

Hexen- und Teufelsglaube.

Wenn die Zauberfrauen im Volksglauben der Zigeuner als Helferinnen in allen mißlichen Lagen des menschlichen Lebens erscheinen, so stellt die Volksphantasie die Hexen als heimliche Schädigerinnen an Leib und Seele des Menschen hin, und indem sie auf weibliche Wesen Eigenschaften von Dämonen überträgt, bildet sie ein mixtum compositum von durcheinandergemengten und durcheinandergewürfelten religiösen Vorstellungen, deren innerster Kern kaum mehr aus den Niederschlägen verschiedenster Art sich herausschälen läßt. So viel ist aber gewiß, daß ein ursprünglicher, d. h. im Volke selbst ohne fremden Einfluß entstandener Hexenglaube bei den Zigeunern nie existiert hat, und daß ihre heutigen, diesbezüglichen Vorstellungen schwache Copien des westeuropäischen, mittelalterlichen Völkerglaubens sind. Nur insofern kann der Hexenglaube der Zigeuner auf einige Originalität Anspruch erheben, als eben viele Eigenschaften der Krankheitsdämonen und der Dämonen überhaupt als Zierat dem westeuropäischen, allgemeinen Hexenglauben angehängt werden. Und eben nur in dieser Richtung hin bietet uns der Hexenglaube der Zigeuner neue Punkte, die hier zur Sprache kommen sollen.

* * *

Der allgemeine Name der Hexe ist im Zigeunerischen holyipi = die sich ärgernde, vom Verbum holyavav = ich ärgere mich, also ein Weib, das sich über das Wohlbefinden der Mitmenschen ärgert. Mit dem Hexenglauben anderer Völker sind

auch fremdsprachliche Namen für „Hexe“ ins Zigeunervolk eingedrungen. Aus dem Ungarischen stammt die Benennung beserkáne (ungar. boszorkány), aus dem Slavischen der Name vestice (bulg. oještac = der Wissende); aus dem Rumänischen rührt die Benennung her cantorele (rum. descantâtórele = Besprecherin) und aus dem Deutschen die Bezeichnung trudole (Trud).

Um eine Hexe werden zu können, muß das betreffende Weib oft jahrelang bei einer Hexe Unterricht nehmen im Hexen und ihr dafür jeden Tag einen Blutstropfen aus dem kleinen Finger ihrer linken Hand geben. Hat sich jemand in den Finger geschnitten, so pflegt man scherzweise zu sagen: „Er hat der Hexe Blut gegeben“ (holyipake rat delyas). Wenn das Weib auch viele Jahre hindurch im Hexen unterrichtet wird, so kann es doch nicht eher selbständig hexen, bis es nicht geschlechtlichen Umgang mit „irgend einem Bösen“ (vareko miseç), also einem Krankheitsdämon, gepflogen hat, was sie ihr ganzes Leben hindurch jedesmal bei abnehmendem Mond wiederholen muß, sonst verliert sie ihre Kraft und stirbt.

Von dieser Zeit an verliert das Weib seine Jugend, das Antlitz verändert sich, wird runzelig, das Haar wird struppig und fahlgrau. Deshalb heißt es von kränkelnden Maiden, deren Aussehen sich verändert: „Sie liebt einen Bösen“ (yoy kamel yek miseçes). Aber diese vorgenommene Veränderung im Wesen des betreffenden Weibes bemerkt kaum jemand, denn die Hexe täuscht die Sinne der Menschen, so daß jedermann glaubt, sie habe von jeher das jetzige Aussehen gehabt, und daß sich niemand an ihr früheres Äußere zurückerinnern kann. Ein alter südungarischer Zeltzigeuner, namens Milo Dolovič, erzählte mir folgendes: „Im Jahre 1866, als die Ungarn mit den Deutschen Krieg führten, hatten wir einen gar reichen und guten Wojvoden. Man hieß ihn Stephan Zarevič. Dieser hatte keine Kinder, nur eine einzige Tochter, Sabi. In unserem Stamme lebte damals ein schmucker, reicher Bursche; er war mein guter Freund, der arme Vojin Radič. Dieser liebte die schöne Sabi und unser Wojvode hätte sie ihm auch zur Frau gegeben, wenn der arme Vojin nicht hätte zu den Soldaten gehen müssen. Eines abends kamen die Panduren (Polizeisoldaten) aus der Stadt zu unsern Zelten und führten den Vojin weg. Er rief mir noch

zu: „Milo, sorg' auf meine Sabi!“ Ja, ich habe auf sie sorgen können! Der Vojin ging mit den Soldaten in den Krieg und wir hörten nichts mehr von ihm. Ich sorgte auf seine Sabi, wie auf mein Augenlicht; sie führte sich auch recht brav auf und gab sich mit keinem Burschen ab. Ich war mit ihr zufrieden, nur das eine gefiel mir an ihr nicht, daß sie täglich viele Eier verzehrte und die Eierschalen aufbewahrte. Herr, ich dachte bei mir: Ein Weib, das Eierschalen sammelt, mit dem ist es nicht richtig, denn die Hexen machen aus Eierschalen Teller, Töpfe, Schüsseln, aus denen sie bei ihren Gastereien zu speisen pflegen. Ich kümmerte mich darob gar sehr! Da kehrte Vojin von den Soldaten zu uns zurück. Er fragte gleich nach Sabi. Die Leute führten ihn zu ihr und zeigten sie ihm. Da rief erstaunt mein Freund Vojin: „Das ist ja nicht meine Sabi; dies Weib ist ja so alt, wie meine Großmutter!“ Darob erzürnte der Wojvode und schlug mit seinem schweren Stab so stark aufs Haupt des Vojin, daß dieser sofort tot zusammenbrach. Der Wojvode erschrak darüber und sprang in die Donau, wo er den Tod fand. Sabi aber machte sich auf und davon, und wir haben sie nie mehr gesehen. Und der arme Vojin hatte doch Recht. Er war der siebente Sohn seiner Mutter, die keine Töchter zur Welt gebracht hatte; und solche Kinder sehen auch das, was uns andern Menschen verborgen bleibt. Sabi war eine Hexe. . . .“

Infolge des geschlechtlichen Umgangs mit einem Dämon geht ein dämonischer Geist in das Weib über, wodurch dasselbe eben zur Hexe wird. Dieser Geist kann, wenn die Hexe es will, ihren Leib zeitweilig verlassen und in Tiergestalt dort ein Unheil anrichten, wohin die Hexe ihn schickt; er kann als Wurm oder kleine Schlange in den Leib schlafender Menschen fahren und Krankheiten, ja selbst plötzlichen Tod hervorbringen. Deshalb darf man im Schlafe den Mund nicht offen halten, und es ist bei den Zeltzigeunern jedermanns Pflicht, den geöffneten Mund eines Schlafenden — sei es auch der Todfeind des Betreffenden — mit einem Lappen zuzudecken oder den Schlafenden aufzuwecken. Sobald der Mensch erwacht, verläßt zwar der Geist der Hexe den Körper und kehrt in seine Besitzerin, deren Leib indessen wie tot daliegt, zurück, aber er läßt in den Eingeweiden des Menschen, den er besucht hat, seinen „Speichel“

(lim) zurück, der Krankheit, Siechtum, ja den Tod oder Besessenheit hervorbringen kann. Wenn jemand beim Erwachen an seinen Fingern einen gelben Anflug bemerkt (sár tçuvale hin = wie wenn sie geräuchert wären), so weiß er, daß der Geist einer Hexe in ihm gewesen ist. Er wendet sich nun allsogleich an eine Zauberfrau, die sich ein Körbchen mit Eiern bringen läßt, und die Beschwörung über dieselben spricht:

„Drei weiße Frauen (Urmen) gehen über das Feld, sie wollen uns Gutes thun! Weiße Frauen nun helfet uns, damit wir die Hexe finden! Wie diese Eier zerplatzen, so soll der Kopf der Hexe zerplatzen; wie diese Eier zerplatzen, so soll der Hexe die Brust zerplatzen; wie diese Eier zerplatzen, so soll der Hexe der Bauch zerplatzen; wie diese Eier zerplatzen, so soll der Hexe der A. . . . zerplatzen; und wenn die Eier zertrocknen, soll das Leben der Hexe verdorren! Helft uns, weiße Frauen, ihr Mütter des Guten!" (Trin parne romña jianen upre mal, amenge laces kamen the kerel! Parne romñiya amenge sastyaren, hoy holyipa amen arakas! Sár ada yandra pharadyon, shero holyipakri the pharadyol; sár ada yandra pharadyon, euci holyipakri the pharadyol; sár ada yandra pharadyon, pér holyipakri the pharadyol; sár ada yandra pharadyon, bul holyipakri the pharadyol; te kana yandra shutyon, jipen holyipakre the shutyol! Amenge sastyaren, oh parne romñiya, daya laceskro!) Nun sucht die Zauberfrau ein Ei nach dem andern zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger ihrer linken Hand zu zerquetschen, während sie die Namen aller der Frauen aufzählt, die sie für Hexen zu halten geneigt ist. Derjenige Name, der gerade mit dem Brechen eines Eies zusammenfällt, zeigt die schuldige Hexe an. Der Betreffende sucht nun von der ihm angesagten Hexe Haare, Nägel, Kleidungsstücke und andere Abfälle heimlich zu erhalten und wirft dieselben in ein Feuer, das er vor Sonnenaufgang auf einem Kreuzwege angezündet hat. Er springt nun neunmal über das Feuer hin und her, wobei er stets den Namen der betreffenden Hexe ausruft; dann muß er ins Feuer speien und sein Wasser in die Glut abschlagen. Durch diesen kräftigen Gegenzauber glauben die südungarischen, serbischen und bosnischen Zigeuner den bösen Einfluß der Hexen zu brechen. —

Trotz ihrer Zauberkunst und ihres geschlechtlichen Umgangs mit Dämonen, unterliegen die Hexen auch Krankheiten.

Um sich die Gesundheit zu erhalten, müssen sie jedesmal bei zunehmendem Monde das Blut solcher Menschen saugen, die bei zunehmendem Monde auf die Welt gekommen sind. Solche Menschen nennen die Zigeuner Ungarns und der Balkanhalbinsel „Wasserleger" (pañikotordimáko), weil solche Menschen sich vor dem nächtlichen Besuch der Hexen bei zunehmendem Monde nur dadurch bewahren können, wenn sie mit einer in Wasser getauchten, also feuchten Schnur ihre Schlafstätte umspannen. Bei den russischen, polnischen und nordungarischen Zigeunern herrscht der Glaube, daß die Hexen aus weiter Ferne ein Knäuel Garn, dessen Ende sie im Munde behalten, auf den Schläfer werfen, und ihm auf diese Weise das Blut aussaugen, indem ihnen der Faden gleichsam als Saugrohr dient. Solche Leute verfallen dann in eine Art von Lykantropie. Ein blasses und eingefallenes Gesicht kennzeichnet sie, hohle tränende Augen, geschwollene Lippen und schlaff herabhängende Arme; brennender Durst quält sie und mit der Zeit verlieren sie ihre Sprache und geben nur tierische Töne von sich. Die meisten ahmen das Krähen eines Hahnes nach; andere wieder bellen und heulen wie Hunde und Wölfe. In der Nacht verwandeln sie sich in Wölfe und richten großen Schaden an. In Hunde verwandelt müssen sie die Hexen auf ihren nächtlichen Streifzügen begleiten. Wer in der Nacht einem Hunde begegnet, der ihn nicht anbellt, soll dreimal ausspeien und seinen linken Fuß so lange vom Erdboden emporgehoben halten, bis der Hund nicht mehr sichtbar ist. Die Zeltzigeuner schneiden dem Hunde, den sie in ihren Besitz nehmen, den Schwanz ab, damit er sich nicht etwa in einen Menschen zurückwandele, wenn er etwa ein solcher gewesen wäre und von einer Hexe jetzt eine Hundgestalt angenommen hätte. In einen Wolf verwandelt, befehligt der also verwandelte Mensch eine Wolfsherde, er ist dann in seinem Gebiete der „Wolfskönig", den seine Untergebenen mit dem besten Fleische versehen. Wir haben hier also eine Art „Werwolf", der im Volksglauben über den ganzen Erdboden verbreitet und ein den meisten Völkern gemeinsames Erbteil ist. Solche in Wölfe verwandelte Menschen, die — wie schon erwähnt — nur in der Nacht Tiergestalt annehmen, heißen im Zigeunerischen ruvanush, aus ruv = Wolf und manush = Mensch, also = Wolfsmensch (vergl. über eine Art „Hundemenschen" I. Abschnitt S. 24). Am Tage in ihrer

Menschengestalt hinsiechend, essen sie nichts, haben höchstens Begehren nach rohem Fleische und Blute.

„Vor ungefähr zehn Jahren lebte in Jórész (Nordungarn) ein armer Zigeunermusikant, der sich kaum das tägliche Brot verdienen konnte. Er geigte den Bauernburschen oft die ganze Nacht hindurch, um nur einige Stückchen Maisbrot seiner Frau nach Hause tragen zu können. Da fiel es ihm einmal auf, daß seit einigen Tagen seine Gattin nichts esse und er verdächtigte sie, daß sie vielleicht in Liebeshändel verwickelt sei und sich auf diese Weise bessere Speisen verschaffe, als er ihr heimbringe. Er nahm sich vor, sie zu beobachten. Einmal kam er aus dem Dorfwirtshause vor Mitternacht unverhofft nach Hause. Als er die Türe seiner Hütte öffnete, sprang ihm ein großer Wolf entgegen, der im nächsten Gestrüpp verschwand. Der Musikant suchte nach seiner Frau, fand sie aber nirgends. Er war nun der Meinung, der Wolf habe sie gefressen, und legte sich trostlos nieder. Da öffnete sich in der Morgendämmerung die Türe der Hütte und ein Wolf schlich herein, der im Maule ein zerfleischtes Schaf brachte. Der Wolf drehte sich nun dreimal im Kreise herum und verwandelte sich sofort in die Gattin des Zigeuners, die freudig ausrief: „Sieh her, lieber Mann, welch' feistes Schaf wir da haben! Ich will uns sogleich einen Braten anrichten!" Der Zigeuner sprach kein Wort, denn er fürchtete sich nun vor seiner Frau. Er aß dann vom Braten und ging seiner Wege. Von diesem Tage an lebte Kropán (so hieß man den Musikanten) ohne Sorgen. Seine Frau verwandelte sich allnächtlich in einen Wolf und brachte jede Nacht 5 bis 10 erwürgte Schafe, Kälber, Kühe und Schweine nach Hause. Kropán verkaufte das Fleisch in der nächsten Stadt, ohne daß hiervon die Dorfbewohner etwas wußten, und ward mit der Zeit so reich, daß er sich ein schönes Wirtshaus baute, wo jedermann spottbillig den besten Braten bekommen konnte. Die Leute strömten aus der ganzen Umgegend ins Wirtshaus des Zigeuners, der in kurzer Zeit ein steinreicher Mann wurde. Da kamen Nachrichten aus entfernten Dörfern, daß dort keine Schafe und Rinder mehr anzutreffen seien; alles hätte ein großer Wolf, dem kein Mensch etwas anhaben könne, fortgeschleppt. Bald hörte man auch in den Nachbardörfern also klagen, und auch im Dorfe Kropán's trieb bald der Wolf sein Wesen. Da geschah es einmal, daß das Lieblingslamm

des Pfarrers abhanden kam und das Fell desselben im Wirtshause des Zigeuners gefunden wurde. Der Pfarrer kam nun ins Haus und besprengte die Wohnung, Kropán und dessen Gattin mit Weihwasser. Wie wenn man sie mit siedendem Öl begossen hätte, so brüllte das Weib und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Es war eine Hexe, die sich allnächtlich in einen ruvanush verwandeln konnte. Die Bauern waren voll Wut und erschlugen den Zigeunermusikanten. Zwei dieser Totschläger leben auch noch heute in Jórész. Sie waren sechs Jahre lang im Gefängnis zu Ilova eingesperrt. . . . .“ So erzählte fast Wort für Wort diese „Werwolfssage“ ein Rosenauer Zigeunermusikant, namens Flóris. Diese Begebenheit hat sich in der Tat zugetragen. —

Wenn eine Hexe irgend welchen Fehltritt begangen hat, so wird sie von der betreffenden Hexengenossenschaft (holyipengré gakkiya) dazu verdammt, so und so viel Tage, Wochen, Monate oder gar Jahre lang, je nach der Größe ihres Vergehens, in einen roten Hahn verwandelt, den Hexen zu dienen. Rote Hähne soll man überhaupt nicht halten. Kräht eine Henne wie ein Hahn, so soll man sie schlachten und ihren Cadaver in einen Fluß werfen, denn diese Henne ist von einem solchen roten Hahne befruchtet worden, der eigentlich eine Hexe ist. Rumänische und südungarische Zeltzigeuner betreten keinen Hof, wo sie einen roten Hahn erblicken; sie meinen: dort hause eine Hexe, deren Diener eben der rote Hahn sei. In zahlreichen Hexenmärchen spielt dieser Hahn eine Rolle. In einem, hier in beinahe wörtlicher Übersetzung mitgeteiltem Märchen der siebenbürgischen Wanderzigeuner heißt es:

„Es war einmal ein junger Zigeuner, den hieß man Petru (Peter). Er war ein fleißiger, sparsamer Bursche, der den ganzen Tag über im Dorfe arbeitete und Abends sich nicht einmal einen Schluck Branntwein gönnte; er sparte aber deshalb, weil er die Stieftochter einer alten Frau, die am Ende des Dorfes wohnte, zu heiraten gedachte. Seine Stammgenossen warnten ihn und sprachen: „Heirate du ein Mädchen aus deinem Stamme, und laß dich nicht ein mit der Dorfsbrut! Du bist ein Zigeuner und sollst eine Zigeunerin zum Weibe nehmen!“ Petru kehrte sich nicht an die Worte seiner Genossen, sondern ging jeden Abend

in die Hütte der alten Frau, und wenn dieselbe schlief, so unterhielt er sich mit der Maid.

Die alte Frau wußte gar wohl, daß ihre Stieftochter den Petru lieb habe, aber sie tat, als sehe und höre sie nichts und ließ der Maid ihren Willen. Da kam der Herbst ins Land, und als sich der Winter näherte, da zog der Zigeunerstamm weit weg in eine andere Gegend, wo seine Winterquartiere sich befanden. Petru blieb im Dorfe zurück und wollte erst die Maid heiraten und dann mit ihr zugleich zum Stamme ziehen. Er ging also zur Stiefmutter seiner Geliebten hin und bat diese, sie möge ihm ihre Tochter zur Frau geben.

Da kam er aber gut an! Die alte Frau sprach: „Wo denkst du hin? Ich soll einem Zigeuner meine Tochter geben, damit du sie zu deinem Stamme hinführest und ich hier in der Hütte allein zurück bleibe: Geh' zurück zu deinem Stamm und heirate eine Zigeunerin! Eine weiße Maid paßt nicht für einen schwarzen Mann!" Der arme Petru entfernte sich nun aus der Hütte. Als es Abend wurde, kehrte er dahin zurück und erzählte seiner Geliebten, was ihm die Stiefmutter gesagt habe. Da beschloß das junge Paar zu fliehen; Petru wollte heimlich die Geliebte zu seinem Stamme bringen und dann heiraten. Sie machten sich also auf den Weg und flohen aus dem Dorfe. Die alte Frau aber war eine gar böse Hexe, die sich auf allerlei Kunststücke verstand. Sie hatte einen roten Hahn, der wie ein Mensch sprechen konnte und der Alten alles mitteilte, was sie zu wissen brauchte. Kaum war die Maid mit dem Petru zum Dorfe hinaus, da schrie schon dreimal der rote Hahn:

„Kukuriku!
Uns're Jungfer geht mit dem Petru!
Sie geht dort am Dorfend' durch die Au'!
Bald wird sie Petru's Frau!"

Als dies die alte Frau hörte, sprang sie von ihrem Lager auf und sprach: „Ja, ja! ich will ihnen schon geben!" Hierauf nahm sie aus einem Schranke ihr Zaubergarn hervor und sprach dann also:

„Rolle, rolle, du mein Knäul!
Rolle, rolle, eil' du, eil'!
Eile meiner Tochter nach.
Stürz' sie in den nächsten Bach!"

Und das Zaubergarn rollte zur Hütte hinaus, zum Dorfe hinaus; hinaus auf das Feld und als Petru mit seiner Geliebten gerade über eine Brücke schritt, die über einen tiefen Fluß führte, da war auch schon das Zaubergarn da, und als die Maid über den Brückenrand ins Wasser spie, da rollte der Knäul unter ihre Füße und sie stürzte ins kalte Wasser hinab. Petru blickte verzweifelt in den Fluß hinab, aber er sah von seiner Geliebten keine Spur mehr. Er lief ins Dorf zurück und ging in die Hütte der alten Frau, der er nun weinend erzählte, daß ihre Tochter in den Fluß gefallen sei. Die alte Frau versetzte: „Ja, sie ist jetzt die Wasserrose, die du unter der Brücke sehen wirst! Wenn du bei ihr sein willst, so springe ihr nach!" Hierauf jagte sie den Petru zur Hütte hinaus.

Am nächsten Morgen sah Petru eine schöne Wasserrose unter der Brücke blühen. Niemand konnte sie pflücken, denn wenn sich ihr etwas näherte, verschwand sie sogleich unter dem Wasser und kam erst dann wieder zum Vorschein, wenn ringsum Alles ruhig war. Dem armen Petru verging die Zeit sehr langsam. Tagelang saß er auf der Brücke und blickte hinab ins Wasser, wo die schöne Wasserrose blühte. Einmal saß er auch spät in der Nacht auf der Brücke und weinte. Da hörte er auf einmal einen Gesang, und als er von der Brücke hinab ins Wasser blickte. da sah er drei Nivashi-Töchter, die auf dem Wasser tanzten. Lange sah er ihrem Tanze zu und als sie rasteten, da hörte er eine Nivashi-Tochter zu ihren Schwestern sagen: „Wenn dieser arme Junge uns Äpfel und Eier ins Wasser werfen würde, dann möchten wir die Wasserrose in seine Geliebte zurückverwandeln!"

Petru hörte diese Worte und in der nächsten Nacht da befand er sich mit einem großen Korb voll Eier und Äpfel auf der Brücke, und als die Nivashi-Töchter kamen, da schüttete er den Korb ins Wasser. Wie freuten sich die Nivashi-Töchter, als sie die vielen Äpfel und Eier aus dem Wasser herausfingen! Nachdem sie dieselben verzehrt hatten, traten sie an die Wasserrose heran und küßten sie. Da sprang aus dem Wasser Petru's Geliebte hervor und wurde von den Nisvashi-Töchtern auf die Brücke getragen. Petru zog nun mit seiner Geliebten in eine Stadt, wo er als großer Herr mit seiner schönen Frau in Glück und Freude lebte, denn die Nivashi-Töchter hatten sie beide

reichlich beschenkt und ihnen viel Gold und Silber gegeben; die alte Hexe aber lockten sie zum Flusse und ertränkten sie im Wasser."

* * *

Wenn der Geist, das Leben (jipen) der Hexe sich in einen Wurm (kirmo) oder eine Schlange (sap) verwandelt, so frißt sie in dieser Gestalt das Herz des betreffenden Menschen, in dessen Leib sie eben eingezogen ist. Allnächtlich saugt sie „nur einen Tropfen aus dem Herzen" (raciye cucipel yek pityi andre vodyi). Der Mensch siecht hin, und ehe der Mond neunmal zunimmt, muß er durch einen entzwei gespaltenen Baumstamm hindurchkriechen und das Herz einer schwarzen Henne und eines schwarzen Hundes in die Baumspalte legen. Dieser Baumstamm soll dann sofort verbrannt, die Asche aber in den nächsten Fluß gestreut werden; dann wächst der betreffenden Person das von der Hexe angefressene Herz nach und sie geht ihrer Genesung entgegen. Jahre lang kann ein solcher Mensch dahinsiechen ohne den Grund seines Übels zu wissen. Besonders sind keusche Jungfrauen und Jünglinge dieser Gefahr ausgesetzt; es heißt daher im Sprichwort der serbischen Zigeuner: „Heirate schnell und vergiß die Hexe!" (Biya tu siges, te bistera holyipa.)

Diesen Glauben an herzfressende Hexen haben die Zigeuner wahrscheinlich von den Südslaven entlehnt. Vodyi heißt Herz und godyi Verstand: vodyi te godyi man çalyás = du hast Herz und Verstand mir gefressen, heißt es im zigeunerischen Volkslied. Wessen Herz die Hexe anfrißt, der verliert auch seinen Verstand und kann seine Zurechnungsfähigkeit nur durch Opfer wiedererlangen. Solche Kranke müssen das Herz einer schwarzen Henne, einer Wachtel und eines Hasens einem schwarzen Hunde zu fressen geben und dann den Hund lebendig begraben. Am dritten Tage soll dann der Kranke an die Stätte kommen, wo er den Hund begraben hat, und wenn er den Hund noch heulen hört, so darf er auf Genesung nimmer hoffen.

„Bei sehr vielen Völkern bis auf unsere Tage waren und sind Menschenopfer", sagt Krauß a. a. O. S. 113, „als Sühne für die erzürnten und zu begütigenden Gottheiten üblich. Vorzugsweise opferte man das blutende und noch warme Herz der Gottheit, während sich in das übrige Fleisch die Opfernden teilten."

Neun Tage lang darf der betreffende Zigeuner keine andere Speise zu sich nehmen, als das Fleisch der schwarzen Henne, der Wachtel und des Hasens, dessen Herzen er eben dem schwarzen Hunde zu fressen gegeben hat. Hört er am dritten Tage den lebendig begrabenen Hund nicht mehr heulen, wenn also der Hund aller Wahrscheinlichkeit nach verendet ist, so muß der Kranke ein Feuer über dieser Stätte anzünden und die Knochen der schwarzen Henne, der Wachtel und des Hasens verbrennen. —

Einem Zigeunermusikanten in Sepsi-Szent-György (Siebenbürgen) hatte eine Hexe das Herz anzufressen begonnen; er vertrieb die Unholdin dadurch, daß er jedesmal vor dem Schlafengehen Knoblauch aß und mit diesen Knollen seinen Oberleib einrieb. Knoblauch gilt überhaupt als Abwehrmittel gegen die Hexen. Hat jemand die Krätze, so heißt es: er ist dort gelegen, wo kurze Zeit vorher eine Hexe gesessen ist (yov odoy pashlyás, kay yeka holyipi mayinti beshlyas). Solche Kranke müssen die betreffenden Stellen ihres Leibes mit Knoblauch einreiben und sprechen: „Schlechte Frau, gute Frau kamen auf neun Wegen; neunerlei Krätze geh' zur schlechten Frau; reine Frau bleibe rein und küsse du mich rein; Krätze in die Erde geh'! (Miseç romñi, lace romñi gelye upro eña droma; eñavar ger ja kiya miseç romñi; use romñi ac tu uses te cumide mange uses; ger andre pçuv tu ja.)

Hat ein Zigeuner den Augenstaar, so läßt er sich Umschläge aus Milch und Safran machen; dann geht er bei abnehmendem Mond an einen Bach, wäscht sich das kranke Auge und spricht die Worte: „Als Jesus in den Garten ging, schlug ein Zweig ihn in das Auge. Er klagte es seiner heiligen Mutter. Da sprach die Heilige zu ihm: „O du mein heiliger Sohn, gehe sogleich in den Garten und pflücke dir drei Blumen: eine rote, das ist das Blut; eine weiße, das ist ein Leben; eine blaue, das ist dein Staar! Reibe damit dein trübes Auge und du wirst heil!" (Kana Jesus ande bar gelyas, yeka kast leske yakh cingerálas. Panaskodelas leskre svate dayake. Akana penel e svate romñi: „Oh tu m're svato cavo, ja tu siges ande bar te ana tute trin luludya: yeka lole, ada hin rat; yeka parne ada hin t're jipen; yeka vunete, ada hin t're talyoke! Randa tu lensa tre cikele yakh te tu sastes th' ávla!) Hört er beim Hersagen

dieses ganz christlich gefärbten Spruches einen Knall in der Luft, so wird sein Augenübel schwinden. nur muß er sich um die betreffenden Heilmittel an eine kundige Zauberfrau wenden. Dieser Spruch ist bei den südungarischen und bosnischen Zigeunern verbreitet und soll auch den polnischen Zigeunern bekannt sein.

Die Hexen werden also in eine Kategorie mit den Krankheitsdämonen gesetzt. Sie nützen nie dem Menschen, sondern fügen ihm Schaden zu, wo sie nur können. Durch den bösen Blick ihres Auges oder durch den Hauch aus ihrem bösen Munde sind sie schon imstande, ihren Nebenmenschen den größten körperlichen Schmerz und das allergrößte Herzeleid zu verursachen. Ja man mutet ihnen zu, daß sie selbst über Gott eine gewisse Macht hätten durch den Fluch, den sie gegen einen Menschen schleudern. Damit man sich vor dem verhängnisvollen Fluche der Hexen wahre, ist es gut, Blätter der Stechapfelstaude in die Zeltleinwand einzunähen oder auch besondere Zeichen (Sterne, Kreuze) in die Zeltstangen einzuschneiden. Die siebenbürgischen Zeltzigeuner schneiden in dieser Absicht einen Kreis und in denselben ein doppeltes Kreuz in ihre Zeltstangen. Die ansässigen Zigeuner Ungarns und der Balkanländer vergraben unter die Türschwelle ihrer Hütten und Ställe Stechapfelstauden oder geweihte Palmzweige; in einigen südungarischen Gegenden werden im Stalle Erbsen vergraben; dann hat die Hexe weder mit Wort noch mit Tat eine Macht über Mensch und Vieh der betreffenden Hütte oder Stallung. Die ansässigen Zigeuner der Bukovina speien am ersten Pfingsttage auf ihre Haustiere und gießen ihren Urin in die vier Ecken ihrer Wohnungen und ihrer Viehställe, damit sie sich dadurch für das ganze Jahr vor dem Besuch der Hexen sichern. Herr Landrichter Adolf Marinkevicz teilte mir brieflich mit, daß diese Zigeuner seiner Heimat, der Bukovina, an diesem Pfingsttage die schreibkundigen Leute des Dorfes mit der Bitte bestürmen, ihnen folgende Formel aufzuschreiben: „Neun Jahre sollst du bleiben, wo du bist und dann verfaule. Neun Jahre sollst dürsten, neun Jahre sollst hungern, neun Jahre sollst du nicht schlafen, neun Jahre sollst du dich nicht begatten, – wenn du böses Weib in unsere Nähe kommst! Gott, der große Herr soll dich zerschmettern, wenn du zu uns kommst; der Teufel soll dich braten und kochen und deinen dürren Leib

fressen; der Schlagfluß soll dich lähmen und weiße Hunde dein Herz lecken. Amen!" (Ac tu eña borsha, kay tu hal te akana kirña. Eña borsha tu trushaya, eña borsha tu bokhaya, eña borsha tu na sova, eña borsha tut na puyiva vareko, — kana tu miseçe romñi pashé amenge jias! Dela, o baro ray tut cingerdel, kana kiya amen jias; o beng tut peka te tut kirava te t'ro kishlo trupo the çal; guto tut marel te parne jiukla tre vodyi caren!) Diesen Zettel wickeln sie dann um Schlehendorne und vergraben ihn unter die Schwelle ihrer Hütte, im Glauben, daß ihnen eine Hexe so lange kein Leid zufügen kann, bis dieser Zettel nicht „verfault" ist.

In Siebenbürgen pflegen die ansässigen Zigeuner am ersten Pfingsttage einen Entenfuß in der Nähe ihrer Wohnung zu vergraben; denn es heißt: der linke Fuß einer jeden Hexe sei ein großer Entenfuß, den ihr der oberste Hexenmeister, der Teufel, verleihe, indem er diesen Fuß bei ihrem ersten Jahresfest „ihr küsse".

Allgemein verbreitet ist unter den Zigeunern der Glauben, daß in der ersten Pfingstnacht die Hexen ihr Jahresfest unter dem Vorsitze des „obersten Teufels" (legbareder beny) begehen, bei welcher Gelegenheit sie Rechenschaft ablegen müssen über alle die bösen Taten, welche sie im Laufe der Jahresfrist vollbracht haben. Hat eine Hexe nicht siebenundsiebzig böse Werke vollzogen, so wird sie vom obersten Teufel damit bestraft, daß sie ihm als Leibdienerin ein Jahr lang überallhin folgen muß; am Tage liegt sie tief im Sumpfe, in der Nacht aber ruht sie neben dem Teufel auf glühenden Kohlen. Hat sie gar wenig oder gar nichts wichtiges im Laufe des verflossenen Jahres getan, so wird sie dazu verdammt, ein Jahr lang jeden Tag die stets nachwachsenden Haare vom Leibe des Suyolak wegzulecken. Dies ist eine eigentümliche Gestalt in der Sagenwelt der Zigeuner. Dieser Suyolak ist am ganzen Körper dicht mit Haaren besetzt, die ihm — wie schon erwähnt — die dazu verdammten Hexen täglich ablecken müssen. Er kennt alle Zauberkünste und wurde einst von den Teufeln an einen Felsen angeschmiedet, woran er bis heutigen Tags steht. Wenn er sich einmal loszureißen imstande wäre, so würde er alle Teufel und Hexen vernichten und die ganze Menschheit verderben. Alljährlich zu Pfingsten kommen die Hexen an dem Orte, wo der Suyolak an

einen Felsen geschmiedet ist, zusammen und bringen ihm Festgeschenke dar, von denen er das ganze Jahr hindurch leben muß. Sind alle Hexen um ihn versammelt, dann macht er die größten Anstrengungen, um sich seiner Fesseln zu entledigen. Der Felsen beginnt dann zu wanken, die eisernen Fesseln lockern sich, aber dann erscheint eine große gelbe Schlange, windet sich um den Leib des Suyolak, worauf sie nach einigen Minuten ins Innere des Felsens verschwindet. Nun kann sich Suyolak wieder ein Jahr lang nicht rühren. Wir haben hier also eine Vorstellung angeketteter Titanen, denen es nur einmal im Jahre gelingt, sich ihrer Fesseln beinahe zu entledigen, um dann wieder aufs neue fest angeschmiedet zu werden. —

An diesem erwähnten Hexen-Jahresfest werden die Hexen nicht nur bestraft, sondern auch belohnt. Hexen, die im Laufe des Jahres etwas tüchtiges geleistet haben, erhalten bei dieser Gelegenheit einen Schwanz; eine Ehre, nach der jede Hexe geizt. Dieser Schwanz wird der betreffenden Hexe dadurch verliehen, daß der oberste Teufel ihr den Bürzel mit dem Speichel des Suyolak einreibt; dann wächst ihr gleich ein Schwanz hervor, der aber so kurz ist, daß man ihn kaum bemerken kann. Wenn aber jemand den Rücken einer solchen Hexe mit einer Stechapfelstaude schlägt, so wächst der Schwanz sofort zu erheblicher Länge hervor.

In einer unedierten Sage der südungarischen Zigeuner, die wir hier fast Wort für Wort übersetzt mitteilen, heißt es:

„In Besdan (Südungarn) lebte vor Jahren ein armer, gar armer Zigeuner, der bei einer alten Frau diente. In der Pfingstnacht konnte er nicht schlafen, und bemerkte durch das Schlüsselloch, daß seine Herrin noch wach sei; denn es brannte noch die Kerze in ihrem Zimmer. „Die Alte zählt gewiß ihre vielen Dukaten“, dachte bei sich der Zigeuner. Er stand auf und blickte durchs Schlüsselloch ins Zimmer seiner Herrin. Aber welch' Wunder sah er. Die Alte war ganz nackt und rieb ihren Leib mit Eiern und dem Blute einer Wachtel ein, dann setzte sie sich auf einen Besenstiel und flog zum Fenster hinaus. „Das willst du auch machen!“ dachte bei sich unser Stammgenosse und rieb seinen nackten Leib auch mit Eiern und dem übriggebliebenen Wachtelblute ein. Dann setzte er sich auf einen Besen und husch! ging es fort, fort und immer fort, bis zum Felsen, an

welchen der Suyolak angefesselt ist. Da waren alle Hexen versammelt und tanzten mit den Teufeln. Der Zigeuner tanzte auch mit. Als der Tanz zu Ende war, gaben die Hexen dem Suyolak ihre Geschenke. Der Zigeuner hatte nichts mitgebracht. Da schrie der Suyolak den Teufeln zu: „Macht dem Kerl einen Schwanz!“ Die Teufel ergriffen unsern Stammgenossen, rieben seinen Rücken mit dem Speichel des Suyolak ein und fertig war der Schwanz, den sie mit Stechapfelstauden einigemal berührten. Nun hatte der arme Mann einen so langen Schwanz, wie sein Bein. Hierauf wurde er von den Teufeln auf seinen Besen gesetzt und gelangte also nach Hause. Er steckte seinen Schwanz in die Hose hinein und niemand bemerkte ihn. Aber der Zigeuner hatte eine Frau. Diese sprach in einer Nacht also zu ihm: „Lieber, was hängt dir da hinten herab?“ Der Mann erwiderte nichts, aber das Weib fand gar bald, daß der Gatte einen Schwanz habe und erzählte es den Leuten im Dorfe. Da wurde der Zigeuner eingefangen und ihm der Schwanz abgeschnitten, worauf er starb!“

* * *

Teufel und Dämonen sind also die Hauptfaktoren des Hexentums. Beide sind „Widersacher“; daraus läßt sich wohl schließen, daß die Herbeiziehung des Teufels in den Hexenglauben der Zigeuner gar jungen Datums ist, während die Dämonen in älterer Zeit ungeteilt die Rolle auch der Teufel im zigeunerischen Volksglauben inne hatten, spielen sie heute nur eine untergeordnete Rolle. Wenn auch die Hexe — wie oben erwähnt — ihre Macht und Kraft, Unheil zu stiften, nur n a c h und d u r c h geschlechtlichen Umgang mit einem Dämon erhält, so ist doch der Teufel ihr Herr und Gebieter, der sie nach Verdienst belohnt oder bestraft. Aber auch in einer andern Beziehung ist der Teufel im heutigen Volksglauben der Zigeuner an Stelle ihrer Dämonen getreten, die in der Erinnerung immer mehr zu verblassen beginnen. Ich meine den B u n d m i t d e m T e u f e l, den jede Hexe alle sieben Jahre erneuern muß, indem sie ihr Menstruationsblut sieben Jahre lang sammelnd, ihm dasselbe zu trinken giebt. Diese Hexe, die außer ihrem geschlechtlichen Umgang mit Dämonen, auch noch einen Bund mit dem Teufel, als ihrem Herrn und Gebieter, schließen muß, ist wohl

gar keine Hexe im alten Sinne mehr, sondern bloß ein Mensch, der auf dem (hier recht eigentümlichen) Wege des Blutbundes den Schutz eines höheren oder besser gesagt, mächtigern Wesens sich erkaufte. Auch Männer können einen Bund mit dem Teufel schließen, indem sie ihm ebenfalls jedes siebente Jahr etwas Blut aus ihrem linken Arm übergeben, oder — nach dem Volksglauben der serbischen Zigeuner — einige Tropfen ihres Sperma. Sie können aber nicht „hexen", sondern sie werden dadurch nur „reich und glücklich" (barvales te baçtales) und werden nach einer ausbedungenen Anzahl von Jahren vom Teufel fortgeführt, um ihm zu dienen oder in Loçolico (s. Abschnitt I) verwandelt zu werden. Also nur Frauen können eigentliche Hexen werden, Wesen, die ihren Nebenmenschen nur Unheil bereiten, und auch die nur durch geschlechtlichen Umgang mit Dämonen. Der Bund mit dem Teufel dient dabei nur als Symbol der Unterwürfigkeit.

Hat eine Hexe den Bund mit dem „obersten Teufel" oder „Teufelskönig" abgeschlossen, so muß sie sich des Genusses gewisser Speisen enthalten, und zwar solcher Speisen, welche die Teufel nicht genießen. Dies Speisenverbot weist auf einen längst vergessenen religiösen Cult hin.

„Frei von Speiseverboten", sagt Richard Andree (Ethnographische Parallelen und Vergleiche 1878, S. 114) „sind wohl nur die am höchsten entwickelten Völker, die bei der Auswahl ihrer Nahrungsmittel allein sich durch das widerlich erscheinende und ungesunde beschränken lassen, während bei tiefer stehenden Völkern, welche selbst die ekelhaftesten Dinge (wie z. B. die Zigeuner) oft verzehren, doch die eine oder andere Art der Beschränkung in Bezug auf die Speisen eintritt. Die Furcht vor üblen Wirkungen auf die Gesundheit, welche durch den Genuß gewisser Speisen hervorgebracht werden können, gleichviel ob begründet oder unbegründet, gab wohl den Anlaß zu den ersten Speiseverboten. Daran schließen sich die so häufigen religiösen Verbote, die manchmal nur auf ein Geschlecht, eine Kaste oder auf bestimmte Zeit beschränkt sind. Das verbotene Nahrungsmittel wird gewöhnlich auch als ungesund angesehen, wobei wohl die Ansicht maßgebend ist, daß denjenigen der Zorn der Götter erreicht, welcher die geheiligten Speisesatzungen verletzt."

Bei den Zigeunern als besondere Kaste mögen vielleicht in uralter Zeit solche Speiseverbote in Geltung gewesen sein und die Erinnerung an dieselben findet eben im Hexenglauben ihren letzten Nachklang. Von der Materie ganz zu abstrahieren, ist für den Naturmenschen eben eine Unmöglichkeit, denn alle seine Gedanken bewegen sich innerhalb der Welt der sinnlichen Erscheinungen und er kann sich schwerlich einen Geist in dem eigentlichen Sinne des Wortes denken. Deshalb pflegen die Zigeuner den Teufeln in jeder Beziehung materielles – nicht nur sichtbar körperliches — Dasein zuzuerteilen. Gewisse Speisen verabscheuen die Teufel, und Hexen, welche den Teufelsbund geschlossen haben, dürfen eben diese Nahrungsmittel nicht genießen. Eine Hexe ißt nichts von einer Ziege, einem Hasen oder Schweine; ferner darf sie kein Enten-, Wachtel- oder Hühnerfleisch genießen; der Genuß von Fischen ist ihr ebenfalls verboten. Während meiner ersten „Zigeunerfahrt“ im Jahre 1883 ereignete es sich, daß einmal eine ziemlich bejahrte und bei den Stammgenossen unbeliebte Zigeunermaid am Abendessen, das aus Fischen bestand, keinen Anteil nehmen wollte. Sogleich schrieen die Zeltbewohner: „Holyipi, holyipi!“ (Hexe, Hexe!) und bewarfen sie mit Bohnen, um sich zu überzeugen, ob die Maid in der Tat eine Hexe sei. Denn eine Hexe, mit Bohnen beworfen, verfällt sofort in Krämpfe. Bohnen, Kürbiskerne, Haselnüsse und Buchweizen dürfen Hexen nicht essen, denn auch die Teufel verabscheuen diese Früchte. Die ansässigen Zigeuner Rumäniens werfen am Pfingstmorgen eine Handvoll Bohnen über das Dach ihrer Hütte, damit kein Teufel ihrer Behausung einen Besuch abstatten könne. Ferner stecken die ansässigen Zigeuner der Donauländer am Pfingsttage auf die Zaunpfähle ihrer Gehöfte die Schädel gefallener Pferde und Rinder; dann können Hexen und Teufel den Hofraum nicht überschreiten. Die siebenbürgischen Zeltzigeuner, welche den Winter in Erdhöhlen zubringen, graben solche Pferdeschädel in den Boden der Höhlen ein, während die südungarischen Zigeuner auf das Grab des Verstorbenen ebenfalls Schädel von Pferden oder Kühen legen, damit keine Hexe oder kein Teufel diese Stelle betrete; denn würde der Fuß eines dieser Wesen den Grabhügel berühren, so würde das Herz des Toten zu brennen beginnen und den hinterbliebenen Verwandten nächtlich als bläuliches Flämmchen erscheinen. Das Irrlicht heißt

bei den südungarischen Wanderzigeunern vodyi mulengré = Herz der Toten. Um Tiere vor der Krätze (ger, bei den siebenbürgischen Zeltzigeunern auch Teufelsbesen = motura bengeskro — genannt) zu schützen, läßt man ihr Trinkwasser einigemal im Jahre durch einen Pferdeschädel rinnen.

Ein Zigeuner, namens Stoina, des siebenbürgischen Zeltzigeunerstammes Kukuya, kehrte im Jahre 1882 einmal nachts durch das sogenannte Teufelstor (einer Talschlucht in der Nähe der siebenbürgischen Ortschaft Rodna) zu den Zelten zurück und hörte daselbst „alle großen und kleinen“ Teufel (båre te cigne benga) singen; er wurde dadurch taub und erlangte sein Gehör nur dann wieder, als er aus einem Pferdeschädel trank. —

Was nun schließlich die Familienverhältnisse der Teufel anbelangt, so stehen alle Teufel unter der Herrschaft des „obersten oder größten“ Teufels (legbareder beny) oder „Teufelskönigs“, der wieder seiner Großmutter gehorchen muß, die Gott bei der Erschaffung der Welt aus einer Schlange dadurch entstehen ließ, daß er auf dies Tier voll Abscheu spie. Sie brachte sofort nach ihrer Entstehung den „obersten Teufel“ zur Welt. Es giebt 77 große Teufel, die kräftiger und mächtiger sind, als die 7 kleinen Teufel. Alle diese kamen dadurch zur Welt, daß sich die Teufelsgroßmutter jedes siebentausendste Jahr in ihr linkes Bein schnitt, worauf jedesmal ein Teufel der Wunde entsprang. So heißt es im Volksglauben fast aller Zigeunerstämme Europa's.

VI.

Festgebräuche.

Die Festgebräuche der meisten Zigeunerstämme Europa's stimmen im großen und ganzen mit einander überein und schließen sich den Festtagen der christlichen Kirche an. Auf heidnischer Grundlage fußend, haben sie eine christliche Staffage. Selten kann ein Wanderzigeuner den betreffenden Monat oder das Jahr angeben; er kennt kein „Datum"; er weiß nur von „Winter und Sommer", und dies ist für ihn genug! Aber die Hauptfesttage der christlichen Kirche weiß er schon Monate vorher zu bestimmen, indem er sagt: so und so vielmal wird der Mond voll (dick = tçules) werden und die Ostern sind da! Und schon Monate vorher freuen sich diese braunen Kinder der Haide auf „ihre" Festtage, weil sich dann wieder einmal ihr Herz in Lust und Hoffnung voll und ganz austönen kann.

Die Wichtigkeit zigeunerischer Festgebräuche werden die folgenden Zeilen darlegen.

* * *

Kommt der St. Michaelistag, so senden die einzelnen Zigeunerstämme der Donauländer und Siebenbürgens, ebenso der Bukovina und Galiziens einige ihrer Mitglieder aus, um die Erdhöhlen, die in den südlichen Berglehnen der Gebirge gelegen sind, die sogenannten „Winterquartiere" (kere yevende) herzurichten. Gewöhnlich werden die Erdhöhlen, welche der Stamm, dessen einzelne Genossenschaften, Sippschaften (mahliya) im Laufe des Sommers von einander getrennt, das Land durchzogen,

sich zur Winterzeit aber vereinigen, im verflossenen Winter bewohnt hat, wirder hergerichtet. Wenn nun mit dem ersten Schneefall der Wanderzigeunerstamm seine Erdhöhlen bezieht, so wird vor jeder Höhle ein Feuer mit Stechapfelstauden angemacht; auf den Kohlen aber verbrennt der Älteste der betreffenden Sippe etwas Alaun, und wenn dieser aufhört zu brodeln, so nimmt er ihn vom Feuer und wird finden, daß er die Gestalt der Person angenommen hat, die im nächsten Winter der Sippe eventuell Schaden zufügen könnte. Der Älteste jeder Sippe (gakkiya) erhitzt daher eine neue, noch nie gebrauchte Nadel im Feuer, und indem er den brodelnden Alaun auf Stechapfelblätter gießt, sticht er mit der glühenden Nadel mehrere Löcher in jedes einzelne Blatt und sagt bei jedem Stiche einzeln: „Dies das Auge, dies der Mund, dies die Hand, dies der Fuß, dies der Kopf, dies das Herz, alles soll untergehen, bevor er uns schadet!" (Ada yakh, ada hin muy, ada vast, ada punro, ada hin shero, ada hin vodyi; save meren, anglasoste amenge naylasel!) Indessen reiten die Männer im Halbkreise um die Erdhöhlen herum und rufen dabei: „Hier sind wir und lieben das Leben!" (Kate amen sam te kamen jipen!) Die südungarischen und serbischen Wanderzigeuner zerstückeln dabei ein Schaf- oder Ziegenfell und jeder der verheirateten Männer wirft ein Stückchen von diesem Felle in das Feuer, wobei er spricht: „Heiliger Michael, laß uns nicht erfrieren!" (Svato Mikalo, na kames tu the amen shilalyaren!); indessen tanzen die Kinder der serbischen Zeltzigeuner um das Feuer herum und singen:

Oh svate Mikalko,	O heiliger Michael,
Oh mudara, mudara	O töte, o töte
Save shilale kirmora,	Alle kalten Würmer,
Kay menge shil na hin;	Damit wir nicht erfrieren,
Kay nasvalipen na hin!	Damit wir nicht krank werden!
Lasu kam the tatyarel,	Laß' die Sonne uns erwärmen,
Lasu kast the men avel,	Laß' das Holz wachsen,
Lasu, tu laco, men the jidel!	Laß' uns, du Guter, leben!

Inzwischen vergraben die Weiber Tierknochen in den Erdboden der Höhlen und rufen dabei: „O heiliger Michael, hilf uns!" (Oh svate Mikalko; sastyar nen!) — ein Brauch, den auch die siebenbürgischen Zeltzigeunerinnen beobachten. Einige Wanderzigeunerstämme der Donauländer stellen in der ersten Nacht,

die sie in den Winterquartieren zubringen, einen Kuchen vor die Erdhöhle und sagen dabei: „Heiliger Michael, bewahre uns vor den Toten!“ (Svate Mikalko, trada men mulenge!) An diesem Tage enthalten sich die serbischen und südungarischen Wanderzigeuner jeder Fleischkost.

Wenn wir nun das mitgeteilte Kinderlied, wo St. Michael als Töter „kalter Würmer“ angerufen wird, ferner, wenn wir das Totenopfer, wobei St. Michael ebenfalls zu Hilfe gerufen wird, in Betracht ziehen, so können wir wohl sagen, daß dieser Heilige aus christlich-slavischem Volksglauben in zigeunerischen religiösen Brauch hinübergenommen worden ist. „Der erste Drachentöter, den das Christentum schon von biblischem Grunde aus stellen konnte, ist Michael der Erzengel“. Slavische Stämme pflegen auch am Tage dieser Heiligen Totenopfer darzubringen, indem man Speisen und Getränke auf die Gräber der Verstorbenen hinlegt. —

Bei den siebenbürgischen Wanderzigeunern wird bei dieser Gelegenheit nach allgemeiner Schmauserei unter Gesang und Tanz eine mit Tanennreisig, Ephen und Laub umhüllte Strohpuppe, der „schwarze Mann“ (kalo manush) verbrannt und die übriggebliebene Asche in den einzelnen Erdhöhlen verstreut, um die „bösen Geister“ den Winter über fern zu halten. Jede Sippe bewahrt etwas Asche von der verbrannten Puppe in einem Säckchen auf, um damit vorkommenden Falles die Fußsohlen Totkranker einzureiben, die dadurch den Tod von sich fern halten können. Auch beim Liebeszauber wird diese Asche verwendet. Die Mädchen streuen am Abend des Andreastages etwas von dieser Asche unter ihr Lager, „um von ihrem zukünftigen Gatten zu träumen“.

* * *

Wir wollen gleich hier den mit den Festgebräuchen der Zigeuner mehr oder weniger zusammenhängenden Liebeszauber behandeln. Nur an gewissen Tagen oder in bestimmten Nächten kann man den Liebeszauber oder das Liebesorakel vornehmen. Solche Zeitpunkte ist der St. Andreastag, die Sylvesternacht, die Nacht vor dem ersten Oster- und Pfingsttag und der St. Georgitag.

Am Abend der erwähnten Tage werfen die Zigeunermaide Schuhe auf einen Weidenbaum; nur neunmal ist es erlaubt zu

werfen. Wenn dabei der Schuh in den Ästen des Baumes hängen bleibt, so heiratet die betreffende Maid noch im Laufe des kommenden Jahres. So oft aber der Schuh nach neun erfolglosen Würfen auf die Erde fällt, so viel Jahre muß sie noch warten, bis sie einen Gatten bekommt. Am Vorabend des Andreas- oder Sylvestertages gehen die siebenbürgischen Zigeunermaide zu einem Baum, den sie einzeln schütteln, während im Chor gesungen wird:

Perde, perde praytina,	Es fällt, es fällt das Blatt herab,
Varekay hin, kas kamav?	Wo ist der, den lieb ich hab'?
Basha, parno jiuklo,	Du weißer Hund, du belle, belle,
Pirano jal may sigo!	Mein Liebster, komm' zu mir gar schnelle!

Bellt während des Baumschüttelns und des Gesanges in der Ferne ein Hund, so heiratet die betreffende Maid noch vor Jahresfrist. Am Abend der erwähnten Tage reißt sich die Zigeunermaid ein Haar von ihrem Haupte aus, bindet an das eine Ende einen Ring an und an das andere Ende, mit zwei Fingern haltend, läßt sie den Ring in einem leeren Gefäße sich hin- und herschwingen. So oft nun der Ring an die Wand des Gefäßes anschlägt, so viel Jahre muß sie noch Maid bleiben. In der St. Georginacht binden die südungarischen Zigeunermaide einem weißen Hunde die Augen zu und lassen ihn dann frei, während jede von ihnen still und wortlos auf einem Platze stehen bleibt. Zu welcher Maid nun der Hund zuerst hinläuft, die heiratet auch zuerst, d. h. vor allen ihren Gefährtinnen.

Am Pfingstmorgen stellen sich die Zigeunermaide vor Sonnenaufgang hinaus ins Freie, und wenn sie im Osten Wolken bemerken, so werfen sie grüne Zweige in der Richtung gen Himmel und rufen die Worte: „Flieg' fort, Vogel, und nicht vertreib' meinen Liebsten!“ (Prejia cirikleya te na trada m're piranes!) Es heißt nämlich im Volksglauben, daß, wenn am Pfingstmorgen Wolken am östlichen Horizont schwimmen, in dem Jahre viele Maide ledig bleiben; wenn aber der östliche Himmel vor Sonnenaufgang dunkelblau ist, dann werden viele Ehen geschlossen. —

Damit diese Liebesorakel auch in Erfüllung gehen, muß sich die Maid dazu noch besonders vorbereiten. Sie darf sich die den erwähnten Tagen und Nächten vorangehenden neun Tage hin-

durch nicht waschen, noch darf sie während dieser Zeit jemanden küssen oder eine Kirche betreten. Am Abend vor dem Oster- und St. Georgitag ist es gut, Fische zu essen; dann sieht man im Traume den zukünftigen Ehegemahl. Am Morgen der erwähnten Tage lassen die Zigeunermaide in einem Napfe Wasser aufsieden und suchen aus dem Brodeln des Wassers den Namen ihres Zukünftigen zu erraten. Will die Zigeunermaid wissen, ob ihr zukünftiger Gatte alt oder jung sein wird, so knetet sie aus neun Stechapfelkörnern (peshoseskro), die sie von neun verschiedenen Stauden genommen hat, in neun Handvoll Erde, ebenfalls von neun verschiedenen Stellen genommen, mit aus neun verschiedenen Brunnen oder Bächen geschöpftem Wasser zu einem Teige, den sie am Morgen des ersten Oster- oder St. Georgitages auf einen Kreuzweg legt. Tritt nun auf diesen Teig zuerst ein Weib, so wird der zukünftige Gatte der Maid ein Witwer oder ein bejahrter Mann sein; tritt aber ein Mann auf den Teig, dann nimmt ein Junger die Maid zur Frau. Die ansässigen Zigeuner Siebenbürgens pflegen am Sylvesterabend zwei Näpfe auf den Tisch umzustürzen; unter den einen wird Salz, unter den andern Brot gelegt. Die betreffende Maid, die erraten will: ob sie einen jungen oder alten Mann zum Ehegatten bekommt, muß hinaus gehen, während die in der Stube Zurückgebliebenen die Näpfe vertauschen. Die Maid wird nun hereingerufen und wählt einen der Näpfe. Ist unter dem gewählten Napfe Salz, so heiratet sie ein alter Mann.

Will eine Maid ihren ihr noch unbekannten Gatten erschauen, so geht sie in der St. Georgsnacht auf einen Kreuzweg, kämmt ihr Haar nach rückwärts, sticht sich dann mit einer neuen Nadel in den kleinen Finger ihrer linken Hand und läßt dann drei Tropfen Blut auf die Erde fallen, wobei sie spricht: „Mein Blut gebe ich meinem Liebsten; den ich sehe, dem soll ich angehören!“ (M'ro rat dav piraneske; kas dikhav, avava adaleske!) Dann soll dem Blutstropfen die Gestalt des zukünftigen Gatten entsteigen und langsam in der Luft zerfließen. Das vergossene Blut aber muß dann die Maid samt Staub und Kot aufheben und in ein fließendes Wasser werfen, sonst lecken die Nivashi die Blutstropfen auf und die betreffende Maid findet als Braut ihren Tod im Wasser. Es heißt, daß die schöne Tochter Rosa, des Wojvoden des siebenbürgischen Zeltzigeunerstammes

Kukuya, namens Peter Danku, als Braut deshalb in der Flut des Maroschflusses ertrunken sei, weil sie vergessen habe, dies Blut aufzuheben und in fließendes Wasser zu werfen.

Legt eine Maid in der Vornacht der erwähnten Tage Erde vom Grabe eines Mannes unter ihr Kopfkissen, so kann sie ihren zukünftigen Gatten als Traumgesicht erschauen. Burschen nehmen hierzu Erde vom Grabe eines Weibes.

Wenn die Maid nicht nur ihren ihr noch unbekannten Gatten sehen, sondern auch das Loos wissen will, das ihrer in der Ehe harrt, so geht sie in der Vornacht der erwähnten Tage hinaus auf einen Kreuzweg, setzt sich auf die Erde nieder und stellt vor sich einen Napf mit gebratenem Fisch und einen Becher mit Branntwein hin. Dann erscheint die Gestalt des zukünftigen Gatten; greift nun dieselbe nach dem Fisch, so wird die Ehe eine glückliche sein, greift sie aber nach dem Becher, so wird die Maid in der Ehe viel leiden müssen. Greift die Gestalt weder nach dem Fisch, noch nach dem Schnapsglas, so stirbt schon im ersten Jahre der Ehe entweder der Gatte oder die Gattin. —

Um den Mann ihrer Liebe an sich zu zaubern, greift die Maid an den erwähnten Tagen zu allerlei Geheim- und Zaubermitteln. Vor Sonnenaufgang sucht sie an Ruten der Weidenbäume so lange herum, bis sie Knoten daran gewahrt, die dem Volksglauben der Zigeuner gemäß von den Urmen geschlungen werden: die Maid schneidet nun diese Knoten ab, steckt sie in den Mund und spricht dann: „Dein Glück esse ich, dein Glück trinke ich; gebe dir mein Glück dafür, bist du mein!“ (T're baçt me çav, t're baçt me piyav; dav tute m're baçt, kana tu mange sal!) Hierauf sucht sie die Knoten unbemerkt in das Lager der von ihr geliebten Person zu stecken.

Mit diesem Liebeszauber verwandt ist der folgende: Am St. Georgitage nimmt vor Sonnenaufgang die Maid einen Grashalm in den Mund, und sich gegen Osten und Westen kehrend, spricht sie:

Kay o kam avriavel,	Wo die Sonne muß aufgehn,
Kiya man pirano beshel!	Soll der Liebste bei mir stehn!
Kay o kam tel' avel!	Wo die Sonne will untergehen,
Kiya piraneske beshav!	Da soll ich stets bei ihm stehn!

Hierauf wird der Grashalm zerstückelt und unbemerkt in eine Speise der geliebten Person gemischt. Der Grashalm scheint

hier auf die alte Sitte hinzuweisen, dergemäß bei den Hindu derjenige, welcher „den Zorn eines anderen beschwichtigen oder vollständige Unterwerfung ausdrücken will, einen Stroh- oder Grashalm in den Mund nimmt“. Dieser Sitte mag der Gedanke zu Grunde gelegen haben, daß man sich ganz wie ein Stück Vieh der Gewalt eines anderen (hier der geliebten Person) übergebe. Damit scheint denn auch die alte Sitte, sich durch dargereichtes Gras für besiegt zu bekennen, in Verbindung zu stehen, und der sich Unterwerfende trug also den Grashalm bald im Munde, bald reichte er ihn dem Herrn und Sieger dar (vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 382 und Grimm, Rechtsaltert. S. 112). — Wenn bei den südungarischen ansässigen Zigeunern sich eine Witwe wieder verheiraten will, so nimmt sie an einem der erwähnten Tage Gras vom Grabe ihres ersten Gatten, verbrennt dasselbe und mischt die Asche in die Speisen desjenigen, den sie sich zum zweiten Gatten wünscht. —

An diesen Tagen sammeln die Zigeunermaide die Wurzeln des Knabenkrautes (latein. Orchis maculata, den Siebenbürger Zigeunern unter dem Namen: vast bengeskero = Teufelshand bekannt), trocknen sie am Feuer und zu Pulver gestoßen und mit ihrem Menstruationsblut vermischt, geben sie dies in Wein oder Branntwein dem Geliebten zu trinken. Oder sie verbrennen einen Laubfrosch zu Staub und mischen diesen nebst dem Blute einer Fledermaus in den Trank. — Qualibet supradictarum noctium occiduntur duo canes nigri, mas et femina, quorum genitalia exstirpata ad condensationem coquuntur. Hujus materiae particula consumpta quemvis invincibili amore facit exardescere in eum eamve, qui hoc medio prodigioso usus est. —

Allgemein bekannt ist den Zeltzigeunern der Donauländer folgender Liebeszauber: Das Mädchen gräbt die Erde aus, in welcher die Fußspur des geliebten Burschen sich an den erwähnten Tagen abgedrückt hat, vergräbt die Erde unter einem Weidenbaum und spricht die Worte:

Upro pçuv hin but' pçuva;	Erde paart sich mit der Erde;
Kas kamav, mange th' avla!	Den ich lieb', auch mein er werde!
Barvol, barvol, sâscilye,	Wachse, wachse Weide,
Briga na hin mange!	Nimm mein Herzeleide!
Yov tover, me pori,	Er die Axt und ich der Stiel.
Yov kokosh, me catra,	Ich die Henne, er der Hahn, —
Ada, ada, me kamav!	Das bezwecken ich nun will!

Ein anderer Liebeszauber, der an diesen erwähnten Tagen bei den Zigeunerinnen gang und gäbe ist, besteht im folgenden Verfahren: „Wenn Hund und Hündin bei der Paarung zusammenhängen, fährt man mit einem Tuch über sie und spricht die Worte:

Me jiuklé, yov jiuklo,	Ich die Hündin, er der Hund,
Yov tover, me ñelo,	Er die Axt und ich der Stiel,
Me catra, te yov kokosh,	Ich die Henne, er der Hahn,
Ada mange açtalos!	Das nur macht mich glücklich!

Dann berührt man mit diesem Tuche unbemerkt die Person, deren Liebe man gewinnen will.

Fängt eine Zigeunermaid am St. Johannistag einen Laubfrosch, so sperrt sie ihn in einen irdenen Napf ein, dessen Seitenwände sie mit zahlreichen Bohrlöchern versieht. Den Napf vergräbt sie dann in einen Ameisenhaufen. Nach einundzwanzig Tagen gräbt sie den Napf heraus; die Ameisen haben in dieser Zeit den Frosch aufgezehrt und nur die Knochen zurückgelassen. Diese Knochen werden nun zu Pulver gestoßen und mit spanischen Fliegen in einen gut gezuckerten Teig eingebacken. Wer davon ißt, entbrennt in Liebe zur Geberin. —

So wie man zigeunerischem Volksglauben gemäß Liebe erwecken kann, indem man Schweiß, Blut, Haare u. s. w. in die Speisen und Getränke der betreffenden Person mischt, so kann man auch umgekehrt die Liebe vernichten, wenn man Blut, Haare, Speichel u. s. w. der betreffenden Person verbrennt. Eine Maid, deren Liebster treulos geworden ist, zündet an den erwähnten Tagen um Mitternacht eine Kerze an und sticht mit einer neuen Nadel einigemal in dieselbe, wobei sie sagt: „Ich steche die Kerze, ich steche dein Herz!" (Pçagerav momelyi, pçagerav t're vodyi!) Wenn der treulose Geliebte eine andere Maid zur Frau nimmt, so verschafft sich die Verlassene zu Georgi oder am ersten Pfingsttage drei Krebse, deren Schalen sie zu Pulver stößt und in die Speisen und Getränke des Treulosen mischt; dadurch wird die Ehe desselben eine unglückliche; „Leid und Pein verfolgt ihn", und er sehnt sich dann stets nach seiner treulos verlassenen Geliebten zurück. —

* * *

Die Wanderzigeuner der Donauländer teilen den Winter in zwei, beziehungsweise drei Abschnitte: den „kleinen Winter" (cigno yevend), der vom ersten Schneefall bis Andreastag dauert, von diesem Tage an wird der „große Winter" (baro yevend) gerechnet, der ungefähr bis Mitte Februar dauert, dann beginnt wieder der „kleine Winter" bis zum gänzlichen Verschwinden des Eises. Den Anfang des „großen Winters" feiern die Wanderzigeuner Südungarns und Serbiens durch die Yevendikra genannte Ceremonie, indem von den Frauen jeder Familie so viele Kuchen gebacken werden, als die Familie Mitglieder zählt. Dann schlachtet jedes Familienoberhaupt einen Hahn und seine Gattin eine Henne. „Hahn und Henne sind Symbole menschlicher ehelicher Gemeinschaft und taugen daher für Eheleute als Opfer". Vor dem ersten Tagesgrauen werden die gebratenen Hühner und fertigen Kuchen ins Freie gebracht. Dann versammeln sich die Bewohner der einzelnen Erdhöhlen vor ihrer Behausung und der Älteste spricht ein Gebet, worin er Gott bittet „seine Leute im kommenden Winter vor Krankheit, Kummer und Armut zu bewahren". Dann verbeugen sich alle Versammelten gegen Osten und es beginnt das Mahl, bei dem die männlichen Mitglieder nur vom Fleisch der Hennen, die Weiber aber nur vom Fleisch der Hähne essen dürfen. Die Knochen werden von der jüngsten Frau gesammelt und ins Feuer geworfen, wobei sie ein Gebet spricht, in welchem sie Gott um ehelichen Frieden bittet. Dies alles muß vor Sonnenaufgang geschehen. —

Eines der Hauptfeste ist auch für die Zeltzigeuner das Weihnachtsfest. Schon die Woche vorher (baro burko = große Woche) wird mit der Bereitung verschiedener Heil- und Schutzmittel zugebracht. Das Blut einer in dieser „großen Woche" erlegten Fledermaus heilt Menschen und Tiere, die an Blähungen leiden. Hasenfett, zu dieser Zeit gesammelt, soll bei Liebessachen von guter Wirkung sein. Besonders bei männlicher Impotenz und weiblicher Unfruchtbarkeit mit Eselsmilch genossen, soll es ein wirksames Mittel sein.

In der Weihnachtswoche halten die Mulo ihr Jahresfest ab und stellen den Weibern nach; die siebenbürgischen Zigeunerinnen binden deshalb eine Muskatnuß und etwas Kampfer in ein Tüchlein und hängen dasselbe an den Eingang der Erdhöhle auf. Die ansässigen Zigeuner glauben, daß in der Christnacht

die Tiere miteinander reden, doch darf man sie nicht belauschen, denn sonst könnte man von den Urmen, die um diese Zeit die Tiere besuchen und „segnen" (baçdelen), getötet werden. Gesalzenes Brot soll man den Haustieren am Weihnachtsabend geben, damit „sie wachsen und gedeihen". Die siebenbürgischen Wanderzigeuner schütten in dieser Nacht die Asche eines verbrannten Eschenzweiges (körisko kast) unter ihre Pferde, damit dieselben das ganze Jahr hindurch vom Dämon Çagrin nicht gequält werden. Bellen die Hunde in dieser Nacht viel und laut, so wird der Sommer gar trocken und ohne anhaltenden Regen sein, und im kommenden Jahre werden viele Todesfälle vorkommen. Wenn die Esel und Schweine in dieser Nacht unruhig sind, so heiraten bis nächsten Christtag viele Maide. Ist die Christnacht hell und klar, so ist auf frühzeitigen Lenz zu hoffen; eine trübe und wolkige Christnacht zeigt ein „nasses Jahr" an.

Knochen und Fischgräten, in der Christnacht an die Bäume und auf die Felder geschüttet, vermehrt für das nächste Jahr die Fruchtbarkeit derselben. Die ansässigen Zigeuner Südungarns schlagen bei dieser Gelegenheit mit einem Stock an den Obstbaum und indem sie dann die Knochen und Gräten unter den Baum vergraben, sprechen sie: „Nimm und friß, und gedeihe!" (Lava te ça, te barvalyol!) Der Baum, die Pflanze überhaupt, wird als beseeltes Wesen aufgefaßt, und die allgemein menschliche Grundanschauung von der Beseelung der Pflanze oder „von der Wesensgleichheit zwischen Menschen und Pflanzen" treffen wir auch bei den Zigeunern an. Wilhelm Mannhardt charakterisiert diesen Glauben der Völker mit den Worten: „Diese Vorstellung steigerte sich in früher Vorzeit ohne Zweifel zu dem wirklichen Glauben, daß die Pflanze ein dem Menschen gleichartiges, mit Denken und Gesinnung begabtes Wesen, Mann oder Weib sei. Als später im primitiven Bewußtsein ein Bruch eintrat, und eine Art von botanischem Begriff aufzukommen begann, suchte jener Glaube in veränderten Formen sein Dasein zu retten. Zunächst mußte er sich von Tag zu Tage fortschreitend. eine Einschränkung auf einzelne Individuen gefallen lassen, an denen das Wunder noch haftete, während die große Mehrzahl der Gewächse der nüchternen Betrachtung und dem noch mehr ernüchternden Gebrauche des wirtschaftlichen Lebens verfiel. Sodann hieß es nun entweder, die Pflanze sei der zeitweilige Sitz, das

Kleid, die Hülle einer durch den Tod aus dem leiblichen Dasein entrückten Menschenseele oder gewisse Pflanzen sind verwandelte Menschen oder Halbgötter, deren Bewußtsein durch Zauber oder Schicksalsspruch in ihnen noch fortlebt. Endlich weiß eine dritte Anschauungsweise von einem geisterhaften Wesen, einem Dämon, dessen Leben an das Leben der Pflanze gebunden ist. Mit ihr wird er geboren, mit ihr stirbt er. In ihr hat er seinen gewöhnlichen Aufenthalt, sie ist gleichsam sein Körper und doch erscheint er vielfach außer ihr in Tier- oder Menschengestalt und bewegt sich in Freiheit neben ihr."

Einen Beleg hierfür bieten uns die siebenbürgischen Wanderzigeuner: Am Abend vor Weihnachten schlagen die siebenbürgischen Wanderzigeuner auf einem der ihren Erdhöhlen nächstgelegenen Hügel ein Weidenbäumchen in die Erde und schlingen dessen Zweige in Knoten; daneben wird ein Tannenbäumchen in den Erdboden hingesetzt und beide Bäumchen werden mit einem roten Faden umwickelt; dies nennen sie die „Verheiratung der Bäume" (biya kastengre). Diesen Gebrauch beobachten fast alle Wanderzigeunerstämme Europas und sie führen ihn auf eine alte Sage zurück, die ich auch hier in beinahe wörtlicher Übersetzung mitteilen muß:

„Viele, viele Tagereisen weit von hier gab es einmal ein Land, das glich einem schönen, großen Garten mit vielen schönen Blumen, Kräutern und Bäumen. Das große Land umgab eine Mauer und ein großer Fluß. Der große Wald am Ende des Landes lieferte den Leuten Holz und Wildpret. Lange Zeit hindurch lebten hier die Leute glücklich und zufrieden, aber, wie es nun einmal in der Welt zu gehen pflegt, so geschah es auch hier, daß ein großer Teil der Leute seine Pflicht vergaß und sich dachte: es wird ja auch ohnedem alles beim alten bleiben! Sie hatten nämlich den Brauch unter sich, am Neujahrstage einen großen, gemästeten Ochsen mit Blumen zu bekränzen, ihm einen Korb mit Eiern und Früchten um den Hals zu binden und ihn dann in den großen Fluß zu werfen. Dies tat jede Stadt und jedes Dorf, und sie taten dies, ohne zu wissen, warum, bloß deshalb, weil ihre Väter und Urgroßväter und auch deren Großväter es ebenfalls getan hatten. Tausend Jahre taten dies die Leute jedes Jahr am Neujahrstage. Als nun die meisten Städte und Dörfer keinen Ochsen mehr in den großen Fluß warfen, zog

ein fremder Mann von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und sagte den Leuten, sie täten ganz recht, wenn sie keinen Ochsen mehr in den Fluß würfen, sie sollten ihn lieber abschlachten und verzehren. Der Mann, der dieses sagte, war schwarz wie der Ruß, und niemand sah ihn je schlafen. Überall war er zugegen und unterhielt sich mit den Leuten. Als der Neujahrstag herankam, schlachteten nun die Leute den Ochsen, zündeten ein riesiges Feuer an und bereiteten sich aus dem Fleische mancherlei Speisen, die sie verzehrten. Dies gefiel den Leuten so sehr, daß sie beschlossen, von nun an jeden Monat einen Ochsen gemeinschaftlich zu verzehren. Es vergingen so einige Jahre, da kam eine große Hungersnot unter die Leute. Da brachen viele ein großes Loch durch die Mauer, welche das Land umgab, und zogen in die Welt. Nimmer kehrten sie in die Heimat zurück. Die Menschen, die im Lande blieben, lagen elend am Boden, denn weit und breit war nichts Eßbares zu finden. Alle Bäume, Kräuter und Gräser verdorrten in der großen Hitze, die im ganzen Lande herrschte. Bald sah man keinen Grashalm, keinen Baum mehr stehen.

Zur selben Zeit lebte in einem Dorfe dieses Landes ein gar frommer Mann; der ging nun einmal hinaus auf das verdorrte Feld, setzte sich am Ufer des großen Flusses nieder und sagte zu sich: „Alle Bäume, Kräuter und Grashalme sind vertrocknet, und wir haben keinen Samen mehr, um säen zu können!" Da kam aus dem Wasser ein alter Mann hervor und sagte: „Du bist ein frommer Mann, und weil es noch fromme Leute giebt, so will ich euch noch einmal helfen, obwohl ihr seit vielen Jahren keinen Ochsen in diesen Fluß geworfen habt. Komm und folge mir!" Und er führte den frommen Mann in den Fluß hinein und tauchte mit ihm unter das Wasser. Am Grunde des Wassers öffnete der alte Mann eine Tür und das Wasser verschwand. Sie traten auf eine unendlich große Wiese. Da stand ein großer Baum, auf welchem alle Blumen, Kräuter und Früchte der Erde wuchsen, und dessen Gipfel bis in den Himmel hinauf reichte. Der alte Mann blieb unter dem Baume stehen und sagte: „Dieser Baum trägt alle Früchte und Samen der Welt! Ich will dir nun allerlei Samen geben, damit ihr wieder säen könnt! Doch dürft ihr nicht mehr auf den Rat des fremden schwarzen Mannes hören, der euch nur zum bösen ver-

führt, sondern ihr müßt jedesmal am Neujahrstage einen Ochsen in den Fluß werfen, denn sonst kommt wieder die Hungersnot über euch.“ Er gab nun dem frommen Manne allerlei Samen vom Baume und führte ihn zurück ans Ufer des großen Flusses. Er verteilte nun den Samen unter die Leute, und bald hatten sie wieder allerlei Samen, von denen sie ihre Lebensmittel ziehen konnten. Den frommen Mann aber wählten sie zu ihrem König, und jede Stadt und jedes Dorf ließ von nun an am Neujahrstage wieder einen Ochsen in den Fluß werfen. . . .“ Zu dieser allgemein verbreiteten Sage setzen die serbischen Zigeuner noch hinzu: „Wir sind arm, wir haben keine Ochsen; deshalb werfen wir nur die Knochen der Tiere in den Fluß und vergraben etwas Fleisch unter unsere Bäume, damit uns Gott nicht wieder strafe!“

Dieser „Allsamenbaum“ (save sumbreskro kast), dessen Wurzeln eine riesige Schlange im Munde hält, ragt mit seinem Gipfel bis in „den großen Himmel“ (baro cero) hinein, und wer ihn sieht, der wird wieder jung. Am Nachmittag vor dem Weihnachtsfest kann man bisweilen diesen Allsamenbaum bei Gelegenheit der „Verheiratung der Bäume“ sehen. Serbische und südungarische Zigeunerstämme umspannen mehrere Bäume mit einem Faden und während der ganze Stamm auf den Knieen liegt, spricht der Vorstand der Sippe (der saybidyo) ein Gebet, das von allen Anwesenden nachgesprochen wird. Im vergangenen Jahre (1890) sprach Stančits Milovoj, der Sabidyo eines croatischen Wanderzigeunerstammes, bei dieser Gelegenheit das folgende — wie ich vernommen habe —, bei den Zigeunern Südeuropas allgemein verbreitete Gebet: „Großer Herr im Himmel, wir sind arme Würmer auf der Erde! Wir frieren und hungern und dürsten und leben wie die armen Vögel; aber wir lieben und loben dich! Die Bösen (Geister) verfolgen uns und niemand hilft uns Armen! Die Winde blasen und wir frieren und niemand hilft uns; o großer Herr, sende deinen lieben Sohn zu uns, damit wir gesund bleiben, damit die Bösen uns nicht schaden! Wir sind ja so arm, wie die Würmer im Winter und loben dich doch immer, du großer Herr im Himmel!“ (Baro ray andro ceros, amen sam core kirmora andre pçuv! Amenge hin shil te bokh te trush te amen jiden sar core cirikleya; uva amen kamen te asharen tut! Miseça palalen amenge te ñiko sa-

styarel corenge! Barvala pçurden te menge hin shil te ñiko sastyarel amenge: oh baro ray bica kiya men t'ro gule caves, the amenge sascipen hin, the miseça amenge naylashen! Amen vay cores hin, sar yevende kirmora te tut amen taysa asharen, oh baro ray andro ceros!) Ergreifend ist der Anblick einer solchen braunen Horde, wenn jeder einzelne auf den Knieen liegt und andächtig dies einfache Gebet nachmurmelt. Nach dem Gebet reißt sich ein jedes Familienoberhaupt ein kleines Zweiglein von den „verheirateten Bäumen“ ab, um damit die Pferde, Esel, Schweine und Hunde zu berühren, damit „sie gesund“ bleiben; die Kranken werden auch mit diesen Zweigen berührt.

In der Christnacht erscheint gar oft in der Nähe dieser „verheirateten Bäumchen“ der oben erwähnte „Allsamenbaum“. Wer ihn erblickt, der wird sein ganzes Leben hindurch glücklich sein; aber er darf bis zum Verschwinden des Baumes kein Wort sprechen, sonst wird er wahnsinnig. So verfiel vor vielen Jahren der 1886 verstorbene Zigeunergreis Pischta Laboschu des siebenbürgischen Aschani-Stammes in unheilbaren Wahnsinn, weil er in einer Christnacht berauscht den Allsamenbaum gesehen und bei dessen Anblick ausgerufen haben soll: „Ist das Honig oder Wein oder Regen, was da vom Baume herabtröpfelt?“ Als ich ihn kennen lernte, pflegte er auf unseren Wanderfahrten vor jedem Baume stehen zu bleiben und zu rufen: „Schaut, schaut her! von diesem Baume fließt kein Wein herab!“ —

Am nächsten Tage, also am ersten Weihnachtstag, werden diese Bäumchen verbrannt und die Asche derselben wird von den Weibern verschiedenen Heilmitteln beigemengt. Am Weihnachtstage versammeln sich die siebenbürgischen Wanderzigeuner bevor noch die „verheirateten Bäumchen“ verbrannt werden auf dem Hügel, wo eben diese Bäumchen in den Erdboden eingeschlagen worden sind, und während die Kinder ein Feuer anmachen, bilden die Erwachsenen, indem sie sich die Hände reichen, eine zusammenhängende, lange Reihe, und während sie sich dabei drei Schritte nach vorn und dann drei Schritte nach links bewegen, singen sie in einem schnellen, monotonen Takte Lieder ganz heterogenen Inhalts. Eine alte Zeltzigeunerin erzählte mir einmal: „Ja, in den alten Zeiten, da haben wir andere Lieder gesungen; wir baten die Mulo, daß sie uns in Frieden lassen mögen! Aber jetzt können die Jungen die Lieder

nicht mehr singen. Wir sangen beim „heiligen Tanz“ (svate kelyipen) gewöhnlich dies Liedchen:

Mulo, Mulo, Mulo,	Mulo, Mulo, Mulo,
Kana kate tu sal,	Wenn du nahe bist,
Kana tute bokhala,	Wenn du hungrig bist,
Kay tu ças çabena,	Alle Speisen frißt,
Ava kate, hey' ava,	Komm' hervor, komm' hervor:
Kate mas te marikla;	Hier du Fleisch hast und auch Brot!
Na barvalyol tu nascipa!	Nicht vermehre unsre Not!
Andro nevo Krishteskro!	Im Namen Christi!

Dann haben wir Fleisch gebraten, die Bäumchen verbrannt und an ihre Stelle ein Stück Fleisch für die Mulo in die Erde vergraben. Damals hatten auch unsere Weiber nicht so viele Krankheiten, aber jetzt ist jedes Weib ein Spital (akana sakove romñi yeka korkauso!)“ —

Sich immer mehr nach vorwärts bewegend, bleiben sie in der nächsten Nähe der „verheirateten Bäumchen“ stehen, die sie dann unter dem Ruf: „O roter, o schwarzer, o weißer Vogel! gieb uns Brot!“ (Oh lolo, oh kalo, oh parno cirikleya! de menge marikla!) in das Feuer werfen und verbrennen. Unter dem roten, schwarzen und weißen Vogel verstehen sie die „Himmelsvögel“ (ciriklo cereskro), die den Menschen „nützen oder schaden“ können.

Sind die Bäume verbrannt und das Feuer ganz erloschen, so wird die Asche gesammelt und jede Sippe begiebt sich in ihre Erdhöhle, wo der Vorstand (saybidyo) seine Stiefel oder Bundschuhe auszieht und in dieselben etwas Asche von den verbrannten Bäumchen streut, worauf jedes männliche Familienmitglied — ob Kind oder Jüngling, ob Mann oder Greis — diese Beschuhung auf einige Minuten anziehen muß. Es heißt: es werde dadurch die Anhänglichkeit der einzelnen Familienmitglieder unter einander bestärkt. Ein Rest uralter Culthandlung ist dies; im deutschen Rechtssymbol bedeutet: „mit einem in den Schuh steigen“, soviel als „Annahme an Kindesstatt“ (Grimm, Rechtsaltert. 155, 463; Rochholz, Alemanisches Kinderspiel 380.) —

Eines besonderen Glaubens der siebenbürgischen und rumänischen Wanderzigeuner müssen wir auch hier gedenken: In den drei Christnächten kann man nämlich zu großem Reichtum und Wohlstand gelangen. In einer dieser drei Festtagsnächte

wird aus Linden- oder Eschenholz ein Holzgestell, ähnlich einer Bahre, dreimal um einen Friedhof oder einer Kirche von zwei Männern getragen. Dies muß jedoch binnen einer halben Stunde nach Mitternacht geschehen, sonst sehen die Träger die verborgenen Schätze nicht, und die Mulo's, die nur zu dieser Zeit unsichtbar sind, setzen sich auf die Bahre und machen diese so schwer, daß man sie nicht fortschaffen kann; die Träger sind dann verloren und werden von den Mulo's getötet. Es muß daher ein dritter mitgehen, der mit einem neuen, nie gebrauchten Leinenstück das Holzgestell fortwährend wischt, damit sich die Mulo's nicht darauf setzen können. Kommen die Leute mit dem Tragen dieser Bahre zustande, so gelangen sie zu großem Reichtum, denn alle in der Erde sich befindlichen, vergrabenen Schätze werden ihnen in dieser Nacht sichtbar. Am Morgen des zweiten Christtages fand man 1888 in dem rumänischen Gebirgsdorf Pojana (Siebenbürgen), zwei Zigeuner in der Nähe der Kirche erfroren im Schnee liegen; neben den Toten stand eine Bahre. Die Stammgenossen sagten beim gerichtlichen Verhöre aus, daß die betreffenden mit dem rumänischen Geistlichen der Gemeinde Schätze suchen gegangen seien. Den Pfarrer fand man vor der Kirchentüre tot auf der Schwelle liegen: ein Stich mit einem Messer, mitten durch das Herz, hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Es hieß, die Mulo's hätten den Leuten den Garaus gemacht, und die gerichtliche Untersuchung führte zu gar keinem Resultat. —

Viel sicheren Erfolg hat das folgende Vorgehen: Man gräbt die zuletzt beerdigte Leiche aus dem Grabe heraus und zieht dieselbe in einer der drei Christnächte dreimal um eine Kirche; dabei dürfen nur zwei Männer zugegen sein: der eine schleift die Leiche, der andere aber haut mit einer gabelförmigen Weidenrute, deren obere Enden drei „Augen“ (yakhori), Knospen hat auf die Leiche ein, damit sich „die Seele entferne“ (jipen the prejial). Aber gefährlich ist auch dies Unternehmen, denn die herumflatternde Seele des Toten kann gar leicht in die Lebendigen hineinziehen, die dann in Wahnsinn verfallen. Gelingt das Unternehmen und können die beiden Männer die Leiche wieder ungestört ins Grab einscharren, so sehen sie sieben Wochen lang allnächtlich die vergrabenen Schätze. Auf diese Weise soll ein auch jetzt noch in Szabadka (Maria-Theresionopel, Südungarn)

lebender, reicher Pferdehändler, seiner direkten Abstammung nach ein Wanderzigeuner, zu seinem großen Reichtum gelangt sein. — Desgleichen Unternehmungen haben in den Christnächten auch die siebenbürgischen Wanderzigeuner in früheren Jahren gar oft ausgeführt. Im Jahre 1831 wurden zwei Zigeuner des Leïla-Stammes wegen überwiesener Leichenschändung, vollzogen in der Christnacht dieses Jahres, zum Tode am Galgen verurteilt. Das Urteil wurde schon am 2. Februar 1832 zu Szitasch-Keresztur an ihnen vollzogen. Sie hießen Nikolaj Vretschan und Michael Mastreho. So erzählte es mir eine Matrone dieses Stammes, die leibliche Schwester des Erstgenannten. —

Ansässige Zigeuner Südungarns, von denen gar manche Ackerländer besitzen, vergraben das Blut und die Knochen eines Lammes am Sylvesterabend auf ihre Felder, damit im nächsten Jahre die Feldfrüchte besser gedeihen. Am Sylvesterabend werfen die Zigeunerinnen zwei Holzkohlen in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Die eine Kohle gilt der Gattin, die andere dem Gatten. Wenn diese beiden Kohlen in der Zeit, wo man neunmal bis auf sieben langsam zählen kann, zusammenkommen, d. h. sich berühren, so werden die Eheleute das nächste Jahr in Frieden miteinander leben; kommen sie aber nicht zusammen und schwimmt eine Kohle an der Seitenwand des Gefäßes entlang, so stirbt von den Eheleuten die betreffende Person im nächsten Jahre. „Um Frieden und langes Leben zu haben“, werden daher diese Kohlen von den Zigeunerweibern zu Pulver gerieben und den Ehegatten in den ersten Neujahrstrank gemischt. Am Sylvesterabend stellen die südungarischen und serbischen, ansässigen Zigeuner auch eine Art Opferaugurium oder Opferdivination an. Verschiedene Feldfrüchte werden in einem neuen, irdenen Napfe zu einem ziemlich festen Brei gekocht; ist dieser abgekühlt, so steckt in denselben der Familienälteste so viele gleich große und dicke Holzspänchen als die Familie Mitglieder zählt. Wessen Spänchen am Neujahrsmorgen im Brei schief steht oder gar umgeklippt ist, der muß einen Teil vom Brei essen, einen Teil aber an einen Baum werfen und dabei sprechen: „Ich esse mein Glück, iß du mein Unglück!“ (Me çav m're baçt, ça tu m're bibaçt!) Rumänische ansässige Zigeuner streuen am Sylvesterabend Hirse unter ihre Schlafstelle, den sie am Neujahrsmorgen in ein fließendes Wasser werfen und dabei sprechen:

„Was schlechtes in mir ist, gebe ich dir: das Gute laß' du mir!" (So miseç andro man hin, tute dav; lace tu mika mange!) — Schwangere Weiber gehen am Neujahrsmorgen an einen Fluß, speien einigemal in das Wasssr und sprechen: „Wie du, (so rasch) soll mein Kind gehen können!" (Sar tu the jal m'ro cavoro!); dann speien sie einen Baum an und sprechen: „Wie du, so stark soll mein Kind werden!" (Sar tu, sorales th' avlas m'ro cavoro!) Es gilt bei den Wanderzigeunern überhaupt für ein „Unglück, am Neujahrstage schwanger zu sein"; „was man in einem Jahre getan hat, soll man auch in diesem Jahre vollenden" (So kerdyam andro bersh, ada andro ada bersh the andreshoralen!) heißt es im zigeunerischen Volksglauben. Die serbischen schwangeren Zigeunerinnen bringen daher an diesem Tage ein Sühnopfer, eine Lustration, den bösen Geistern dar. Der Vorstand der Sippe schneidet eine bestimmte Anzahl kleiner Stäbe von verschiedener Länge, die er mit geschlossener Hand unter die schwangeren Frauen der Sippe am Neujahrsmorgen verteilt; je nach der betreffenden Zahl und Länge dieser Stäbchen wird das Weib einem Knaben oder Mädchen das Leben schenken. Hat sie mehr lange als kurze Stäbchen bekommen und sind die langen der Anzahl nach „paarweis" (2, 4, 6, 8 u. s. w.), so wird sie einen Knaben zur Welt bringen; hat sie mehr kürzere Stäbchen als lange, so wird sie ein Mädchen gebären u. s. w. Zahl und Länge der Stäbchen bilden hier das Substrat der Wahrsagung. Manchmal werfen die betreffenden Weiber selbst die Stäbchen auf einen Haufen, und aus deren zufälliger Form und Lage pflegt man zu prophezeien. Lautet die Prophezeiung auf einen Knaben, so schlachtet die Frau einen Hahn, heißt es aber, daß sie ein Mädchen zur Welt bringen werde, so schlachtet sie eine Henne, deren Federn, Blut und Knochen sie unter einen Baum vergräbt. Am Neujahrstage darf sie nur vom Fleische dieses Huhnes essen und sich jeder anderen Speise enthalten, sonst verunglückt sie bei der Geburt.

Die Neujahrsnacht ist für Eheleute auch in einer anderen Beziehung von Wichtigkeit und Bedeutung. Der Glaube an eine Kunsterzeugung findet sich auch bei den Zigeunern vor. Schläft das Ehepaar in der Neujahrsnacht auf dem Felle eines männlichen Tieres, darunter die verkohlten Knochen eines Hahnes gestreut wurden, so ist die Folge davon ein Sohn; schläft es in

dieser Nacht auf dem Felle eines weiblichen Tieres, unter das die verkohlten Knochen einer Henne gelegt wurden, so erzeugt es eine Tochter. „In Açvalâyanas Hausregeln finden wir das Stierfell neben dem Hausheerde ausgebreitet, das Weib darauf sitzend und den Mann, indem er die Gattin umarmt, ausrufend: „Möge der Herr aller Wesen uns Kinder schenken!“ Worte, die dem vedischen Hochzeitshymnus entlehnt sind (Rigveda, X. 85, 43; vergl. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie 34). —

Gehen wir zu den Ostergebräuchen über.

Am Nachmittage des Sonntags vor Ostern wird von einem Jüngling und einer Jungfrau „die Alte zersägt“ (pçures yon cinen), d. h. der Winter bezwungen; die übrigen Mitglieder des Zigeunerstammes geben dabei gleichsam den zuschauenden Chor ab und preisen die Überwinder, indem sie um dieselben während des Zersägens herumtanzen und Lieder heterogenen Inhalts singen. Die „Alte“ ist nämlich ein Strohpopanz, der in Frauenkleider gehüllt, auf einem freien Platze über Balken gelegt, von den Anwesenden mit Knütteln geschlagen, dann von einem vermummten Jüngling und einer Maid entzwei gesägt und schließlich verbrannt wird. Diese Ceremonie, der gewiß eine alte, dem Volksbewußtsein bereits entschwundene Culthandlung zu Grunde liegt, gilt der sogenannten „Schattenkönigin“ (ushalyakri thagari), und heißt dieser Sonntag vor Ostern bei allen Wanderzigeunern Ost- und Südeuropas der „Schattentag“ (ushalyakri jives). Diese „Schattenkönigin“, von der die Zigeuner heutzutage recht unklare und verworrene Begriffe haben, verschwindet dem Volksglauben gemäß mit Lenzesanbruch in die Erde, kommt aber mit dem Beginn des Winters wieder zum Vorschein, um den Menschen während der rauhen Jahreszeit Krankheiten, Hungersnot, Tod u. s. w. zu bringen. Der Popanz gilt bei den südungarischen Wanderzigeunern für ein Sühn- und Dankopfer, dargebracht der Schattenkönigin, die „die Leute während der Winterszeit verschont hat“ (manushen yevende prosherdyas). Die „Alte“ wird dieser Popanz deshalb genannt, um dadurch anzuzeigen, daß, wenn die Schattenkönigin den Tod unter die Leute bringen will, sie zuerst die Alten hinwegraffen, die Jungen aber noch leben lassen möge. Die Asche wird in einen Fluß geworfen. Bei den siebenbürgischen Zeltzigeunern wird dieser Strohpopanz in die

abgetragenen Kleider der zuletzt Witwe gewordenen Frau gehüllt, die sie gerne hergiebt, nachdem ihrem Glauben gemäß das Verbrennen dieser Kleider für einen Gruß an ihren verstorbenen Gemahl gilt und dieser, dadurch gebannt, sein Weib heimkehrend, nicht besuchen kann und im „Totenreich“ verweilen muß. Die Asche schütten die siebenbürgischen Wanderzigeuner auf den ersten Friedhof, an dem sie vorüberziehen. —

Haselruten, die man in der Charwoche schneidet, beschützen Gebäude und Zelte vor dem Blitze. Die ansässigen Zigeuner binden diese Ruten zu einem Besen zusammen und hängen sie an das Dachfirst. So heißt es in einem Liede der siebenbürgischen ansässigen Zigeuner:

Gule lele hin jivesa,	Liebchen, ach! bald kommt die Zeit,
Kiya tute na jiava;	Wo ich wand're von dir weit!
Ferinel tut gule devla,	Gott beschütze, Liebste dich,
Tut ñikana yov mikela!	Die ich lieb' so inniglich!
Kana jiav, t're dayori	Wenn ich gehe: blickt mir nach
Dikhel man pro kerori;	Deine Mutter hoch vom Dach;
Moturensa pal ceroro	Und mit einem Besenstiel
Murel yoy yakh devleskero.	Blitze sie dann fangen will,
T're day, man yoy laces kamel,	Daß sie mich damit erschlage,
The kerelas, man mudarel!	Mich, der ich ja ihre Plage!

Unter diesem Besenstiel sind eben die zu einem Büschel zusammengebundenenen Haselruten gemeint. In der Charwoche kommt auch die Haselschlange (lakora sap), die sonst viele hundert Meilen tief in der Erde haust, zwischen die Wurzeln des Haselstrauches, um dahin ihre Eier zu legen. Wer diese Schlange fangen oder eines ihrer Eier erlangen kann, der gelangt dadurch zu großem Reichtum. Ein Haselzweig, bei der Gelegenheit abgeschnitten, wo die Haselschlange gerade ein Ei legt, verhilft dem Besitzer edle Metalle, vergrabene Schätze und Wasser aufzufinden. Um die Befähigung dieser Rute zu erproben, d. h. ob man sie zur richtigen Zeit abgeschnitten habe, faßt der Besitzer sie in der Charfreitagsnacht mit beiden Händen so, daß er die beiden dünnen, gabelförmigen Enden der Haselrute in die Hände nimmt, indem er dabei die kleinen Finger gegeneinander, die Daumen aber aufwärts kehrt, so daß das Ende des Zweiges dem Himmel zugewendet ist. Dann durchschreitet er die Gegend, wo er Schätze vermutet, doch darf er dabei keinen Ton von sich geben,

sonst wird er von den Phuvush-Leuten getötet. Kommt er in die Nähe, wo Schätze vergraben liegen, oder wo sich edle Metalle in natürlichem Zustande befinden, so wendet sich die Haselrute von selbst um, indem das gegen den Himmel stehende, dickere Ende gegen die Erde schlägt. Eine weiße Flamme bricht dann auf dem Orte aus dem Erdboden, wo der Schatz vergraben liegt, hervor. Der Schatzgräber muß dann dreimal um diese weiße Flamme im Kreise herumgehen und den Spruch hersagen, indem er die Flamme mit der Haselrute schlägt:

Pçuvusheya, Pçuvusheya!
The arakav somnakuña:
Tut me sigo sastyarav.
Kerav tute trin lanca;
Yeka kerav devleske,
Somnakuni guleske;

Jesuseske, rakleske
Dav me yeka rupune;
Kerav akkor me trite
Gule Mariake!
Devleske anaveste prejia!

Phuvush-Mann, Phuvush-Mann,
Wenn ich das Gold finden kann:
Will ich dein Heil erretten,
Machen laß' ich drei Ketten;
Die eine für Gott, so gütig und hold,
Die laß' ich machen aus laut'rem Gold!
Für Jesus, das heil'ge Gotteskind,
Zur Kette ich blankes Silber find';
Die dritte, die laß' ich machen, traun!
Für Maria, die heiligste aller Frau'n!
Im Namen Gottes, weich' von mir!

Dann kann er den Schatz heben, wenn er dabei sich nicht umkehrt und kein Wort mehr während „der Arbeit“ spricht. —

Zu Ostern legt auch die „Eulenmutter“ (ratyakri day) ein Ei unter einen Haselstrauch, in dem nach sieben Jahren ein Würmchen, der sogenannte „Glückswurm“ (kirmo baçtalo) entsteht, der den jeweiligen Besitzer reich und glücklich macht. Euleneier, die man zu Ostern findet, soll man unter einen Haselstrauch vergraben und nach sieben Jahren hervorheben; gar oft findet sich darin der Glückswurm.

Euleneier oder Kuckuckseier geben die südungarischen ansässigen Zigeuner ihren Haustieren am ersten Ostertage zu fressen; dann vermehren sich dieselben und gedeihen (barvalyon). Wer zu Ostern oder zu Pfingsten ein Vogelnest mit einem Kuckucksei findet, wird in demselben Jahre in allen seinen Unternehmungen Erfolg haben; wer aber zu dieser Zeit diesen Vogel in sitzender oder liegender Stellung zum erstenmal im Jahre schreien hört, wird das ganze Jahr hindurch kränkeln, wenn er nicht neunmal um den Baum herumläuft, auf welchem der Kuckuck saß, und etwas von der Rinde des Baumes ißt. Daher die sprich-

wörtliche Redensart der siebenbürgischen Wanderzigeuner, auf einen unheilbaren Kranken angewendet: „Der Kuckuck hat ihm gerufen!“ (Kakukos leske cingardyas).

Sieht jemand zum erstenmal im Jahre gerade zu Ostern einen Schmetterling, so wird er den kommenden Sommer über täglich betrunken sein; wer aber an diesen Festtagen Fische oder Frösche schwimmen sieht, wird den Sommer armselig zubringen, und nur „Wasser trinken“. Erblickt man zu dieser Zeit eine Schlange, so bekommt man im Laufe des Jahres gar viele Geschenke.

Am zweiten Ostertag halten die siebenbürgischen und rumänischen Wanderzigeuner das Fest des „grünen Georg's“ (seleno Georgio) ab, das einige Stämme am St. Georgitage begehen. Dies ist das eigentliche Frühlingsfest der Zigeuner, das uns reichliche Belege für den Baumkultus dieses Volkes darbietet.

Am Vorabende dieses Festes fällt die Jugend ein Weidenbäumchen, das mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt in den Erdboden eingetrieben wird. Dann legt jede Zigeunermaid so viel Blumen in ein Sieb, als es Leute in ihrer Familie giebt und denkt jeder Person je eine Blume zu. Wessen Blume am nächsten Morgen am meisten verwelkt ist, der wird auch aus der Familie vor allen anderen Angehörigen sterben. „Die Blumenseele wird also — gleich wie bei den Südslaven, — in innere Beziehung und Wechselwirkung mit der Menschenseele gesetzt.“ Schwangere Weiber legen über Nacht eines ihrer Kleidungsstücke unter dies Bäumchen; finden sie am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang ein Blättchen vom Baume auf dem Kleidungsstücke liegen, so wird die Geburt glücklich von statten gehen. Kranke und alte Leute kommen am Abend zum Bäumchen, speien es dreimal an und sprechen: „Du stirbst bald, aber laß' uns leben!“ (Tu siges meres, uva mika tu amen the jidel!)

Am nächsten Morgen versammeln sich dann die Zeltbewohner um das Weidenbäumchen herum. Die Hauptfigur des Festes ist der „grüne Georg“, ein Bursche, der vom Kopf bis zu den Füßen in grüne Blätter und Blütenzweige gehüllt ist. Dieser wirft dem Vieh seiner Stammgenossen einige Handvoll Gras vor, damit dasselbe das ganze Jahr hindurch keinen Mangel an Futter leide. Dann schlägt er drei eiserne Nägel, die drei Tage und drei Nächte lang vorher im Wasser gelegen sind, in das Weiden-

bäumchen; zieht dieselben dann heraus und wirft sie in ein fließendes Wasser, um dadurch die Nivashi dem Stamme günstig zu stimmen. Dann wird auch der „grüne Georg“ zum Scheine ins Wasser geworfen; aber nur zum Scheine, denn in der Tat werfen die Leute nur einen aus Zweigen und Laub geformten Popanz in die Fluten.

Hierauf tragen die Zauberfrauen die sogenannte „Sendung, Gabe“ (bicapen) herum, die wir im III. Abschnitt S. 66 ausführlich besprochen haben.

An diesem Tage backen die Weiber einen Kuchen, den Georgi-Kuchen (marikli Gorgeskro), der durch verschiedene Kräuter gewürzt wird. Diesen Kuchen verteilen sie dann unter Freund und Feind, und jeder, der davon zehrt, muß sich mit dem Geber — sei er ihm auch noch so verhaßt — versöhnen. Die ansässigen Zigeuner Südungarns verteilen diese Georgi-Kuchen auf dem Friedhofe unter ihre Angehörigen und graben ein Stückchen von diesem Kuchen auch in die Grabhügel ihrer Verstorbenen ein. Bei einigen Stämmen besteht noch der Gebrauch, bei dieser Gelegenheit die Gräber von außen her mit Dornen zu bestecken, „damit niemand darüber hinwegschreite“. Viel wahrscheinlicher jedoch haben wir hier eine Reminiscenz des alten Brauches, Leichen mit Dornen zu verbrennen (vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde Seite 270).

Am Nachmittage dieses Festtages führt die erwachsene Jugend eine Art dramatischen Fängerspiels auf, das unter dem Namen „Die gefangene Frau“ (Pçandle romñi) bekannt und weit verbreitet ist. Wahrscheinlich ist dies Spiel der letzte Überrest einer alten Culthandlung. Die Spielenden teilen sich in zwei Haufen, von denen der eine — gewöhnlich aus acht männlichen Mitgliedern bestehend — die Räuber darstellt und einem Hauptmann (kapitano) untergeordnet ist; der andere, aus Spielern beiderlei Geschlechtes, die „Familie“ bildet; letztere besteht aus dem Vater, der Mutter, die eine verheiratete Tochter haben, dem Gatten derselben (Schwiegersohn) und deren Kinde, dem Bruder und der Schwester von Seiten der verheirateten Tochter und schließlich aus einem Raben; die Übrigen bilden die Dienerschaft. Die Räuber befestigen einen erhöhten Ort durch Anhäufung von Steinen, Baumstrünken u. dergl. m. und ziehen sich dann in diese Festung zurück, während die andern in ziemlicher Entfernung

davon lagern. Nun macht sich die „verheiratete Tochter“ — wir wollen sie Panna nennen — mit ihrem Kinde auf den Weg und zieht an der Festung der Räuber vorbei. Wenn diese der jungen Frau ansichtig werden, brechen sie in Gejohle aus und der Hauptmann ruft:

Kapitánó: Ushei! pçrálá! káthe ável yeká, shukáre romñi; ádá the tápervel ámen kámás!	Hauptmann: Holla! ihr Brüder! da kommt eine schöne Frau; die wollen wir fangen!

Alle Räuber singen:

Hei, kiyá ráklyiyenge Hin mánge but' voyipe. Káná yon mán cumiden! Taysa áváv kiyá len, Som ákáná te táysá, Káy láces mol, raklyiyá!	Bei den Mädchen überall Wachsen Küsse ohne Zahl, Wächst und blüht die Seligkeit! Drum weil' ich zu jeder Zeit Dort, wo gut ist stets der Wein, Kußgelaunt die Mägdelein!

Hierauf brechen die Räuber lärmend und schreiend aus der Festung hervor, nehmen die weinende und fliehende Frau samt ihrem Kinde gefangen und führen sie in die Festung, wo der Hauptmann also spricht:

Tu kámes mánge romñi; àkkor láces tute hin! Uvá tu ná kámes mánge romñi, tebárá tu te tiro cávoro meres! ámen mudárás tumen!	Willst du meine Frau werden, Dann soll es dir gut ergehen! Willst du aber nicht meine Frau werden, so mußt morgen Samt deinem Kinde sterben! Wir werden euch töten!
Sástyáren men! Kere hin mánge rom, te les máy kámáv. Kámen bute somnákálf, udy m'ro dád tumen del; tumen the kámen mán the jidel Kápitáno: Ná! me ná kámáv somnákálf, me tut kámáv!	Panna (weinend): Erbarmt euch unserer! Ich habe zu Hause einen Mann, den ich sehr liebe. Wollt ihr viel Gold haben, so wird es euch mein Vater geben, laßt mich leben. Hauptmann: Nein! ich brauche kein Gold, ich will dich haben!

Da rufen die Räuber im Chor:

Amen kámás somnákálf! Amen ná kámás romñi; káske somnákálf hin, ádáleske hin upro lime romñiya	Wir brauchen das Gold! Wir brauchen kein Weib; wer Gold hat, dem gehören alle Weiber der Welt!

Hauptmann:

Me ná kámáv somnákálf!	Ich brauche kein Gold!
Me kámáv ádá romñá!	Ich brauche dies Weib!

Nun balgen und raufen sich die Räuber, bis sie endlich den Hauptmann besiegen und dieser also spricht:

Romñi bicá somnákálf!	Die Frau schicke uns Gold!
akkor mukles yoy hin!	dann lassen wir sie frei!
Oçtovárdeshvársel somnákuñá	Achttausend Dukaten
del yoy menge!	verlangen wir!

Nun kommt ein Kind, das den Raben vorstellt, in die Festung gelaufen, indem es dabei mit den Armen den Tanz der Vögel nachahmt. Zum Raben spricht Panna:

Coká, coká, kere urá!	Rabe, Rabe flieg' nach Hause,
Kere pen tu m'ro dádeske,	Sag' zu Hause meinem Vater,
Hoi oçto corá man pándyé	Daß acht Räuber mich gefangen
te oçtovárdeshvársel somná-	und achttausend Dukaten
kuñá mángen!	haben wollen!

Der Rabe fliegt nun zum Vater und spricht:

Dád, oh dád, ává tu sik!	Vater, Vater, komm' geschwind!
T're cáyori hin pçándles	Deine Tochter ist gefangen
te oçto corá kámen	und acht Räuber wollen haben
oçtovárdeshvársel somñákuñá!	achttausend Dukaten!

Vater erwidert:

Coká, coká sik urá, pen	Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
tu gule Páñáke: oçtovárdeshvársel	sag' es der geliebten Panna:
somnákuñá ná hin mánge;	achttausend Dukaten habe
me cores som.	ich nicht; ich bin arm.

Der Rabe fliegt zurück in die Festung und meldet Panna:

Dád máy cores hin te	Vater ist sehr arm
leske ná hin lová!	und hat kein Geld!

Panna singt nun folgendes Lied:

Cigno trusul pál hándáko,	Steht ein Kreuzlein auf dem Grabe,
Hin ádá ushályináko,	Schmach und Schand' ich nimmer habe:
The jiáv me pro ushályin	Tret' ich über seinen Schatten,
Ayt' mánge lásávo ná hin.	Den es wirft auf grüne Matten.
Sár e praytin kád' çasárel,	Gleich dem Blatt im frost'gen Winde,
Sáve shile bárvál márel;	Stürb die Schmach mit mir geschwinde;

Pál lásávo te prásápe	An mein Kind, trotz Schmach und Schande,
Mayd cáyori m're kámálye!	Knüpft mich doch der Liebe Bande!

Zum Raben gewendet, sagt Panna:

Coká, coká, kere urá,	Rabe, Rabe, flieg' nach Hause,
Kere pen tu m're dayáke,	Sag' zu Hause meiner Mutter,
Hoi oçto corá mán pçándyé,	Daß acht Räuber mich gefangen
te oçtovárdeshvársel	und achttausend Dukaten
somnákuñá mángen!	haben wollen!

Der Rabe fliegt nun zur Mutter und spricht:

Dáy, oh dáy, ává tu sik!	Mutter, Mutter, komm' geschwind!
T're cáyori hin pçandles,	Deine Tochter ist gefangen
te oçto corá kámen	und acht Räuber wollen haben
oçtovárdeshvársel somnákuñá!	achttausend Dukaten!

Mutter erwidert:

Coká, coká, sik urá, pen	Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
tu gule Páñáke: oçtovárdeshvársel	sag' es der geliebten Panna:
somnákuñá ná hin mánge;	achttausend Dukaten habe ich nicht;
me cores som.	ich bin sehr arm.

Der Rabe fliegt zurück in die Festung und meldet Panna:

T're dáy hin máy cores	Deine Mutter ist sehr arm
te láke ná hin oçtovárdeshvársel	und hat achttausend
somniákuña.	Dukaten nicht!

Panna singt nun wieder ein Lied:

Besháv me tele ruk,	Lieg' jetzt im Schatten hier
Hin mánge báre duk;	Und mein Herz bricht mir schier;
Bárá hin m're párná,	Polster ist mir der Stein.
Pro ádá me sováv.	Drauf ich schlaf hungrig ein.
Cero m'ro jákerpen,	Himmel hoch deckt mich zu,
Devlá m'ro pocipen,	Gott beschützt meine Ruh,
Core som me taysá	Elend und tiefen Schmerz
Sár kerdyás mire dá!	Kennt nur mein armes Herz!
Oh gule devlá de	Ende Gott meine Not,
Meriben tu mánge!	Send' mir den sanften Tot!

Zum Raben gewendet, sagt Panna:

Coká, coká, kere urá,	Rabe, Rabe, flieg' nach Hause,
Kere pen tu m're pçeñáke,	Sag' zu Hause meiner Schwester,
Hoi oçto corá mán pçándye	Daß acht Räuber mich gefangen
te oçtovárdeshvársel somná-	und achttausend Dukaten
kuñá mángen!	haben wollen!

Der Rabe fliegt nun zur Schwester und spricht:

Pçen, oh pçen, ává tu sik! Panná hin pçándles te oçto corá kámen oçtovárdeshvársel somnákuñá!	Schwester, Schwester komm' geschwind! Panna ist gefangen und acht Räuber wollen haben achttausend Dukaten!

Die Schwester erwidert:

Coká, coká, sik urá, pen tu m're pçeñáke Pañáke: sostár jiál ándro bes? me ná bicdyom lá kothe!	Rabe, Rabe, flieg' geschwind, sag' es meiner Schwester Panna: warum ging sie in den Wald? ich hab' sie nicht hingeschickt!

Der Rabe fliegt nun zurück in die Festung und meldet Panna:

T're pçen pendyás: yoy tut káthe ná bicdyás; sostár ándro bes tu gelyál.	Deine Schwester hat gesagt: sie habe dich nicht hergeschickt; warum seist du in den Wald gegangen.

Panna singt nun abermals ein Lied:

Upre pro mál shukáres hin ruká, Roven upro pro mán ándrál duká:	Mich beweinen alle Bäume auf der Au, Tränenfeucht sie stehn im frischen Morgentau;
Pál harmátos yon may stráfinen, Sár bibáçtáles ná áráken. Uvá mánge na voyekerel,	Klagelieder klingen in den Zweigen, Die sich tief zur Erde niederneigen. Doch was nützt mir Trän und Klagesang,
Muleske o ciriklo ná kiçivel.	Bleibt mein Herz doch ewig trüb' und bang.

Zum Raben gewendet, sagt Panna:

Coká, coká, kere urá, Kere pen tu m'ro pçráleske, Hoi oçto corá mán pçándye te oçtovárdeshvársel somnákuñá mángen!	Rabe, Rabe, flieg' nach Hause, Sag' zu Hause meinem Bruder, Daß acht Räuber mich gefangen und achttausend Dukaten haben wollen!

Der Rabe fliegt zum Bruder und spricht:

Pçrál, oh pçrál, ává tu sik! T're pçen hin pçándles te oçto corá kámen oçtovárdeshvársel somnákuña	Bruder, Bruder, komm' geschwind! Deine Schwester ist gefangen und acht Räuber wollen haben achttausend Dukaten!

Der Bruder erwidert:

Yeká romñi ná hin pátyivásles oçtovárdeshvársel somnákuñá!	Ein Weib ist achttausend Dukaten nicht wert!

Der Rabe fliegt zurück und meldet Panna:

T're pçrál pendyás, yekà romñi ná hin pátyivásles oçtovárdeshvársel somnákuñá!	Dein Bruder hat gesagt: ein Weib ist achttausend Dukaten nicht wert!

Panna singt nun abermals ein Lied:

Jánen pro ritos e rosá, Hoy jiánen pál hrobosá, Káná ñilay ávret' jiál Te mayd ável shile bárvál.	Rosen, die am Felde stehn, Wissen, daß sie auch vergehn, Wenn dahin der Sommer schwand Und der Winter kommt ins Land.
Rosá som skurte ñiláye, Voyesá náñi dikálye; Cá o hrobos mánge kere, Hoy mánge ná hin bunepe!	Leb' gleich einer späten Rose, Lebe einsam freudenlose; Kommt der Winter, dann im Grabe Die erwünschte Ruh' ich habe!

Der Rabe fliegt inzwischen zu Panna's Gatten hin und flüstert ihm etwas ins Ohr. Da ruft dieser:

Hey, m're mállá! M're romñi te m'ro cávoro hin pçandles! Oçto corá ándro bes kámen oçtovárdeshvársel somnákuñá! Ushei! ámen dás lenge!	Auf ihr Gesellen! Mein Weib und mein Kind ist gefangen! Acht Räuber im Walde wollen achttausend Dukaten haben! Holla! wir geben sie ihnen!

Hierauf stürmen alle auf die Festung los; die Räuber entfliehen und werden endlich eingefangen und zum Tode verurteilt: bevor sie hingerichtet werden, löst je eine Maid einen Räuber durch einen Kuß vom Tode frei. . . . .

Dies Spiel, wenn auch in der ganzen Darstellung höchst einfach, ist bei Jung und Alt der eingeflochtenen Lieder wegen sehr beliebt. Die Rolle Panna's spielt deshalb stets ein Mädchen, das viele Lieder singen kann, denn bei den einzelnen Abschnitten muß sie auf allgemeines Verlangen gar oft mehrere Lieder hinter einander singen. Was nun den Inhalt dieses dramatischen Spieles anbelangt, so finden wir denselben auch in einer weitverbreiteten Romanze der Zigeuner wieder, die in meiner bereits erschienenen Sammlung: „Volksdichtungen der siebenbürgischen Zigeuner" nachzulesen ist. Daß dieser Stoff sich auch in der Volksdichtung anderer Völker vorfindet, hat unser hochgeehrter Meister Felix Liebrecht in seinem Werke: „Zur Volkskunde" (S. 222: Ein sicilisches Volkslied) nachgewiesen, ebenso den alten Rechtsbrauch der Befreiung zum Tode Verurteilter

durch Jungfrauen bei verschiedenen Völkerschaften zusammengestellt (a. a. O. S. 433: „Frauenprärogativ“). —

Auch die Pfingstgebräuche der Zigeunerstämme Mitteleuropas beziehen sich zumeist auf die Vertreibung von Krankheiten, Unglück u. s. w. Die Nacht vor dem ersten Pfingsttage ist besonders geeignet zum Verfertigen verschiedener Geheimmittel, durch welche man sich vor Krankheiten schützen kann. Das gebräuchlichste und unter allen Wanderzigeunerstämmen übliche Mittel, um das ganze Jahr hindurch gesund zu bleiben, besteht im folgenden: Der Betreffende muß in der Vornacht des Pfingstfestes einen Brotteig anmachen, in welchen er neun Zwirnfäden von verschiedener Länge und womöglich von verschiedener Farbe hineinknetet; dann legt er diesen Teig in ein neues Tongefäß und wirft es dann mit den Worten in ein fließendes Wasser: „Gehe, gehe! komm' nimmer zurück! Der Nivashi soll dich fressen!“ (Ja tu, ja tu! Na ava tu kate! Tut the çal Nivashi!)

Eines besonderen Pfingstbrauches der Wanderzigeuner Ost- und Südeuropas muß ich an dieser Stelle gedenken, obwohl derselbe aus Anstandsrücksichten unerwähnt bleiben sollte. Aber für uns Volksforscher solche Tatsachen aus ästhetischen Gründen auszulassen, hieße ein gutes Kapitel des Völkerlebens naserümpfend überschlagen. Das Volk — besonders das Zigeunervolk — trägt eben keine Handschuhe, und sein Wort und sein Tun und Lassen kann gar oft unsauber sein; aber es giebt Barbaren in lackierten Stiefeln und feinen Handschuhen, und deren Wort ist glatt und schlüpfrig zugleich. Zweierlei Gründe zwingen uns, diesen bislang eben nur Eingeweihten bekannten Pfingstbrauch der Wanderzigeuner hier mitzuteilen: 1) weil derselbe auf einer alten Culthandlung beruht, 2) weil sich derselbe auch noch heutzutage in Indien, der Urheimat der Zigeuner, vorfindet. Es heißt nämlich: „Sehr wehtuend und empörend wirkte folgende Szene auf uns: Etwa 70 Frauen, besonders aus der Kaste der Palmbauern, der Goldschmiede, Zimmerleute, meistens ganz junge, zum Teil eher Mädchen als Frauen, versammelten sich etwa 60 Schritte vom Tempel und stellten sich hier in Reihe und Glied vor den Zuschauern zur Rechten und Linken auf. Sie trugen nur ein einfaches Tuch um den Unterleib, und ihr Haar war aufgelöst. Nun traten etliche Männer zu diesen Frauen und besprengten sie mit heiliger Asche, während die

Augen aller auf den Tempel gerichtet waren. Jetzt begann die Tempelmusik ihre grellen Weisen. Ist sie für ein europäisches Ohr abstoßend und widerwärtig, so ist sie dagegen für die Hindus anziehend, ja sogar rührend, anderenteils wie mit geheimer Macht aufregend, teuflische Einflüsse bewirkend. So schien es wenigstens hier zu sein; denn kaum hatte die Musik eine Zeitlang fortgedauert, als eine dieser Töchter Malabars anfing, ihre Geberden zu verstellen, nach allen Seiten wie toll auszuschlagen, und dadurch anzuzeigen, daß sie besessen sei. Männer ergreifen sie und bringen sie zu einem Stein, der als Altar dient. Hier wird ihr eine Cokusnuß zu trinken gegeben, die sie zum Teil austrinkt und hinter sich wirft, worauf sie noch mehr mit heiliger Asche besprengt wird. Endlich fällt sie bewußtlos zu Boden, und ein Mann trägt sie mit lachendem Munde vom Schauplatz hinweg. Kaum ist diese fort, so fängt eine andere der dort stehenden Frauen oder auch mehrere zusammen an, auszuschlagen, den Kopf nach vorn und hinten zu bewegen, so, das das offene Haar nach allen Seiten fliegt. Diese peinliche Szene dauert auf diese Weise den ganzen Tag fort. Etwa die Hälfte der Frauen hatten, wie wir hörten, bis zum Abend das Glück, besessen und nachher von ihren Leiden befreit zu werden, wenn sie, nachdem sie weggetragen worden waren, wieder aufwachten und sich erholten. Die anderen warteten vergebens den ganzen Tag, ohne irgend eine Speise und ohne irgend einen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, auf dem gleichen Flecke stehend; sie harrten vergebens auf die Gnade des Gottes Schiwa, wie ihre Mitschwestern besessen zu werden. Schiwa konnte sie aber darum nicht ansehen, weil sie nicht so gut gefastet hatten, oder weil sie zu wenig Geld zum Tempel gebracht hatten, oder aus irgend welchen Gründen" u. s. w. [1865]. S. A. Bastian, Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik S. 59.)

Vergleichen wir nun hiermit den Pfingstbrauch der südungarischen und syrmischen Wanderzigeuner, der uns mit einer, auf alter Culthandlung beruhenden Orgie bekannt macht. In der Vornacht des Pfingstfestes stellen sich alle erwachsenen Mitglieder der Truppe, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes, um ein Feuer in zwei Reihen auf. Die eine Reihe bilden die männlichen Mitglieder, die andere gegenüberstehende Reihe bil-

den die Weiber; ausgeschlossen sind nur diejenigen, welche ihre Menstruation infolge des Alters verloren haben. Das Feuer trennt beide Reihen, die von demselben ungefähr 20 Schritte weit entfernt sind. Nun schreiten beide Reihen, indem dabei obscöne Lieder gesungen werden, ungefähr 10 Schritte vorwärts und dann wieder rückwärts. Dies wird einigemal wiederholt. Dann läuft ein Weib bis zum Feuer; worauf der Gatte oder Geliebte oder Bräutigam aus der Reihe hervorspringt und das Weib bei Seite führt. Nun bewegen sich beide Reihen wieder vorwärts und rückwärts; ein anderes Weib springt wieder hervor und wird von einem Manne abgeführt. Dies wird so lange aufgeführt, „bis jedes sein Paar gefunden hat". Sie nennen dies „Vertreibung der Bösen" [der Dämonen] (malayipen miseçengre), und gilt dies für ein Opfer im Geschlechtsleben, öffentlich dargebracht den feindlichen Geistern, die sonst bei der „Zeugung der Menschen" (puyaben manushengre) Hindernisse (Impotenz u. s. w.) bereiten würden und „die Leute stürben dann aus" (manusha akana the merenas). —

In den Pfingstnächten blüht auch die „blaue Blume" (vunete luludyi), die über verborgenen Schätzen, gleich einer bläulichen Flamme weithin leuchtet. Man darf sie nicht pflücken, sondern man muß, unbeweglich und wortlos an einem Platze stehen, bis sie sich in die Erde zurückzieht; dann kann man an dem Orte nach Schätzen graben.

In den Pfingstnächten kann man auch die Unsichtbarkeit, d. h. die Eigenschaft, in mondheller Nacht nicht gesehen zu werden, sich aneignen, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg geht, mit der linken Hand einen Kreis auf die Erde um sich selbst zieht und dann folgende Worte spricht: „Nicht sieh', wenn ich sehe; wenn ich nicht sehe, dann sieh' du! Drei Phuvushe mögen mir geben drei Haare auf meinen Kopf, damit mich niemand sehe, wenn ich es nicht will!" (Na dikh, kana me dikhav; kana me na dikhav, atunci dikh! Trin Pçuvusha den mange trin bala upro pro m'ro shero; na the dikkel man nivaso, kana me na kamav!) Dann legt der betreffende Mist vor sich und entfernt sich erst in der Morgendämmerung aus dem Kreise, und zwar in dem Glauben, daß auf seinem Haupte eventuell die erwünschten drei Haare wachsen werden, welche ein

jeder Phuvush besitzt, wodurch er eben in mondheller Nacht sich unsichtbar machen kann. —

Eines eigentümlichen Totenopfers müssen wir bei den Pfingstgebräuchen der Wanderzigeuner noch gedenken. Das Pfingstfest nennen die Zeltzigeuner Osteuropas auch „weißen Sonntag" (parno kurko), und zwar wohl weniger aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage neue Leibwäsche anzuziehen für glückbringend glauben, sondern wohl deshalb, weil sie in der Frühe dieses Tages ein Totenfest begehen. Jeder einzelne Zeltbewohner geht am Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang für sich allein zu einem Baume oder Felsen, an welchem er so viel Eier zerschellt, als er hingeschiedene Verwandte zählt, an deren Tod er sich selbst noch erinnern kann. Diese Eier werden gewöhnlich aus Lerchennestern genommen, denn ihrem Volksglauben gemäß ist die Lerche der Lieblingsvogel der noch nicht ins „Totenreich" gelangten Seelen. Wer morgens bei seinem ersten Austritte ins Freie eine Lerche singen hört, wird im Laufe des Tages Erfolg in seinen Unternehmungen haben. In weißen Kleidern begehen beide Geschlechter dies Totenfest, und wohl deshalb wird auch das Pfingstfest von ihnen „weißer Sonntag" genannt; weiß ist übrigens ihrem Glauben gemäß die Lieblingsfarbe der Toten.

In der Johannisnacht spannen die siebenbürgischen Zeltzigeuner einen weißen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die noch nicht ins „Totenreich" gelangten Seelen, die zu dieser Zeit ihre Hinterbliebenen zu besuchen pflegen, das Wasser passieren können. Wasser bildet nach uraltem Glauben die Grenze zwischen Leben und Tod; „Wasser entzaubert und verscheucht die Geister." Dann stellen sie in dieser Nacht — manche Stämme auch in der Pfingstnacht — ein Gefäß mit Milch vor das Zelt, damit sich die Seelen daran laben können. In diese Milch tauchen manche Zigeunermädchen auch die „Glückssträuschen" (baçt-luludya) ein, die sich alljährlich am Johannistage aus den „Himmelfahrtsblümlein" (Genophalicum divicum) binden und dann unter ihre Habseligkeiten verbergen. Diese Sträußchen sollen die Besitzerin vor Krankheit und „Unehre" schützen. —

Nach dem oben erwähnten „Totenfeste", wobei Eier zerschellt werden, führt die Jugend eine eigentümliche Art des Ringelreihens auf, die wohl als ein Überbleibsel der Pest- und

Totentänze betrachtet werden kann und unter dem Namen „schwarzer Vogel“ (kálo ćiriklo) bekannt ist.

Einer der Spielgenossen stellt, durch das Loos bestimmt, den schwarzen Vogel dar und muß ein Feuer unterhalten, das die Mitspielenden auszulöschen trachten, indem sie kleine Steine, Sand, Erde und dergl. in die Flammen werfen. Jeder der Mitspielenden steht in einer gewissen Entfernung vom Feuer an einem „Ziele“; verläßt er nun dasselbe in der Absicht, das Feuer auszulöschen und wird er dabei, ehe er noch seinen Stand (Ziel) erreicht, vom schwarzen Vogel mit der Hand berührt, so gilt er für „tot“ (mulo) und darf am Spiele nicht mehr teilnehmen. Mehr als zwei Spieler dürfen ihren Stand nicht gleichzeitig verlassen. Gelingt es den Spielern, das Feuer auszulöschen, so wird das folgende Lied gesungen:

Kalo ćirikleha na hin yakha!	Schwarzer Vogel, dein Feuer ist aus!
Kere, kere tu sik ura!	Fliege du, fliege du rasch nach Haus'!
Ćiriklo, tu may bute	Hast so manchem den Tod gebracht,
Muderahas raciye!	Schwarzer Vogel, schwarz wie die Nacht!

Hierauf wird der „schwarze Vogel“ über die verschränkten Hände der Mitspielenden gelegt und so lange in die Höhe geschnellt, bis er endlich auf die Erde kollert. Gelingt es aber dem „schwarzen Vogel“, das Feuer zu unterhalten und die Spielgenossen abzufangen, also „tot“ zu machen, dann wird das folgende Lied gesungen:

Yakh te yakh may pcabuvel,	Feuer ist nicht ausgegangen,
Kalo ćiriklo men mudarel;	Schwarzer Vogel hat uns gefangen;
Ural, ural amensa,	Fliegt mit uns nun in die Höh'
Kerel men may but' duka!	Und bereitet uns viel Weh'!

Während dies Lied gesungen wird, teilt der „schwarze Vogel“ Püffe aus, welche die Mitspielenden als Strafe für ihre Ungeschicklichkeit annehmen müssen.

VII.

Volksarzneimittel.

Trotzdem ich in den vorhergehenden Abschnitten so manches Volksheilmittel der Zigeuner erwähnt habe, so erscheint es mir doch angezeigt, an dieser Stelle mit Hinweglassung der bereits angeführten Heilmittel, ein nach Krankheiten geordnetes Verzeichnis aller der Volksarzneimittel der Zigeuner, besonders der siebenbürgischen, ungarischen, rumänischen und serbischen zu geben, so weit mir dieselben bekannt sind. Diese Mittel stehen ja mit dem Volksglauben in enger Verbindung; ihre Kenntnis entspringt weniger der klaren Sinnesanschauung, sondern mehr dem Instinkt. Viele dieser Volksarzneimittel der Zigeuner können nur unter Beachtung gewisser Formalitäten und bei Hersagen gewisser Formeln angewendet werden und sind daher für den Volksforscher von doppelter Wichtigkeit.

* * *

Gegen Alpdrücken und Asthma (kolyine pisdipe) wird Rettigsaft (radyika) und Senfmehl (mustaro) zu einem Teige geknetet, daraus man kleine Kügelchen formt. Vor dem Schlafengehen und beim Erwachen soll der Leidende einige von diesen Kügelchen schlucken und die Worte hersagen: „Jesus hat man geschlagen, die Juden sind ihm auf der Brust gesessen, Gott hat sie vertrieben. Ein Böser (miseç = Dämon) sitzt mir auf der Brust, weiße Frauen (Urmen) vertreibt ihn, legt einen großen Stein auf ihn.“ (Jesuses mardyenas, bibolda upro kolyin leske beshenas, devla len malavehas. Yek miseç beshel mange upro ko-

lyin, parne romñiya malaven les, phageraven les bare bareha.) — Auch ist es ratsam, wenn der „Atem ausgeht“, sich auf die Zunge und die Unterlippe zu beißen, wobei man in Gedanken hersagt: „Jetzt hast du nichts zu drücken“ (Akana nañi hin tute the phagarel). Die Zigeuner stellen sich das Asthma und Alpdrücken als einen Krankheitsdämon vor, der inwendig in der Brust sitzend, den Brustkorb nach auswärts drückt. —

Gegen Aufstoßen, Sodbrennen und Schlucksen soll man Kreide oder feingestoßene Schneckengehäuse (skarkuni) oder Krebsenschalen (ráka) essen. Bei häufigem Schlucksen läßt man die Goldfinger, ohne die übrigen Finger zu bewegen, in die Handfläche einschlagen; die Anstrengung, mit welcher dies geschieht, soll das Übel heben. Dabei sagt man die Worte: „Bist du gut (gesinnt), komm' zu mir; bist du schlecht (gesinnt), geh' zum Teufel!“ (Sal tu laces, ava kiya mange; sal tu miseçes, ja kiya bengeske.) Es heißt nämlich, daß, wer schluckst, von irgend einer entfernten Person erwähnt wird.

Gegen Augenkrankheiten giebt es sehr viele Mittel, von denen wir hier nur einige anführen.

Schmiedzigeuner, denen beim Schmieden gar oft heiße Eisenstückchen in die Augen springen, entfernen dieselben dadurch, daß sie mit einem als Schlinge zusammengelegten Roßhaare über den Augapfel hinfahren. Gegen Augenentzündungen wenden die serbischen Wanderzigeuner folgendes Mittel an: Von frischen Wachholder- und Lindenzweigen wird die äußere, bräunliche Rinde behutsam abgelöst und dann nur die innere weiße abgeschabt. Nun gießt man etwas Flußwasser auf diese Rinde und schlägt sie mit einem reinen Hölzchen so lange, bis ein gründlicher Schleim auf den Rindenstückchen erscheint, den man dann mit einem Leinwandlappen abstreicht und damit das kranke Auge verbindet. Dabei spricht man die Formel:

Andro cero del laces,	Guter Gott im Himmelreich,
Ava, sastyar man siges!	Komm' und hilf du mir sogleich!
Kale romña shungarde,	Schwarze Weiber haben mich angespieen,
Parne romña nashade,	Weiße wollen mir entfliehen,
Yon man na sastyaren!	Wollen mir nicht helfen!
Kale guruvña upre bar,	Schwarze Küh' am Berge,
Parne guruvña ande mal,	Weiße Küh' im Tale,
Yon man na sastyaren!	Wollen mir nicht helfen!

Andro cero del laces,	Guter Gott im Himmelreich,
Ava, sastyar man siges!	Komm' und hilf du mir sogleich!

Das Blut einer schwarzen Henne mit dem Kot eines weißen Hundes vermischt, dem etwas Rindsgalle beigemengt wird, verwenden die südungarischen Zigeuner zu Umschlägen bei Augenentzündungen; warme Ziegenleber, auf das kranke Auge gelegt, soll auch gute Dienste leisten. —

Ausschläge am Körper soll man bei abnehmendem Mond mit Froschlaich waschen, wobei man spricht: „Dir Mond, klag' ich meine Not! Gieb den Fröschen meinen Ausschlag und mach' mich rein!" (Tut' coneske, m're volog me panaslav! De shampenge mire ger te ker man iyes!) Dann wäscht sich der betreffende in dem Wasser den Körper ab, aus dem er den Froschlaich genommen. Dies Heilmittel muß er jeden Abend so lange anwenden, bis der Mond eben im Abnehmen begriffen ist. Wenn der ganze Körper mit Ausschlägen bedeckt ist, so wird der Kranke bis an den Hals in Pferdedünger eingegraben und muß so von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verharren; ferner muß er so lange, bis daß er einschläft, die Formel hersagen: „Weiße Pferde gehen am Himmel, steigen auf die Erde nieder, lassen hier den vielen Kot, helfen mir in meiner Not; weiße, weiße Pferde!" (Parne graya upro cero janen, upro pçuv yon teleuren, muken kate leskre akul, sastyaren man andre volog; parne, parne graya!)

Gegen Biß eines tollen Hundes wenden die südungarischen Zigeuner folgendes Mittel an: Die Wunde wird ausgebrannt und dann mit einem Pulver von spanischen Fliegen bestreut; von diesem Pulver wird auch dem Kranken eingegeben, ferner muß der Betreffende viel Knoblauch (sir) essen. Nach einigen Stunden legt die Zauberfrau einen Verband auf die Wunde, der aus Honig (avyin), der feingeriebenen Wurzel des Wasserwegwarts (plakero) und Kochsalz (lon) besteht. Dann spricht sie ihre Gebete über die Wunde, wobei sie mit der linken Hand die kranke Stelle, mit der rechten aber den Kopf eines Hundes erfaßt. Gewöhnlich sagt sie dies Gebet neunmal her: „Weißer Hund im Totenreich, o komm' zu uns; weißer Hund im Totenreich, belecke diese Wunde; trage das Gift den Toten; sie sollen das Gift verbrennen. Wir weinen und klagen, jammern und schreien, und du wirst unsichtbar kommen, damit du uns helfest! Die

Urmen lieben uns, die Urmen helfen, sie bringen uns deinen Speichel.“ (Parne jiukleya ande them mulengre, oh ava kiya amenge: parne jiukleya ande them mulengre cara ada pugñi, ana o sor mulanenge; pabaren sor, Amen rovas te brigoyas, vatiyas te cingardas te tu prejaha bidikimakes, kityi amenge tu sastyares! Urme kamen men, Urme sastyaren men, yon anen amenge t'ro stavo!)

Die siebenbürgischen Zeltzigeuner wenden dasselbe Mittel an und glauben, daß unter der Zunge des Gebissenen sich ein Bläschen bilde, das einem Hundekopfe ähnlich, das Wutgift enthalte. Dies Bläschen wird dann aufgeschnitten und mit einem glühenden Eisenstückchen ausgebrannt. Im Jahre 1886 war ich auch Zeuge einer solchen Operation. Wir befanden uns in den „Winterquartieren“, in den Erdhöhlen an den südlichen Abhängen der Karpathen in der Nähe von Sárkány. Ein junger Zigeuner wurde von einem tollen Wolfe in das Bein gebissen. Nachdem er neun Tage lang die oben beschriebene Kur mitgemacht hatte, erklärte die Zauberfrau, daß trotz alledem „unter der Zunge der Wolf sichtbar sei“. In der Tat waren zu beiden Seiten des Zungenbandes kleine Bläschen sichtbar, welche von der Zauberfrau mit einer glühenden Nadel aufgestochen wurden, wobei sie die Worte sprach: „Ich steche dich, ich töte dich, weil du nicht der weiße Hund des Totenreiches bist! Sieben Ketten fesseln dich und siebenmal zerreißen wir sieben Ketten! Gott im Himmel helfe uns!“ (Pusavav tut, mudarav tut, kana tu na sal parno jiuklo andre them mulengre! Efta lancos panden tut te eftavár amen cingeras efta lancos! Devla andro ceros sastyar men!) Der Jüngling genaß, obwohl ihn in der Tat ein wütender Wolf gebissen hatte. —

Gegen den Schlangenbiß wenden die serbischen Zigeuner reichlichen Gebrauch von Spirituosen an. In Serbien und Südungarn, wo die Viper häufig vorkommt, heilen die Zigeuner jeden, der gebissen worden ist, damit, daß sie ihn einige Tage hindurch berauschen. —

Gegen die Bleichsucht, die wohl gar selten bei Zigeunerinnen auftritt, wird folgendes Mittel angewendet: Das Menstruationsblut eines Weibes wird, mit Eselsmilch gemischt, der betreffenden Maid zu einem Tranke bereitet. Dieselbe muß bei zunehmendem Monde an einen Fluß gehen und diesen Trank zur

11*

Hälfte austrinken (sie kennt gewöhnlich die Ingredienzen desselben nicht), den Rest aber in den Fluß gießen, wobei sie die Worte spricht: „Nivashi-Weiber, ihr braucht es nicht; ich gebe es euch; gebt mir, was ich brauche!“ (Nivashengré romñiya ada tumen na kamen; me dav tumenge ada; den mange, ko me kamav!) Dann muß sie ein Monat hindurch einen Rosenstrauß mit ihrem Wasser begießen. —

Bei Blutspeien nehmen die Zigeuner Kochsalz, in Wasser aufgelöst, ein. Beim Nasenbluten umwickelt der Betreffende den kleinen Finger seiner linken Hand fest mit einem Zwirnfaden und während er das Blut auf die Erde rinnen läßt, spricht er die Worte: „Phuvush, komm' und friß!“ (Phuvush ava te ça!) Die siebenbürgischen Zigeuner glauben nämlich, daß, wer zufällig auf den Eingang in die unterirdischen Behausungen der Erdgeister, der Phuvushe, tritt, Nasenbluten bekommt. Hört das Bluten auf, so wird der um den kleinen Finger gewickelte Zwirnfaden in die Erde vergraben, damit das Übel sich nicht so bald wiederhole. — Bei Gebärmutterblutungen verbrennen die südungarischen Zeltzigeunerinnen irgend ein Kleidungsstück ihres Ehemannes; die Asche wird gesammelt und mit Zimmetpulver gemischt in roten Wein getrunken, dabei muß das Weib die Worte sprechen: „Heilig ist Gott, heilig ist Jesus, heilig ist Maria, die uns Weibern hilft. Hilf mir o heiliges Weib!“ (Svato hin devla, svato hin Jesus, svate hin Maria, ke amenge romñiyenge sastyarel. Sastyar man oh svate romñiye!) Dann muß das Weib ein Wagenrad mit ihrem Blute besprengen; sobald der Wagen weiterfährt, nimmt er einen Teil des Übels mit sich. —

Bei Bruchschäden wenden die siebenbürgischen Zigeuner folgendes Mittel an: Der Betreffende geht vor Sonnenaufgang zu einem Lindenbaum, bohrt in denselben ein Loch und läßt sein Wasser hinein; dann schlägt er einen Zapfen in das Loch und spricht: „Mashurdalo, du bist stark, ich gebe dir mein Leid! Wenn du es nicht brauchst, so gieb es deiner Frau! Wenn deine Frau es nicht braucht, so gebe sie es ihrem Sohn! Wenn der Sohn es nicht braucht, so gebe er es diesem Baum!“ (Mashurdalo, tu sal sorales, me dav tut m're nashalyipen! Kana tu ada na kames, de tu ada tire romñake! Kana tire romñi ada na kamel, yoy del ada leske caveske! Kana cavo ada na kamel, yov del ada rukeske!)

Das Fieber. Soeben lese ich in der Monatsschrift für Volkskunde: „Am Ur-Quell“, V. Heft, II. Bd. (herausgegeben von Fr. S. Krauß (eine Mitteilung des Herrn H. Volksmann, in welcher es heißt: „Der gelehrteste Mediziner kann dir ein Mittel gegen Fieber geben, soll er dir aber sagen, was das Fieber eigentlich ist, so kann er das nicht. Das Volk aber weiß, was das Fieber ist. Das Fieber hat seinen Sitz im Magen. Irgendwo da sitzt etwas, das Ähnlichkeit mit Froschlaich hat. Wenn nun die Fieberzeit kommt, so fängt dieses unbekannte etwas an zu zittern und breitet sich zitternd aus in alle Teile des Körpers, und ebenso bewegt es sich zitternd wieder zurück in den Magen.“ Und ähnlich lautet der Volksglaube der Zigeuner: Der Krankheitsdämon setzt sich im Magen fest, aus dem er auf kürzere oder längere Zeit entfernt, jedesmal aber seinen Kot zurückläßt, der das Aussehen des Froschlaiches (jambakosalye) hat, und wenn auch der Krankheitsdämon nicht im Magen ist, so doch das Fieber erzeugt. Gelingt es nun, diesen Kot während der Abwesenheit des Krankheitsdämons aus dem Magen zu entfernen, so ist das Fieber gehoben und der Dämon kehrt in den Magen nicht mehr zurück. Froschleber und Froschlaich, in Branntwein gemischt, ist das allererste Heilmittel der Zigeuner gegen das Fieber. Serbische Zigeuner binden sich bei Fieberanfällen einen lebendigen Frosch, dem die Haut abgezogen ist, an den linken Oberarm. Nach einigen Stunden wird der Frosch herabgenommen und in die Erde vergraben. Siebenbürgische Zigeuner gehen, wenn sie das Fieber haben, vor Sonnenaufgang zu einem Weidenbaum, trinken einige Tropfen vom eigenen Urin, und indem sie die Weidenzweige in Knoten schlingen, sagen sie neunmal die Worte her: „Fieber, Fieber, weich, von mir, hier sollst du wohnen, hier sollst du wohnen!“ (Shilalyi, shilalyi prejia, káte tu besha, káte du besha!) Oder es sammelt der Fieberkranke seine Excremente, Ausscheidungen jeder Art neun Tage hindurch in einem Napfe, dann geht er am neunten Tage vor Sonnenaufgang zu einem hohlen Baume, legt den Napf in die Höhlung und sagt die Formel her:

Shilalyi, shilalyi prejia.	Fieber, Fieber weich' von mir,
Kas tu diñas, me tute dav!	Was du mir gabst, das geb' ich dir!
Ja andre ruk, çá tu caces	Steig' in den Baum und friß dich satt,
M're per na çáben hin	Mein Magen keine Nahrung hat

Tu miseçe shilalyi;	Für dich, du böses Fieberkind;
Kate tu ava may siges	Drum komme her und steig geschwind
Andre ruk, andre ruk caces!	In diesen Baum, in diesen Baum!

Dann darf er neun Tage lang nichts anderes trinken als Branntwein und keine anderen Speisen genießen außer Brot und Knoblauch. Rumänische Zigeuner gießen bei Fieberanfällen diese Ausscheidungen ihres Körpers in einen ihrer abgetragenen Bundschuhe und stellen denselben bei abnehmendem Mond auf einen Kreuzweg, indem sie dabei sagen: „Wer dich sieht, der braucht dich nicht; Fieber komm' drum und friß, was du mir gabst!" (Ko tut dikhel, tut na kamel; shilalyi prejia andakode te ça, kas tu diñas mange.) Fledermäuse, bei zunehmendem Monde gefangen, dann zu Kohlen verbrannt, und diese pulverisiert in die Speisen des Kranken gemischt, gilt für ein kräftiges Mittel bei Fieberanfällen. —

Gegen Fraisen giebt man dem kranken Kinde das Blut einer Fledermaus, mit Eselsmilch gemischt, zu trinken. —

Gegen Frostbeulen wird Hasenfett mit Schafmist und Schweingalle auf den leidenden Teil über Nacht aufgelegt. Vor Sonnenaufgang geht dann der Betreffende zu einem Grabe und vergräbt in dasselbe den Verband, wobei er die Worte spricht: „Toter, dir ist weder warm, noch kalt; drum nimm von mir den Schmerz!" (Mulano, tute na hin tates, na hin shilales; andakode leva tu mange dukh!) Sobald dieser Verband in der Erde vermodert ist, so verschwindet auch die Frostbeule, doch muß der Betreffende diese Kur fortsetzen, ohne dabei die folgenden Verbände zu vergraben. —

Auf Fußwunden legen die Zigeuner Menschenkot mit Öl oder Schmalz gemischt auf. Der erste Verband wird gleichfalls in ein Grab eingegraben, wobei die Worte herzusagen sind: „Toter, du gehst nicht, du liegst; drum nimm von mir den Schmerz!" (Mulano, tu na jas, tu pashlyos; andakode leva tu mange dukh!)

Gegen die Gelbsucht gebrauchen fast alle Zigeunerstämme ein höchst eigentümliches Mittel. Der Milchsaft aus den Stielen der Wolfsmilch (rukeskro tçud), weißer Hundekot, Bohnenmehl, gelbe Rüben, Essig und eine ungerade Anzahl von Läusen werden zu einem Teige geknetet, gebacken und dem Kranken zu essen gegeben. Sieben Tage lang bekommt er keine andere

Speise und darf nur gewässerten Essig trinken oder mit Hühnerkot gemischten Wein. Am siebenten Tage muß er eine gelbe Rübe aushöhlen, seinen Urin hineinlassen und diese vor Sonnenaufgang im Walde an einen Baum hängen, dabei muß er die Worte hersagen: „Gelbe Kühe auf dem Berge zerstampfet den gelben Bösen (Dämon), der in mir ist! Gebt ihm die Rübe zu fressen, gebt ihm mein Wasser zu trinken! Wenn ihr neunmal (zum neuntenmal) auf die Weide kommt, so soll er die Rübe gefressen, mein Wasser getrunken haben! dann zerstampft ihn, ihr gelben Kühe auf dem Berge!“ (Jelde guruvñiya upro play telerumen jelde miseçes, ko andro man hin! Tumen den ropa the çal leske, tumen den m're muter the piyel leske! Kana tumen eñavar janen upro mal, yov ropa çalyas, m're muter pivlyas! ákor tumen telerumen les, jelde guruvñiya upro play!) — Euleneier essen rumänische Zeltzigeuner, wenn sie in der Gelbsucht sind. —

Gegen Geschwulst überhaupt wird eine Art von Pflaster aus Seife, Ziegenmilch, Hollunderrinde und Honig auf den leidenden Teil getan. Wenn der Verband herabgenommen wird, so legt ihn der Betreffende unter einen großen Stein mit den Worten: „Stein, drücke ihn, damit der Böse verrecke!“ (Bar, pisda les, hoy miseç merel!)

Gegen Halsweh gilt es bei den serbischen und südungarischen Wanderzigeunern für das beste Mittel, wenn der Leidende die sogenannte Schlangenschnur um den Hals trägt. Diese Schlangenschnur (sapebisakro) besteht aus den Engliederteilen von Schlangen und Eidechsen, die an eine Schnur gereiht, dem Leidenden mit den Worten an den Hals gehängt werden: „Die Schlange kriecht, der Vogel fliegt, der Mensch geht; was in meinem Halse ist, soll wie die Schlange weiter kriechen und mich verlassen; so wollen es die drei weißen Frauen!“ (Sap masokel, o ciriklo ural, o manush jal; ko andre miro kirlo hin, sar sap dureder masoke te man mika; kade kamen trin parne romñiya!) Nußschalen, mit Honig und weißem Hundekot in Eselsmilch gemischt, gilt für ein sehr kräftiges Heilmittel bei Halsentzündungen. — Serbische Zigeuner, die häufigen Halsentzündungen ausgesetzt sind, tragen einen mit Pech bestrichenen Faden beständig um den Hals. Weihrauch (svato tuv), in ein Stückchen Brot gelegt und mit dem Geifer eines weißen Hundes

befeuchtet, soll man essen, wenn man einen „geschwollenen“ (shuvolye) Hals hat. —

Gegen Harnruhr und Harnbeschwerden überhaupt wird vom Leidenden vor Sonnenaufgang frischer Pferdemist gesammelt, derselbe mit Terpentinöl und Knoblauchsaft vermengt, in Wasser getrunken. Sobald das Wasserabschlagen über den Leidenden kommt, soll er die Worte sagen: „Der Teufel ging auf einen Berg und wollte Regen machen; doch er konnte nicht; ich mache Regen und lasse den Schlechten (Dämon) heraus!“ (O beng upro bar gelyas te brishind kamelas the kerel; uva yov na kamelas; me kerav brishind te avrimikav miseçes!) Weinrebenblätter und Hagebuttensamen, mit Esels- oder Ziegenmilch abgekocht, wird in solchen Fällen auch angewendet. —

Bei Hodensackanschwellung wird ein Brei aus Kürbißkernen, Stutenmilch und Kleien auf einen Lappen gestrichen, auf den leidenden Teil getan. Am nächsten Tage muß diesen Lappen der Leidende in die Erde vergraben und sein Wasser, auf die Stelle lassen, wobei er dreimal sprechen muß: „Phuvush, ich habe zu viel, du hast zu wenig; was ich zu viel habe, das gebe ich dir!“ (Phuvush, mange may but hin, tute may cera hin; so mange may but hin, me dav tute!) Diese Umschläge muß er so lange gebrauchen, bis sich sein Leiden hebt und jedesmal den Umschlag mit den angeführten Worten in die Erde eingraben. Nebenbei werden — was die Hauptkur eigentlich ist — eiskalte Umschläge angewendet. Wenn das Übel nachläßt, so schneidet sich der Betreffende einige Haare vom Körperteile ab, näht sie in ein Säckchen und vergräbt dieses in einen Ameisenhaufen, indem er dabei die Worte spricht: „Laufet und traget den Bösen (Dämon) in die Welt!“ (Prejianen te ligren tumen miseçes andre lime!) —

Gegen den Husten wenden auch die Zigeuner die überall bekannten Hausmittel, warme, schweißtreibende Getränke u. s. w., an; wir haben hier nur eines Gebrauches zu gedenken. Rumänische Zigeuner sammeln — gleich den englischen Landleuten (Anthropol. Review V. 318) — Mistkäfer (minciko), legen dieselben in ein Leinwandsäckchen und hängen dieses dem Leidenden um den Hals. —

Bei Impotenz trinken südungarische Zigeuner Eselsmilch aus Kürbißnäpfen und essen Brot mit Hasenfett und pulverisier-

ten spanischen Fliegen bestrichen. Voriges Jahr (1890) ereignete es sich eben, daß ein Zigeuner infolge des häufigen Genusses dieses Mittels irrsinnig wurde. —

Auf Karbunkeln — ein Übel, das bei Wanderzigeunern gar häufig vorkommt — legt man Honig, mit Bitterschwämmen oder in Ermangelung dieser, mit Zwiebel gemischt, auf. Eitert das Geschwür, so muß der Betreffende den Lappen, mit welchem er den Eiter abgewischt hat, an einen Baum hängen und sagen: „Ich gebe dir das, was du mir gegeben hast! Friß es und hungere nicht!“ (Me dav tute ada, so tu mange delas! Ça tu ada te na hin tute bokh!) — sonst bekommt er das Geschwür gar bald wieder. Ein Brei aus Leinsamenmehl und gebratenen Zwiebeln wird von den siebenbürgischen Zeltzigeunern aufgelegt. Will das Geschwür nicht aufbrechen, so geht der Betreffende vor Sonnenaufgang zu einem Grabkreuz, und den Lappen mit dem daraufgestrichenen Brei am Fuße des Kreuzes vergrabend, sagt er die Formel her:

„Trusul, trusul ashun man,
Dukhal, dukhal caces man!
The sastyarav andre pçuv
De tu mire bare duk:
Kana manusha meren
Nañi, nañi cingerden;
De tu mire bare duk
Mulanenge andre pçuv. —
Andro nevo svunte devleskro, Jesuseskro. . . . .

„Kreuz, o Kreuz, erhöre mich,
Denn ich leide fürchterlich!
Damit gesund ich werde,
Gieb mein Leid der Erde;
Wenn der Mensch schon tot,
Kennt er nicht Schmerz, noch Not;
Gieb mein schweres Übel,
Giebs dem Toten über, —
Im Namen des heiligen Gottes, Jesus. . . . .

Wer Katarrh hat, der soll den Schweif einer Katze oder eines Esels ein wenig in Brand setzen und dann an den angebrannten Haaren riechen. Die siebenbürgischen Zeltzigeuner sprechen dabei die Worte: „Dies stinkt und ist gut; was in mir ist, das stinkt und ist nicht gut, es setze sich auf diesen Schweif und gehe in die Welt!“ (Ada kandel te hin laces; so andro man hin, so kandel te na hin laces, the beshel upro ada pori te jal andre lime!)

Gegen den Kropf gebrauchen die Zigeunerinnen der Donauländer folgendes Mittel: Rote Waldameisen werden gesammelt und in eine Flasche voll Branntwein gelegt. Nach einigen Tagen wird von diesem Branntwein etwas auf Hundefett, Kohlenstaub, Kellereseln und dem Safte des roten Fingerhuts (kelesa-

lyi) gegossen und das Ganze zu einer Salbe vermengt, mit welcher der Kropf täglich, von zunehmendem Monde angefangen, eingerieben wird. Nach der ersten Einreibung wird der betreffenden Person ein Kranz von Gerstenstroh um den Hals gewunden, den sie bis zum abnehmendem Mond tragen muß. Dann erst darf sie ihn ablegen, und indem sie den Mond anblickt, wirft sie den Gerstenstrohkranz in einen Fluß und spricht die Worte:

Con, o con Akana nascol; Barvalyol, barvalyol, So kade mange hin! Te o con barvalyol, Ada mange nascol, So kade mange hin!	Der Mond, der Mond Er nimmt jetzt ab; Es wächst, es wächst, Was ich hier hab'! Und wenn der Mond bald wächst, So nehme dieses ab, Was ich hier hab'!

Gegen Lähmung der Glieder sah ich in Südungarn folgendes Mittel anwenden. Mit Birkenreisern, die einige Tage lang in Salzwasser lagen, wurde das gelähmte Glied der betreffenden Person von einer andern gepeitscht, wobei beide den Spruch hersagten:

Ko andre hin, avriava, Trin Urme cingarden les, Trin Urma traden les, Andro selene ves!	Wer drinnen ist, der komm' heraus, Drei gute Urmen rufen ihn, Drei gute Urmen treiben ihn In den grünen, großen Wald!

Als aus dem gelähmten Gliede bereits Blut hervorquoll, wurde es mit einem Säckchen, in dem sich unzählige Ameiseneier befanden, fest umwunden, die Ruten aber wurden im Walde in ein Baumloch gesteckt. —

Beim Eintritt der Nachwehen wird bei einigen Zeltzigeunerstämmen Siebenbürgens die Kindbetterin mit verfaultem Weidenholz geräuchert, zu welchem Behufe dasselbe angezündet und der Qualm und Rauch unter die Decke der Leidenden hingeleitet wird, wobei die dabei beschäftigten Frauen den Spruch hersagen:

Sik te sik o tçuv ural, Te ural o con, ural! Kana len kadyinaven, Sascipena tut' aven; Kana o tçuv na ural — Tute nañi the dukhal, Tute nañi the dukhal	Rasch und rasch fliegt der Rauch, Und der Mond, der fliegt auch! Haben sich gefunden, Du sollst drum gesunden; Wenn der Rauch vorbei — Sei von Schmerzen frei, Sei von Schmerzen frei!

Serbische Zigeunerinnen werfen einen roten Zwirnknäul über die Leidende, und indem sie das Ende des Fadens in der Hand halten, sprechen sie die Worte: „Die heilige Mutter Maria ging auf den Berg, es floß das Blut aus ihrem Leib auf den Berg. Es kam die Cuma und wollte es auflecken, aber ein Engel warf vom Himmel den roten Faden herab und zog das heilige Blut hinauf. Die Cuma ärgerte sich und spie aus und es kam die Pest. Komm' Cuma, hier hast du Blut, friß es, doch nimm auch die Schmerzen des Weibes mit dir! Im Namen der heiligen Mutter Maria!" (Svate day Maria gelyas upro bar, rat tavdelas andral lakro trupo upro pro bar. Avelas e Cuma te rat the carel yoy kamel, uva yek angalos avri ceri telemukelas lole tica te svate rat uprevasdelas. E Cuma çolyavelas te shungardelas te avelas naslopen. Ava Cuma kode hin rat, ça tu, te ligra tu duk romñakri! Ande nevo svate dayakri Maria!")

Hier müssen wir einen kleinen Abstecher machen. Die oben erwähnte Cuma ist nichts anderes als eine Pestfrau. Hierfür spricht schon der Umstand, daß in einer Variante dieser Formel für naslopen = Pest, das Lehnwort pestica gebraucht wird. Ich habe diese Cuma in den früheren Abschnitten bloß aus dem Grunde nicht erwähnt, weil ich sie nur aus dieser Formel kenne. Als Pestfrau ist sie dem südslavischen Volksglauben entlehnt und ich kann mich diesbezüglich auf Fr. S. Krauß (Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven Seite 57) berufen, der sagt: „Die Pestfrauen sind die ausgebildeste Vermenschlichung ursprünglicher Waldgeister, denn sie erscheinen meist schon so gut wie losgelöst vom Baum und Wald, doch ihre wahre Art verleugnet sich trotzdem nicht. Sie sind Krankheitsgeister aus dem bösen Walde oder aus anderer menschenferner Weltgegend, die auf ihren Reisen durch Jahrhunderte und christlich-religiöse Anschauungen eine besondere Ausbildung in Aussehen und Auftreten erlangt haben. Der Glaube an die Pestfrauen ist so alt als der an Krankheitsgeister, hat aber durch die großen orientalischen Pestilenzen, welche auf die großen türkischen Heerzüge folgten, eine sehr scharfe Entwicklung genommen, so daß er einen verhältnismäßig viel breiteren Raum im Volksglauben der Südslaven als in jenem der westlichen Völker gewonnen." Ferner sagt Krauß: „Bei den Serben im Osten, in Altserbien und Bulgarien ist wie bei den Russen, Rumänen und Magyaren die

Bezeichnung čuma üblich.“ Werfen wir diese Auseinandersetzungen mit der oben angeführten Formel zusammen, so werden wir wohl kaum zweifeln können, daß die Cuma der serbischen Zigeuner nichts anderes als eine Pestfrau des südslavischen Volksglaubens ist. —

Tritt bei einer Wöchnerin die Nachgeburt nicht hervor, so töten die siebenbürgischen Zigeuner einen Vogel, schlitzen ihn auf und, das Innere desselben auswärts gekehrt, legen sie den warmen Cadaver auf den Leib der Wöchnerin. Dies wird so lange wiederholt, bis endlich die verhaltene Nachgeburt irgendwie abgeht. Bei manchen schweren Fällen werden zu diesem Zwecke eine Anzahl von Vögeln getötet, die dann samt der Nachgeburt in eine tiefe Grube geworfen werden, die dann zugescharrt wird, wobei der Ehemann der Wöchnerin gewöhnlich dies Gebet hersagt: „Größter Herr im Himmel, blick' auf uns Arme! Du hast uns jetzt das Gute, Lebendige (Kind) gegeben und das Schlechte (Nachgeburt) genommen! Drei Urmen schicke uns her, damit sie dies in der ersten Nacht bewachsen! Kein Mulo soll es stehlen, kein Phuvush soll es stehlen! Keine Hexe soll es kochen und kein Teufel braten! Größter Herr im Himmel, erhöre uns!“ (Leybareder ray andro cero dikh tu men coren! Akana laces, jides amenge diñas te miseçes lelyas! Trin Urmen amenge kate bica tu, koy ada yekte raciye samalen! Mulo na ada the corel, Phuvush ada na the corel! Holyipi ada na the kiravel te beng na the pekel! Legbareder ray andro cero ashuna men!) Es herrscht nämlich der Volksglanbe, daß die Nachgeburt nur in der ersten Nacht von den angeführten Wesen gestohlen werden kann. Einige Zigeunerstämme verbrennen die Nachgeburt und streuen die Asche in ein fließendes Wasser. —

Beim Nervenfieber und Typhus, der gar oft epidemisch unter den Zeltzigeunern Südungarns auftritt, wird der Kranke mit eiskaltem Wasser gewaschen, sein Körper dann mit Öl eingerieben und das Badewasser auf einen Strauch gegossen mit den Worten: „Wenn du frierst, du gebe ich dir die Hitze des Kranken; wenn dir warm ist, so gebe ich dir dies Wasser! Nimm die Hitze des Kranken, und gieb du sie der Erde über, damit der Böse (Dämon) im Leibe des Kranken verrecke!“ (Kana tut shil hin, me dav tute tatipen nasvaleskro; kana tute tates hin, me dav tute ada pañi! Lela tu tatipen nasvaleskro te de

tu ada pçuvake, hoy miseç andro trupos nasvaleskro the merel!) Ein Zwiebelhäuptchen, in zwei Teile geschnitten, wird dem Kranken auf die Schläfen gelegt und nach einigen Stunden in die Erde vergraben mit den Worten: „Das halbe Leben des Bösen geben wir dir, das halbe ist noch im Leibe des Kranken! Nimm Erde das Ganze (Leben), damit der Böse verrecke! (Dopase jipen miseçeskro amen den tute, dopase mey andro trupos nasvaleskro hin! Lela oh pçuv entreges, hoy o miseç the merel!) Dann wird die betreffende Stelle mit dem Urin des Kranken täglich dreimal begossen. — Die südungarischen und serbischen Zeltzigeuner glauben, daß „hitzige“ Fieber (tate shilályi) dadurch entstehen, daß der Krankheitsdämon in eine kleine Schlange sich verwandelnd, nächtlicherweile am Körper des Schlafenden entlang kriecht und dadurch die außergewöhnliche Hitze erzeugt wird. Tritt daher diese Krankheit epidemisch auf, so streuen die Zigeuner am Abend Kohlenstaub kreisförmig um ihre Zelte, damit „die heiße Schlange nicht kommen könne“ (the na kamel the jál tate sap). —

Bei Ohrensausen und Ohrenschmerzen wird der noch warme und aufgeschlitzte Cadaver eines Vogels auf das Ohr gelegt; später der Vogel verbrannt, und indem man Wachholderholz in die Flammen wirft, muß sich der Betreffende „räuchern“ lassen und den Spruch hersagen:

Tçu, oh tçu lunyáva,	Rauch, o Rauch dehn' dich,
Tçu, oh tçu isbina;	Rauch, o Rauch streck' dich;
Miseç, miseç çuca,	Böser, Böser schwinde,
Andro m'ro kan mudara,	Böser, Böser springe,
Mudara tu akana.	Spring' aus meinem Ohr,
Sik, may sik prejia!	Komm' sogleich hervor!
Ura tu, sar ada tçu,	Flieg' weg, wie der Rauch,
Ura, tu, sar ada tçu!	Flieg' weg, wie der Rauch!
Andro nevo devleskero!	Im Namen Gottes!

Bei Ohrenfluß wird Kamillenthee in das Ohr gegossen, der Ausfluß mit einem Lappen abgetrocknet. Diesen Lappen steckt der Leidende in ein Baumloch und spricht die Worte: „Wenn der Baum Ohren hat, so hat er gewiß große; darum Böser, geh' in den Baum! Wenn der Baum aber keine Ohren hat, so mach' ihm Ohren und wohne du hier in diesem Baum!“ (Kana rukeske hin kan, biso leske bare hin; andakode miseç ja tu andro ruk! Kana rukeske na hin kan, ker tu leske kan te besha tu

kate andro ada ruk!) Dabei muß sich der Leidende mit dem Ohre an den Baum anlehnen. Den gebrauchten Lappen muß er jeden Tag vor Sonnenaufgang jedesmal in ein Baumloch werfen und obige Worte hersagen. Dies geschieht so lange, bis der Ausfluß endlich einmal aufhört. Manche legen sich auch warmen Kuhmist auf das fließende Ohr, den sie dann in einen Fluß werfen und die Worte hersagen: „Nivashi, du hast große Ohren, ich gebe dir meine Krankheit; sie möge in großen Ohren wohnen, ich habe kleine!“ (Nivashi, tute hin bare kana, me dav tute m're nasvalipen; ada andre bare kana the beshel; mange hin cigne!) —

Gegen Quetschungen, Contusionen aller Art wird vor allem auf den leidenden Körperteil die Klinge eines Messers gepreßt, wobei man dreimal, siebenmal oder auch neunmal, je nachdem der Schaden größer oder geringer ist, folgendes spricht:

Ac tu, ac tu, ac kovles,	Werde, werde, werde weich,
Te may sik tu mudares!	Und verschwinde gleich!
Andre pçuv tu jia,	In die Erde sollst du gehen,
Dikhav tut me ñihana!	Nie soll ich dich wiedersehen!
Shuri, shuri ana,	Messer, Messer zieh's heraus,
De pal pçuv!	Giebs der Erde über!

Hierauf wird das Messer dreimal, siebenmal oder neunmal in die Erde gesteckt und wieder herausgezogen. Bei heftigen Quetschungen hüllt man den verletzten Körperteil in ein frisch abgezogenes Tierfell. —

Wer an rheumatischen Schmerzen (cingardipen) leidet, soll bei zunehmendem Mond ein Beutelchen mit Knoblauch und Stechapfelsamen bis zum abnehmenden Mond bei sich tragen, dann aber das Beutelchen ohne ein Wort zu sprechen in ein fließendes Wasser werfen und eiligst davonrennen, denn sonst „springt ihm der Krankheitsdämon nach“ (çucel leske miseç); er muß so lange laufen, bis „der Schweiß seinen Körper badet“ (jipe leskre trupos tovel). Bei heftigem „Gliederreißen“ wenden die südungarischen und serbischen Zigeuner auch folgendes Mittel an: Man macht mit einem neuen, noch nie gebrauchten Messer tiefe Einschnitte in den Fliegenschwamm (Agaricus muscarius, zig. lole bureca), fängt den Saft auf einen Lappen auf, den man dann auf den kranken Körperteil legt. Der Schwamm darf aber nicht abgebrochen werden, sondern er muß an seinem

Platze stehen bleiben, denn nach drei Tagen geht der Kranke hin an den Ort, wo der Schwamm steht, und indem er den Lappen auf ihn legt, spricht er die Worte: „Phuvush, hier hast du gepißt, nimm also meinen Schmerz und friß ihn!“ (Phuvush, kate tu mutryas, lava m're duk te ça tu la!) — Ein auch den siebenbürgern Sachsen bekanntes Gegenmittel der Zigeuner ist folgendes: „Auf derjenigen Stelle, wo jemand von dergleichen Gliederreißen befallen worden, soll man graben, oder wenn es in einem Hause geschehen, den Boden aufbrechen, so wird man daselbst etwas besonderes finden. Dieses Gefundene, es sei nun, was es immer wolle, soll man in einen neuen Topf tun, Wasser dazu gießen, nnd den Topf mit einem Deckel, der recht paßt, nicht nur zudecken, sondern auch verkleistern, alsdann zum Feuer setzen und bei verschlossener Türe kochen lassen. Sobald es nun kocht, so kommt die Hexe und klopft an. Man soll aber bei Leibe nicht „Herein“ sagen, sonst hat die Hexe gewonnen, sondern man soll sich vorher eine Pistole laden, die Türe geschwind öffnen und die Pistole hinter die Person losschießen, so verschwindet der Schmerz.“ (Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen S. 268). Genau dasselbe Gegenmittel wenden auch die Zigeuner an. — Bezüglich des Fliegenschwammes und der giftigen Pilze überhaupt müssen wir noch erwähnen, daß, dem Volksglauben der Zigeuner gemäß, überall solche Pilze entstehen, wohin ein Phuvush sein Wasser abschlägt. —

Gegen die Rose wird fast von allen Wanderzigeunerstämmen folgendes Mittel angewendet: Das Blut eines Gimpels (Dompfaff) wird in einem neuen Gefäß mit der abgeschabten Rinde des Hollunderstrauches (kast bengeskro = Teufelsholz) vermischt und dann auf einen Lappen gelegt, mit welchem man den leidenden Teil über Nacht zubindet. Beim Anlegen dieses Verbandes, was stets nur nach Sonnenuntergang geschehen darf, sagt der Leidende:

Duy yakha hin mange,	Zwei Augen hab' ich,
Duy punra hin mange;	Zwei Füße hab' ich!
Duk andral (yakha)	Schmerz meiner (Augen)
Ja andre punra;	Steig' in die Füße;
Ja andral punra,	Steig' aus den Füßen
Ja andre pçuv;	Hinab in die Erde;
Ja andral pçuv	Steig' aus der Erde
Andro meriben	In den Tot!

Am nächsten Morgen wird der Verband in das nächste Flußwasser geworfen. Serbische Zeltzigeuner binden sich einen mit Kampher und Mehl bestreuten Fuchsschwanz auf den leidenden Körperteil. Dieser Fuchsschwanz wird bei abnehmendem Mond auf einen Kreuzweg gelegt; wer darauf tritt, in den „fliegt die Krankheit" (ural nasvalipen). —

Gegen den Rotlauf wird Schierlingssaft (vureko) mit Bohnenmehl vermischt, aufgelegt, der Verband am nächsten Tage an einen Baum mit den Worten gehängt: „Böser, geh' du in den roten Wald; in dem roten Wald ist ein rotes Haus; in dem roten Haus wohnt ein roter Mashurdalo; der rote Mashurdalo hat ein rotes Roß; das rote Roß hat einen roten Schweif; geh' und wohne im roten Schweif!" (Miseç, ja tu andro lolo ves; andro lolo ves hin yek lolo ker; andro lolo ker beshel yek lolo Mashurdalo; lole Mashurdaleske hin yek lolo gray; lole grayeske hin yeka lole pori; ja tu te besha tu andre lole pori!) —

Gegen Ruhr, die bei den Wanderzigeunern der Donauländer gar häufig epidemisch auftritt, wird der Samen der Brennnessel (çadcerli) mit Mohn (máko), in Ziegenmilch gekocht, dem Kranken eingegeben, auf seinen Bauch aber legt man einige Tage hindurch gut gesalzenen Speck, dem man dann mit dem Kot des Kranken begießt und an einem Flußufer in die Erde gräbt, wobei man dreimal spricht: „Blut aus dem Leib, hier du bleib'; der Phuvush soll dich fressen und der Kranke gesunden! Im Namen des großen Gottes!" (Rat andral trupos, kade tu ac; Phuvush tut the çalyas te nasvalo sastyaras! Andro nevo bare devleskro!) —

Gegen die Schneeblindheit wird auf die Augen die Galle vom Bär, der Eule und des Schweines aufgelegt. —

Gegen den Sonnenstich (tato yumipen = heißer Druck) wird die entzündete Haut mit Unschlitt eingerieben und der ganze Körper mit einem Dekokt von Stechapfelsamen abgewaschen. Der Rest dieses Badewassers wird dann in ein Erdloch gegossen und dabei spricht man die Worte: „Das Heiße aus meinem Leibe gehe in die Erde; das Kalte aus der Erde komme in meinen Leib!" (Tato andral m'ro trupos the jal andro pçuv; shilalo andral pçuv the avel andro m'ro trupos!) Hat man einen sogenannten Donnerstein (devleskero bar =

Gottesstein s. S. 106) bei der Hand, so legt man denselben unter das Kopfkissen des Leidenden; „er soll die Hitze aus dem Leibe ziehen.“ Auch die Zigeuner glauben nämlich, daß bei jedem einschlagenden und nicht zündenden Blitz ein länglicher Stein so tief in die Erde hineinfahre, daß er erst nach neun Jahren, neun Monaten, neun Wochen, neun Tagen und neun Stunden wieder auf der Erde zum Vorschein kommt, obwohl er jeden Augenblick eine Meile aufwärts, der Erdoberfläche zu, steigt. —

Wer sich Warzen (slonkoy) vertreiben will, der lege sich darauf die Haut eines Laubfrosches; nach einigen Stunden verbrenne er die Haut und spreche dabei die Worte: „Kannst du Böser die Haut nicht finden, so sollst du von meiner Hand u. s. w. verschwinden!“ (Kana tu miseç, morci na arakes, andro m'ro vast tu meres!) —

Gegen die Wassersucht (tçulo nasvalipen = dicke Krankheit) wenden die südungarischen Zigeuner folgendes Mittel an: Der Kranke schneidet sich etwas Haare ab, ferner ein Stückchen von jedem Nagel der Hand und des Fußes, näht sie in ein Säckchen, und nachdem er darauf gespieen und uriniert hat, bindet er es einem Fisch an den Leib, den er dann mit den Worten ins Wasser wirft: „Geh' und trinke, wenn du durstig bist!“ (Ja te piya, kana tute trus hin!) —

Ein unter den Zigeunern allgemein bekanntes Heilmittel, um Würmer von Mensch und Tier zu vertreiben, ist das folgende: Der Betreffende, der am „Wurm“ leidet, stellt sich vor Sonnenaufgang vor eine Brennnessel (çadcerli), und indem er dieselbe mit seinem Urin bewässert, spricht er die Worte:

Lace, lace detehara!	Guten Morgen, guten Morgen!
Hin mange may bute trasha:	Ich hab' viele Sorgen:
Kirmora hin	Würmer hat mein . . . .
Te me penav, penav tule!	Dir geklagt soll es sein!
Káles hin yon, loles, parnes,	Weiß sind sie, schwarz oder rot,
Deisirla hin yon mulanes!	Bis morgen seien sie tot! —

Gegen Zahnweh gebrauchen die siebenbürgischen Zeltzigeuner folgendes Mittel: Der Betreffende stochert sich den Zahn womöglich mit einem Spänchen von einem blitzgetroffenen Baume, bindet es dann mit einem Gerstenstrohhalm an einen Stein, den er in ein fließendes Wasser wirft, wobei er den Spruch hersagt:

Oh duk andre m're danda,
Tu na bares cingera!
Na ava kiya mange,
Mire muy na hin kere!
Tut ñikana me kamav,
Ac tu mange pal paca;
Kana e pçus yarpakri
Avel tele pañori!

Schmerz, o Schmerz in meinem Zahn,
Stürme nicht so stark heran!
Geh' von mir, o geh' hinaus,
Ist mein Mund doch nicht dein Haus!
Komm' zu mir nicht auf Besuch,
Stets ich dich ja nur verfluch';
Kommt dies Stroh jetzt in den Bach,
Folge du ihm friedlich nach!

Oder der Leidende speit dreimal gegen den Mond aus und spricht: „Mond, o Mond wachse und werde dick! Nimm meinen Schmerz; du hast einen großen Mund, ich habe einen kleinen Mund und brauche darin keinen Schmerz!“ (Con, oh con barvalyol tu te ac tçules! Lava tu m'ro duk; tute hin bare muy, mange hin cigne muy te me na kamav andre la duk!) —



Schlagworte.

